This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

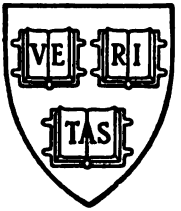
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50514.58.8

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK
For the purchase of German books

Wandlungen.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

In vier Bänden.

Dritter Band.

3-4

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

5051 4.58.8

HARVARD COLLEGE
JUL 30 1924
LIBRARY

Hugo Reisinger fund

D/399.

Erſtes Kapitel.

Es war im Jahre achtzehnhundert vier und vierzig, als in Paris ein Deutſcher, mit ehrfurchtsvoll gezogenem Hute vor der Juliſäule ſtand, deren goldener Genius in der klaren Helle eines Herbſtmorgens funkelte. Endlich riß er ſich aus ſeiner Betrachtung los und ging in eines der Eſtaminets, die den Platz umgeben.

Er ſchritt durch den Flur und trat in die kleine Stube. An den mit grobem Weißzeug bedeckten Tiſchen ſaßen einige Ouvriers. Sie hatten ihre Flaſche Landwein vor ſich, und Brod und Käſe, die ſie mitgebracht. Das Zimmer war lang und ſchmal, das Licht fiel nur ſparſam durch

ein Fenſter hinein, deſſen kleine, runde Scheiben, trüb gebrannt von der Sonne, alterthümlich in Blei gefaßt waren. Ganz in der hintern Ecke des Raumes, an einem kleinern Tiſche, nahe am Kamine, nahm ein Mann ſein Frühſtück ein, der ſich durch ſeinen eleganten Ueberrock von den Blouſenträgern am Fenſter unterſchied. Er ſchien als ein Stammgaſt von der Wirthin mit beſonderer Achtſamkeit behandelt zu werden.

Der Eintretende forderte ein Dutzend Auſtern, eine halbe Flaſche Chablis, und ließ ſich dann nieder, indem er die Anweſenden betrachtete. Aber grade die Theilnahme, mit der er ſich in dem Eſtaminet umſah, brachte den Wirth, der ihm mit höflicher Geſchäftigkeit die verlangten Dinge auftrug, zu der Frage: „Der Herr iſt wohl kein Franzoſe, obſchon er unſere ſchöne Sprache ganz vortrefflich redet.“

Der Fremde lächelte. Außer der Beſtellung des Weines und der Auſtern hatte er keine Sylbe weiter geſprochen, ſagte aber freundlich: „Sie haben Recht, ich bin ein Ausländer!“

„Vielleicht ein Deutſcher?“ fragte der Wirth.

„Wir haben viele Deutſche unter unſeren Kunden, auch Monſieur (er zeigte auf den Herrn am Kamine), der uns ſeit zehn Jahren alltäglich mit ſeinem Beſuche beehrt, iſt ein Deutſcher!“

Der Fremde blickte, ohne dem Wirthe zu antworten, nach ſeinem Landsmann hinüber. Dieſer mochte ein Fünfziger ſein, aber die Sorgfalt, welche er offenbar auf ſein Aeußeres verwendete, ließ ihn jünger erſcheinen als er war. Er trug über einem ganz ſchwarzen Anzuge einen hellfarbigen Ueberrock nach engliſchem Schnitte. Ein weißer Filzhut, feine Handſchuhe, ein Rohrſtock mit ſilbernem Knopfe und gefirnißte Stiefel, verriethen den Anſpruch auf eine Lebensſtellung, welche der Fremde mit dem täglichen Beſuch des beſcheidenen Eſtaminets nicht recht zuſammen zu reimen wußte, ſo daß er ſich von der Neugier ergriffen fühlte, das Geſicht des Frühſtückenden zu ſehen, was ihm bisher nicht vollſtändig gelungen war, weil derſelbe halb von ihm abgewendet und ganz mit ſeiner Mahlzeit beſchäftigt dageſeſſen hatte.

Kaum aber hatte der Fremde ſich erhoben und

nnter dem Vorwande Etwas von der Wirthin zu verlangen, ſich dem Kamine genähert, als der Stammgaſt von ſeinem Teller aufſchaute, die Brille an die Augen drückte, das Auſtermeſſer aus der Hand fallen ließ, und ſich mit dem Ausruf: „Herr Gott, Doctor!“ dem eben ſo Ueberraſchten um den Hals warf, welcher Mühe hatte, in dem wohlfriſirten, behäbigen Manne den alten Studenten-Vater Larſſen wieder zu erkennen.

„Seit wann biſt Du hier?“ fragte Larſſen mit dem Ausdruck des freudigſten Erſtaunens, während er den Freund von Kopf bis Fuß betrachtete.

„Ich kam heut Morgen an!“

„Aber was brachte Dich hier in dieſes Viertel?“

„Der Baſtilleplatz und die Juliſäule!“ antwortete der Doctor mit gewohnter Kürze.

„Ich hatte Deine Verurtheilung zu zehnjährigem Gefängniſſe geleſen,“ ſagte Larſſen noch unter dem Eindruck der Ueberraſchung, „und ich dachte mir, bei ſeinen katoniſchen Grundſätzen wird er ſich ein Pflichtbewußtſein daraus machen, für die

ſogenannte Freiheit ſich einſperren zu laſſen, was beiläufig eben ſolche Narrheit wäre, als zur Feier eines Erndtefeſtes zu faſten. Indeß dem Deutſchen iſt eben Alles zuzutrauen! Um ſo erfreuter macht mich jetzt Dein Hierſein!“ Er gab ihm dabei die Hand und wiederholte: „Ich freue mich ſehr! ich freue mich ſehr, Doctor! und Du kannſt auf mich zählen. Ich werde Dir nützlich ſein! kein Pariſer kennt Paris wie ich es kenne. Ich werde Dir ſehr nützlich ſein!“

Der Doctor ſah ihn verwundert an. Es war ihm neu, ſich Larſſen als eine Autorität und vollends als ſeinen Beſchützer zu denken, er gönnte ihm aber die Genugthuung, während Larſſen, getheilt zwiſchen Freude und Gaſtlichkeit, in fortdauernder Bewegung blieb. Er befahl der Wirthin ſein und des Doctors Frühſtück zuſammen zu ſtellen, räumte Hut und Rock fort, dem Freunde einen behaglichen Platz am Kamine zu bereiten, ſprach dabei heimlich mit dem Wirthe, die beſte Weinſorte zu verlangen, und fragte den Doctor nach alten Freunden in der Heimath, mit einer Liebe und Theilnahme, welche ſelbſt durch

die Sarkasmen nicht zu verbergen waren, mit denen er seines Vaterlandes gedachte.

Die Ouvriers waren auf den Vorgang achtsam geworden. Einer von ihnen, den seine große Gestalt eben so vortheilhaft auszeichnete, als sein gescheutes Gesicht, sagte gegen die Deutschen gewendet: „Es ist schön, in der Fremde einen Landsmann zu finden!“

„Und einen Solchen!“ entgegnete Larssen, der, gewöhnt an die Freimüthigkeit der französischen Arbeiter, ihnen die Gelegenheit zu der Unterhaltung nicht abschneiden wollte, welche Jene offenbar anzuknüpfen suchten. „Der Herr ist ein politischer Flüchtling,“ fügte er hinzu, „ein Mann des Volkes, den man verfolgt hat!“

Sogleich erhob sich der Arbeiter, schenkte sein Glas voll, trat an den Doctor heran und sagte: „Sein Sie willkommen, und auf Ihr Wohl mein Herr!“

Auch die anderen Blousenmänner waren aufgestanden und stießen mit dem Doctor an, der ihren Gruß mit unverkennbarer Bewegung erwiderte.

„Sie bleiben in Frankreich?“ fragte einer der Franzoſen.

Der Doctor antwortete bejahend. „Daran thun Sie wohl!“ meinte der Arbeiter. „Wir haben nicht die Freiheit, die wir haben müßten, um uns zu dem vernünftigen Zuſtande der Gleichheit und Brüderlichkeit zu erheben, aber eine Deſpotie wie in Deutſchland und in Rußland finden Sie hier nicht, und Sie werden doch in Paris leben. Paris tröſtet über Vieles mein Herr!“

Die Anderen ſtimmten in das Lob ihrer Heimath ein, und Alle entfernten ſich dann mit freundlichem Lebewohl.

„Nun!“ fragte Larſſen wohlgefällig, „was ſagſt Du zu meinen Franzoſen?“

„Wie ſprechen dieſe Menſchen, wie einfach und edel drücken ſie ſich aus!“ rief der Doctor.

„Nicht wahr,“ meinte der Andere, „man lernt hier glauben an die Helden der Revolution, an die Marſchälle und Herzöge des Kaiſerreichs, die hinter dem Pfluge und aus dem Paſtetenladen hervorgegangen, ſich Königen und Kaiſern an die

Seite ſtellen konnten! Man lernt hier begreifen, was ein Volk und von welchem Gewichte der Wille eines ſelbſtbewußten Volkes iſt! Die Menſchen ſprechen hier gut, das iſt wahr, und wo ſie mit den Worten nicht ausreichen, da ſprechen Eiſen und Steine für ſie, und dieſe Ausdrucksweiſe iſt dann ſehr verſtändlich!" Er lachte mit ſeinem alten heiſern Ton in ſich hinein, und trank ein neues Glas des kühlen Weines hinunter.

Der Doctor ſchwieg. Wohl hatte er dieſe Zuſtände, wohl hatte er den Bildungsgrad des franzöſiſchen Arbeiters gekannt, ſie vermochten ihn nicht zu überraſchen, indeß die Wirklichkeit ergriff ihn dennoch wieder mit ihrer ganzen Macht.

Sein erſter Weg nach ſeiner Ankunft hatte dem Greveplatze, der zweite der Baſtille gegolten, aber erſt das lebende Wort der Lebenden hatte den Eindruck vollendet, den das hiſtoriſche und das gegenwärtige Paris auf einen Menſchen ſeines Charakters machen mußten. In der Heimath von Freund und Feind ſtets als eine Autorität angeſehen, war er ſich oftmals alt erſchienen,

jetzt empfand er sich plötzlich wieder jung, und wie mit einem Zauberschlage aus einem Lehrenden in einen Lernenden verwandelt. Die Fülle neuer Eindrücke erfrischte ihn, ohne ihn zu zerstreuen, aber schon an diesem Morgen empfand er den Schmerz über den weiten Abstand zwischen seinem Vaterlande und Frankreich nur zu sehr.

Larssen seiner Seits konnte der Freude über des Doctors Anwesenheit kein Ende finden. „In meinem Leben," sagte er, „habe ich keine so angenehme Ueberraschung gehabt als Deine heutige Ankunft. Ja! daß ich Dir es ehrlich gestehe, ohne Dich eitel darauf zu machen, ich habe mich ab und zu nach Dir gesehnt, seit ich mir die ehrbareren Verhältnisse errungen habe, die zu suchen der Baron mich damals so unvorbereitet nach Paris geschickt hat. Denn ich habe jetzt nicht nur ehrbarere, sondern ehrbare, sehr ehrbare, ein deutscher Gelehrter würde sagen, sehr brillante Verhältnisse hier in Paris!"

Er zog dabei, als ob es zufällig geschähe, die goldene Uhr aus der Tasche, die er an einer

reichen Kette trug, und ließ sein Auge prüfend über die Kleidung seines Freundes gleiten.

„Man merkt Dir's an," sagte der Doctor, „daß Du rangirter lebst, Du siehst gesund aus und bedeutend jünger als Du bist!"

„Lieber Freund! das macht Paris! Paris! Man hat nicht Zeit zu rosten, keine Falte, keine Runzel prägt sich in uns fest. Greift Dich heute die Tragik eines großen Weltgeschickes schmerzlich an, so glättet morgen das Lachen im Vaudeville Deine Stirne. Und dann die Kleidung! Suche mir in Paris einen Schneider, der einen Rock mit solchen vorsündfluthlichen Schößen, mit so widernatürlichem Kragen macht, wie Du ihn trägst! Du mußt zu meinem Schneider gehen! — Er ist ein Engländer, aber geschult in Paris! — Solidität und Eleganz! — Sieh, wie das Alles sitzt und wie's genäht ist!"

Er hielt damit dem Doctor den Arm hin, indem er auf die sauberen Nähte seines Ueberziehers zeigte. Der Doctor blickte sie flüchtig an und meinte: „Du sollst mich berathen, wenn ich neuer

Kleider bedarf, ſage mir aber vor allen Dingen, wie Du lebſt?“

„Unübertrefflich gut!“

„Aber Du mußt viel arbeiten, nach Deinen Briefen, und“ — —

„Und das war ſonſt nicht nach meiner Neigung,“ unterbrach ihn Larſſen, „indeß die Neigungen ändern ſich. Ich habe den Sybaritismus der Ruhe nach der Arbeit leider nur zu ſpät kennen lernen. Ich habe nicht gewußt, daß ein ſolides Daſein Reize hat, und große Reize, lieber Freund!“—

„Wer ſtreitet das? —

„Ich habe es beſtritten!“ rief Larſſen. „Anfangs wollten mir auch die Verſuche nicht gelingen, mir ehrenwerthere Verhältniſſe zu begründen. Das Jahrgeld, das ich vom Baron hatte, verhalf mir auch weniger dazu, als ſpäter das Geld, das ich nicht hatte. Denn daß ich's kurz mache, Noth und Hunger haben etwas ſehr Aufklärendes, ſehr Ueberzeugendes!“ — Er ſchwieg hier eine Weile, als feſſelten Erinnerungen ſeine Gedanken, dann ſprach er heiter: „Kannſt Du, alter Kato!

Dir wohl den alten Vater Larſſen in ſolider Behaglichkeit denken? Und doch habe ich eine ſolide Behaglichkeit! Ich habe einen kleinen Salon, ein Schlafzimmer und ein Entrée. Ich bezahle allmonatlich mein Frühſtück in dem Eſtaminet, das ich beſuche, um zu raſten, wenn ich alltäglich meine journaliſtiſche Rundreiſe über die Boulevards mache. Ich habe ein feſtes Engagement mit Firmin Didot für ſeine philologiſchen Unternehmungen, ich eſſe für zwei Franken — wie man nur in Paris zu eſſen verſteht. Ich habe nicht nur keine Schulden, ſondern vielmehr eine kleine Rente, und dieſes Alles danke ich dem Gelde, das ich zu einer gewiſſen Zeit durchaus nicht hatte. Es liegt eine ſymboliſche Lehre in dem alten Satze: Gott hat die Welt aus Nichts geſchaffen. Das Nichts iſt höchlich ſchöpferiſch!"

Der Doctor hatte ihn ruhig enden laſſen, weil er dem alten Genoſſen die Freude gönnte, ſich ſeiner günſtigen Verhältniſſe zu rühmen, dann ſagte er plötzlich: „Wie gehts Cornelien?"

„Cornelie Nordheim iſt wohl und munter!" antwortete Larſſen mit einer gewiſſen formellen

Feierlichkeit, die ihm zur Gewohnheit geworden war, ſobald er ſich nicht in perſönlichen Ergüſſen gehen ließ. „Cornelie Nordheim iſt wohl, und tief verſenkt in Studien zu ihrer neuen Arbeit. — Weiß ſie, daß Du hier biſt?“

„Ich habe ihr von Brüſſel, wo ich einen Tag verweilte, gemeldet, daß ich käme.“

„So hat ſie die Nachricht auch erhalten. Ich konnte ſie aber geſtern nicht beſuchen, denn ich hatte einem Debüt beizuwohnen! Ich gelte viel bei Cornelie, ſehr viel! Sie vergißt nicht, daß ſie mir ihr Glück und ihren Ruhm verdankt — und nicht ſie allein verdankt mir ihr Glück! Ich habe eine Celebrität geſchaffen, eine Celebrität! — Ich werde Dir davon erzählen, wie wunderbar im Leben ſich Alles compenſirt!“

Er brach bei dieſen Worten ab, und ſchlug dem Doctor vor, ihn zu der gemeinſamen Freundin hinzuführen, dieſer aber wies das Anerbieten zurück. Er mochte Cornelie weder in der Bewegung dieſes Ankunfttages, noch in Larſſen's Begleitung wiederſehen, ſondern bat ihn, der Freundin ſeine Ankunft mitzutheilen, und ſie zu benach-

richtigen, daß er morgen in der Frühe zu ihr kommen wolle.

Larſſen ſagte das zu und verweilte dann mit warmem Lobe bei Cornelien, die ſich nach ihrer Flucht unter dem Namen Nordheim in Paris niedergelaſſen hatte.

Feſt entſchloſſen, keine der Verbindungen und Vorzüge zu benutzen, die ſie ihrem Vater dankte, fremd in der großen Stadt, hatte ſie ſich an Larſſen gewendet und ihn gebeten, ihr bei der erſten Einrichtung rathend beizuſtehen. Er hatte das mit ſeiner gewohnten Genauigkeit und mit dem freudigen Gefühle gethan, der Tochter zu vergelten, was er dem Vater ſchuldete; aber der Rath, den er Cornelien gewährte, die Stellung, welche er ihr allmählich erringen half, waren nicht im Sinne des Barons geweſen.

Die Zinſen von Corneliens mütterlichem Erbe konnten bei ihren Lebensgewohnheiten für ihren Bedarf nicht ausreichen. Wollte ſie ſich nicht zu Entbehrungen verdammen, wollte ſie nicht aller Freiheit, allem höheren Genuß entſagen, wozu die geſunde Lebenskraft ſich nie entſchließen ſoll, ſo mußte

ſie nach ihrer Ankunft in Paris in eigener Arbeit die Mittel finden, die ihr fehlten. Durch mehrjährige Erfahrung im Unterrichten geübt, hatte ſie Larſſen gebeten, ihr Schülerinnen für die deutſche Sprache zu verſchaffen; indeß das ſorgſame Auge des Freundes hatte nur zu bald bemerkt, daß Cornelie kein Genügen in dieſer Beſchäftigung zu finden vermochte. So lange ſie in ihren Armenſchulen das Lehren als ein religiöſes, gottgefälliges Werk betrachtet, hatte es ſie befriedigt, jetzt, da nur die Nothwendigkeit des Erwerbes ſie dazu zwang, ſchien es ihr ſchwer und todt.

Sie ſehnte ſich nach anderer Wirkſamkeit. Sie hatte Stunden, in denen der Rückblick in die Vergangenheit ſie lähmte, und obſchon weit entfernt, die Schritte zu bereuen, die ſie gethan, konnte ſie der ſchmerzlichen Erinnerungen doch immer noch nicht Meiſter werden. So kam es, daß Larſſen, als ſie eines Tages ihm mit leidenſchaftlicher Erregung von der Entwicklung und Wandlung ihrer Anſichten geſprochen hatte, ihr den Rath ertheilte, dichteriſch zu geſtalten, was ſie bewegte.

„Schreiben Sie ſich von der Seele, was ſich in

Ihrer Seele regt," hatte er geſagt. „Laſſen Sie das Publikum Ihre Erlebniſſe theilen. Sie hören damit auf, Ihnen allein zu gehören, auf Ihnen allein zu laſten, Sie in gewiſſem Sinne abzuſondern. Machen Sie den Leſer zum Theilnehmer deſſen, was Sie immer noch bedrückt, und die Schwere deſſelben wird leichter, Sie werden endlich damit fertig werden."

Der Vorſchlag hatte ſie überraſcht, aber ihre Phantaſie hatte ihn ſchnell ergriffen, weil er einem lebhaft empfundenen und doch nicht klar erkannten Bedürfniß ihres Weſens entgegengekommen war, und noch an demſelben Tage hatte ſie ſich niedergeſetzt, ihre inneren Erfahrungen im verhüllenden Gewande der Dichtung darzuſtellen.

Mit ſtaunender Freude ward ſie bei der Arbeit ihrer Schöpferkraft gewahr. Schon nach wenig Monaten lag ein Roman im Manuſcripte vor ihr, den ſie kaum als ihr eigenes Werk anzuerkennen wagte, in ſo begeiſterter Erregung hatte ſie ihn geſchrieben, ſo fremd, ſo gänzlich von ihr losgelöſt erſchienen ihr die Thatſachen und Zuſtände, die er behandelte.

Larssen hatte ihr einen Verleger dafür geschafft, das Buch ward unter ihrem angenommenen Namen in die Welt geschickt. Das deutsche Publikum nahm es mit einer ungewöhnlichen Anerkennung auf, und plötzlich fand Cornelie sich unter die literarischen Celebritäten eingereiht, sah sie sich in neue Verbindungen gezogen und zu jener Freiheit der Entwicklung hingeführt, die sie seit längerer Zeit für sich erstrebte.

Mit dieser inneren Befriedigung hatte eine bedeutende Veränderung in Corneliens Charakter begonnen. Seit ihre Phantasie einen Spielraum gefunden, in dem sie sich frei und ungehemmt bewegen konnte, wurden ihre Anschauungen des Lebens maßvoller und klarer. Seit sie aufgehört, sich der einzige Gegenstand des Nachdenkens und der Betrachtung zu sein, gewann sie ihre ursprüngliche Einfachheit wieder, und mit dem gefundenen Lebenszwecke, mit dem erkannten Berufe, hatte sich eine wachsende Ruhe über ihr ganzes Wesen verbreitet. Ihre Gesundheit war erstarkt, eine ihr fremde Heiterkeit über sie gekommen, und immer klarer hatte sie in die Vergangenheit zu blicken vermocht.

Je deutlicher ſie die eigenen Fehler und Irrthümer erkannt, um ſo milder war ihr Urtheil, um ſo geneigter war ſie zur Verſöhnung geworden mit allen denen, von welchen ihr Lebensweg ſie abgetrennt. Als die Kritik ſich günſtig für ſie entſchieden, die Theilnahme des Publikums ſich für ihre Arbeit ausgeſprochen, hatte ſie ihrem Vater geſchrieben. Sie hatte demüthig Verzeihung erbeten für die Eigenmächtigkeit ihres Handelns, und liebevoll um Liebe und um Nachſicht angefleht. Da ſie ſich frei und ſelbſtſtändig empfand, erſchien ihr die kindliche Unterordnung leicht, und mit Zuverſicht hatte ſie verſprechen können, fortan durch keine Gewaltſamkeiten dem Vater Aergerniß zu geben. Sie hatte dieſem Briefe ihre Dichtung beigefügt und es hervorgehoben, daß kein äußerer Anlaß ſie zur Demuth und zur Heimkehr dränge, daß ſie aber bereit ſei, ſich allen Wünſchen ihres Vaters zu fügen, welche ihrer perſönlichen Freiheit und ihrer neuen Laufbahn nicht zu nahe träten.

Die Anerkennung, welche der Baron der geiſtigen Begabung zollte, ſeine Theilnahme an der

Literatur, seine Freude an dem Gelungenen in derselben, hatten sie einem günstigen Bescheide entgegen sehen lassen, aber diese Erwartung hatte sie getäuscht. Weit davon entfernt, die neue Lebensrichtung seiner Tochter zu billigen, hatte der Baron sich auf das Entschiedenste gegen Corneliens literarische Thätigkeit, gegen die literarische Thätigkeit der Frauen im Allgemeinen, ausgesprochen.

„Eine Frau," hatte er ihr geschrieben, „welche ihr innerstes Denken der Menge darlegt, giebt sich geistig Preis, und zerstört die heilige Schutzwehr, hinter der sie selbst der Rohe nicht leicht anzutasten wagt, die wahre Weiblichkeit. Eine solche Frau hat etwas Unheimliches für die Menschen, mit denen sie lebt. Wo sie zu lieben, sich hülfreich und demüthig hinzugeben hätte, muß sie beobachten, um Stoff zu finden für jene Schilderungen des intimen Lebens, die allein dem Weibe zugänglich sind, will sie nicht mit frecher Hand alle Bande brechen, welche sie an ihr Geschlecht, an Sitte und an Tugend fesseln.

„Deine Herzensergießungen, die Du so hochtönend mit dem Titel eines Romanes belehnest,

haben mich verletzt, haben mir tiefern Schmerz bereitet, als alle die früheren unglückſeligen Schritte, welche zu thun Du für Deine Entwicklung ebenfalls unerläßlich glaubteſt. Jeder, der den wahren Namen der Verfaſſerin erfährt, wird die Originale zu ihren Geſtalten leicht zu finden wiſſen. — Ich aber will mich und die Meinen weder in dieſer noch in einer andern Maske, ich will die Neugier des Pöbels nicht auf mich gerichtet ſehen. Ich will nicht bewundert, nicht getadelt ſein um meiner Tochter willen. Ich war und bin mir ſelbſt genug, ich bedarf keiner Anerkennung, keiner neuen Ehre.

„Die Ehre, welche mein und meines Hauſes iſt, habe ich vertreten und werde das auch ferner thun. Im Sinne dieſer Ehre weiß ich es Dir Dank, daß Du unſern alten Namen nicht in Dir dem Urtheile des erſten beſten Journaliſten Preis gegeben, daß Du Deine Bekenntniſſe unter einem Namen haſt erſcheinen laſſen, der mit dem unſrigen ſo wenig gemein hat, als Deine Pläne und meine Wünſche für Dein Wohl!

„Ich kann, ich will verzeihen, denn ich möchte

nicht unversöhnt von meiner Tochter scheiden, und das Alter fängt an auf mir zu lasten; indeß meine Verzeihung hat einen Preis. —

„Entsage dem unglücklichen literarischen Wesen. Gieb den unweiblichen Gedanken auf, durch eigene Bedeutung Etwas sein zu wollen. — Tritt in den Kreis der weiblichen Pflichten, in Dein Vaterhaus zurück, und Deine Heimath und Dein Vater sollen Dir ein Schutz sein gegen jede Unbill. Ueberlasse es denen, die ihr Schicksal in der namenlosen Menge geboren werden ließ, sich eine Stellung zu schaffen, sich einen Namen zu machen. Die Freiin von Heidenbruck, die Tochter Deines Vaters, hat eine Stellung, einen Namen in der Welt und bedarf keines andern. Meine volle Vergebung und meine Liebe sollen Dir nicht fehlen, aber ich begehre dafür Deine Rückkehr zu Dir selbst, Deine Rückkehr in den Bereich der Weiblichkeit, deren festgezogene Schranken noch kein Weib jemals ungestraft durchbrochen hat."

Cornelie war nicht allein, als sie den Brief empfing. Eine Freundin, jünger als sie selbst, befand sich in dem Zimmer und war beschäftigt,

ein Notenheft mit einer Partitur zu vergleichen.

Mit zitternder Hand eröffnete Cornelie des Vaters Antwort. Ihr Buſen hob ſich, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, während ſie dieſelbe las. Die Freundin blickte beſorgt zu ihr hinüber, ohne jedoch eine Frage an ſie zu richten. Als ſie den Brief beendet hatte, blieb Cornelie eine Weile nachdenkend, dann faltete ſie das Blatt zuſammen, verſchloß es, und ſprach ruhig, indem ſie ſich zu ihrer Gefährtin wendete, der ſie liebevoll den Arm um den ſchönen Nacken legte: „Wir bleiben bei einander! Ich kann und darf nicht rückwärts gehen, wie mein Vater es verlangt, ſo giebt es keine Vermittlung zwiſchen ihm und mir.“

Die Freundin ergriff die Hand der Stehenden. „Ich könnte Deines Vaters Härte ſegnen, dächte ich nur an mich!“ ſagte ſie, „aber Du biſt traurig, Cornelie!“

„Ja, ich bin traurig!“ entgegnete ſie, „traurig, wie Jeder es ſein muß, der auf den Sieg des Vernünftigen rechnet, und ihn noch immer weiter

hinaus geſchoben ſieht; traurig, wie Jeder, deſſen Hingebung verſchmäht wird. — Und dennoch," fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort, „dennoch fühle ich, daß die Heimath kein Boden mehr für mich geweſen wäre. Du und ich, wir ſind noch nicht am Ziele. Laß uns denn muthig vorwärts gehen und auf einander bauen. Es hat ſich ja ſo Vieles uns zum Glück gewendet, ſeit wir uns gefunden haben!"

„O Alles! Alles!" rief das Mädchen. „Wie denke ich des Tages, da ich zu Dir kam, verzagend, gebrochen in der tiefſten Seele! Ich wagte kaum, Dir meine Dienſte anzubieten, ich war darauf gefaßt, von Dir zurückgewieſen zu werden, und Du —"

„Laß das, laß das, Regine!" beſänftigte Cornelie. „Man ſoll ſo ſchmerzliche Erinnerungen nicht heraufbeſchwören. Laß ſie ruhen! Ein Jeder hat Erlebniſſe, die er vergeſſen muß. Sie ſind vorüber! Das iſt ja genug!"

Damit umarmte ſie die Freundin und ging zu ihrem Schreibtiſch, auch Regine ſetzte ſich zur Arbeit nieder.

Der wunderbare Zufall, der auf dem Scheidewege des eigenen Daſeins Erich's verlaſſene Geliebte zu ihr geführt, war für Cornelie eine Aufforderung geworden, ſich Reginen's wie einer Schweſter anzunehmen. Mit ihr war ſie nach Paris gekommen, durch ſie hatte Larſſen das Mädchen wiedergeſehen, auf deſſen Schickſal er, ohne es zu wollen, einen ſo entſcheidenden Einfluß ausgeübt. Eine abergläubige Scheu hatte Regine Anfangs von Larſſen fern gehalten. Es war ihr geweſen, als müſſe ſie an einem neuen Wendepunkte ihres Lebens ſtehen, da er ihr nahte. Nur allmählich hatten das Mitleid und der Antheil, die er ihr bewies, ihr Zutraun zu ihm gegeben, nur langſam war es Cornelien und ihm gelungen, das verwundete Herz der Armen zu heilen.

Bald aber erkannten ihre beiden Beſchützer, daß Regine nicht für Dienſtbarkeit geſchaffen ſei, daß ein Drang nach Ausbildung, ein künſtleriſches Streben in ihr glühe, und ihre große muſikaliſche Begabung, ihre Sehnſucht ſie zu entwickeln, wieſen den Pfad an, auf den man ſie zu leiten

hatte. Larſſen, der ſich wie einen Schuldner des Mädchens anſah, und der ſelbſt ergriffen wurde von Reginens Glauben, daß er beſtimmt ſei, einen Einfluß auf ihr Leben auszuüben, Larſſen erbot ſich, ihre Aufnahme unter die Schülerinnen des Conſervatoir zu vermitteln, mit deſſen Vorſtehern ſeine journaliſtiſche Thätigkeit ihn in Verbindung gebracht hatte.

Damit hatte Regine an dem Ziele ihrer Wünſche geſtanden. Fortdauernd Cornelien dienſtbar, hatte ſie ihre muſikaliſchen Studien begonnen, während ihre Herrin und Larſſen ihre Bildung zu vollenden ſtrebten, und ihr ſtetes Beiſammenſein mit Cornelie, Reginens ganzes Weſen immer reiner und voller zur Entwicklung brachte. So ward ſie aus einer Dienerin eine Freundin für Cornelie, eine Freundin, auf deren Vorzüge dieſe mit der ſtolzen Freude glücklichen Gelingens blickte.

In ſolcher Weiſe hatten die Frauen mehrere Jahre in ſtiller Arbeit und in ſtillem Frieden mit einander gelebt, und Reginens erſtes Debüt ſtand jetzt nahe bevor. Auf den Rath des Directors des Conſervatoirs hatte ſie beim Eintritt in

daſſelbe ihren hart klingenden Familiennamen gegen den italieniſchen Namen Toſta vertauſcht, der für eine Ueberſetzung des deutſchen Baldig gelten konnte. Niemand in der Heimath wußte, wohin ſie ſich gewendet, auch Cornelie hatte nur geringen Zuſammenhang mit derſelben gehabt. Denn obſchon Erich kein Widerſtreben gegen die künſtleriſche Thätigkeit der Frauen fühlte, ſo war die Abneigung Sidoniens gegen eine ſolche um ſo ſtärker, und Erich ſelbſt vermochte ſich mit der Richtung ſeiner Schweſter nicht zu befreunden, die ſich nach ihren früheren Erlebniſſen folgerecht dem Socialismus zugewendet hatte. Nur durch Friedrich und den Doctor hatte Cornelie Nachrichten über ihr Vaterhaus empfangen, und ihr Herz hatte hoch aufgewallt, da der Brief des alten Freundes ihr ſein nahes Kommen gemeldet.

Als er am Tage nach ſeiner Ankunft bei ihr eintrat, fand er ſie, wie er's erbeten hatte, ganz allein. Mit lebhafter Freude eilte ſie ihm entgegen und reichte ihm die Hände, die er ergriff. Seine heftige Gemüthsbewegung machte ihn verſtummen. Er ſtand lange vor ihr, er hielt ihre

Hände gefaßt, seine Augen ruhten auf ihr, als müsse er ihrer Gegenwart sich erst versichern, als müsse er die Züge ihres Angesichtes sich neu zu eigen machen. Ihre Unbefangenheit entwich vor seinem Schweigen, und mit bewegter Stimme sprach sie: „Wir haben uns sehr lange nicht gesehen, mein Freund!“

Aber auch jetzt noch hielt die Tiefe seines Gefühles ihn gebannt. Endlich, als vermöge er seinem Empfinden nicht zu widerstehen, zog er Cornelie sanft an seine Brust, und legte seine linke Hand wie segnend auf ihr Haupt. Cornelie weinte still.

„Vom Vaterlande verbannt, müssen wir unsere wahre Heimath finden!“ rief er erschüttert aus, während auch seine Augen sich mit Thränen füllten.

„O! meine Heimath!“ sagte Cornelie leise und umschlang ihn mit beiden Armen, während er sie fester an sein Herz schloß, in der Gewißheit ihrer Liebe. So hielten sie sich still umfaßt, bis sie sich trennten, und es währte lange Zeit, ehe die Bewegung in ihnen ausgeklungen hatte.

Als sie dann ruhig bei einander saßen, als

ihre Augen ſich geſättigt hatten in dem Anſchauen des geliebten Gegenſtandes, ſagte der Doctor: „Sie ſind ſo ſchön geworden, Cornelie, wie kommt das, Liebe?“

„Weil ich nicht mehr hübſch zu ſein brauchte! Dazu war ich ja nie gemacht!“ antwortete ſie ihm mit einem Lächeln des Glückes.

Und ſie hatte die Wahrheit damit geſprochen. Sie gehörte zu den Frauen, deren großartige Formen ſich nicht für jenen flüchtigen Reiz der Jugend eignen, den die oberflächige Genußſucht ſeichter Männer in den Mädchen ſucht. Jetzt, da die geſunde Fülle reifer Jahre die Schärfe ihrer Züge gemildert, da innere Zufriedenheit ihrem Ausdruck Ruhe gegeben hatte, jetzt mußte es für den flüchtigen Beobachter faſt ſchwer ſein, in dem ſtattlich ſchönen Weibe die frühere Cornelie wiederzuerkennen.

„Ja!“ meinte der Doctor, „das iſt es, was ſo viele Frauen ruinirt. Der thörichte Anſpruch an eine gewiſſe allgemeine Lieblichkeit, die man ungebührlich überſchätzt, läßt Frauen, denen ſie fehlt, für unſchön gelten, und macht ſo viele

Mädchen unzufrieden mit sich selbst. Man sagt dem Mädchen so lange, daß es ihre Aufgabe sei, den Männern zu gefallen, bis sie zur Gefallsucht getrieben werden, und in Häßlichkeit versinken, wenn man sie nicht, oder nicht mehr schön zu finden vermag. Das war ja auch Auguſtens Fall."

Nach Erregungen wie Cornelie und der Doctor sie eben jetzt erfahren, nach Augenblicken, deren Größe und Bedeutung sie weit hinaushebt über das gewohnte Maaß, sehnt die gesunde Natur sich nach einem Raſten, und wie das Auge, welches nach langer Dunkelheit zum ersten Male ein strahlend helles Licht erblickt, sich abwendet, um sich allmählich an den Glanz desselben zu gewöhnen, so bedarf wahre Liebe der Stille, wenn sie sich zum ersten Male ausgesprochen hat. Daß man nach großen Krisen meist zu unbedeutenden Dingen, zu gleichgültigen Gesprächen greift, das ist kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit, die sich im Leben des Einzelnen, wie im Leben der Völker offenbart.

Es that Cornelien wohl, die Gedanken ablenken zu können von der neuen Welt, die sich ihr

erſchloſſen hatte. Sie benutzte die Wendung, welche der Doctor unwillkürlich der Unterhaltung gegeben hatte. „Wie Friedrich und Auguſte ſich zuſammenfinden konnten, iſt mir ſtets ein Räthſel geweſen!“ ſagte ſie.

„Und doch war die Sache ſo natürlich!“ entgegnete der Doctor. „Auguſte hatte keinen innern Halt. Die ſchmerzliche, wenn auch nicht unverſchuldete Erfahrung, daß ſie ſich in den Hoffnungen betrogen, die ſie auf Georg gebaut, hatte ſie ſehr verwundet. — Dieſer Täuſchung war der Gedanke gefolgt, ihm zu beweiſen, was ſie werth geweſen ſei, das hieß in ihrem Sinn, ſich durch eine glänzende Heirath an dem Treuloſen zu rächen!“

„Die Unglückliche!“ rief Cornelie.

„Ja, ſie war unglücklich!“ beſtätigte der Doctor. „Sie hat traurige Jahre einer unfruchtbaren Gefallſucht durchlebt. Jedem Manne hoffte ſie Liebe einzuflößen, von Jedem glaubte ſie ſich geliebt. Mit leidenſchaftlicher Unruhe ſuchte ſie ihre vermeinten Verehrer zu einer Erklärung zu drängen und ſcheuchte ſie meiſt dadurch zurück. Ihre Stimmung verbitterte ſich. Die Nothwen-

digkeit, inmitten eines Kreises heranwachsender jüngerer Mädchen noch zu gefallen, ward ihr immer drückender. Es war ein Jammer, die erzwungene Heiterkeit zu sehen, mit der sie sich in der Gesellschaft bewegte, bis sie sich plötzlich in das Bewußtsein zurückzog, daß keiner von den Männern, die sich ihr genaht hatten, sie zu verstehen und zu würdigen gewußt."

„Wie furchtbar wahr," unterbrach ihn Cornelie, „schildern Sie den Zustand, an dem bei der Art unserer Frauenerziehung so viel Tausende zu Grunde gehen!"

„Auguste ist daran zu Grunde gegangen!" sagte der Doctor. „Daß man ihren Werth verkannt, das war ihr Zorn und auch ihr Stolz. Sie schloß sich gewaltsam gegen alle Theilnahme ab, sie wollte Nichts lieben, nicht mehr an Liebe glauben. Berechnung und Pflichterfüllung waren die Hebel aller Handlungen in ihren Augen. Sie können sich kein freudenärmeres Dasein, kein liebeleereres Verhältniß denken, als jenes, welches Ihr Vater und Auguste, welches der einsame Greis und das einsam alternde Mädchen neben-

einander führten, die sich Beide in ihren Ansprüchen an die Welt und in dem Glauben an die Menschen betrogen wähnten."

„Und die Stimmung meines armen Vaters hat sich nicht geändert?"

„In so fern wohl," versetzte der Doctor, „als er eine warme, ich möchte sagen verehrende Zuneigung für Sidonie hegt, und als er Freude an Erich's Knaben hat. Sidonie ist die erste Person, die ihn beherrscht!"

„Aber Sie schrieben mir, daß Sie den Einfluß, den meine Schwägerin auf meinen Vater übe, für keinen günstigen erachten."

„Ihr Einfluß ist nachtheilig für Alle, für den Baron, für Erich und besonders auch für Auguste."

„Sie lieben Sidonie nicht, mein Freund!"

„Nein!" antwortete er. „Sidonie ist starr und kalt, und das allein verzeihe ich den Frauen nicht, weil es dem innersten Wesen ihrer Natur widerspricht — der thätigen Liebe!"

„So glauben Sie, Sidonie liebe meinen Bruder nicht?"

„Sie liebt ihn wie sie lieben kann!“ sagte der Doctor lächelnd, „und so liebt sie auch ihr Kind.“

„Was soll das heißen?“

„Das heißt, sie ist von ihrer Mutter zur Pflichterfüllung, zur Selbstbeherrschung, als zu ihrer höchsten Lebensaufgabe angeleitet. Diese Pflichterfüllung, diese Selbsterziehung hat sie zu ihrem Panier erhoben und damit sich und ihr eigenes Genügen als den Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen aufgestellt. Sie muß und will dem Bilde entsprechen, das sie sich von sich selbst gemacht hat. So liebt sie Erich, weil sie ihren Gatten lieben muß, so ist sie sittsam, weil sie ihm Treue gelobt hat, so liebt sie ihren Sohn, weil Mutterliebe des Weibes Pflicht ist — aber das Alles ist so fern von jener gesunden, unwillkürlichen Liebe in der Frauenbrust, als das künstliche Skelett einer Blume von dem frischen, belebenden Duft derselben!“

„Entsetzlich!“ rief Cornelie, „das ist die Folge einseitiger Verstandesbildung für die Frauen! Und Erich war so sehr gemacht, durch Liebe sich beglückt zu fühlen! — Empfindet er denn, was ihm mangelt?“

„Er iſt zu gut und auch zu ſtolz ſich's zu bekennen!“ ſagte der Doctor. Es entſtand eine Pauſe, Cornelie war traurig geworden. Der Freund wollte ſie von den Gedanken abziehen, die ſie bewegten.

„Und nun von beſſeren Dingen!“ rief er. „Wie leben Sie Cornelie? Wie ſchreitet Ihre neue Arbeit vorwärts?“

„Nein!“ entgegnete ſie, „nicht von mir laſſen Sie uns ſprechen, die ganze Zukunft iſt ja unſer, wir Beide haben Zeit!“ Der Ausdruck des Glaubens, der Freudigkeit, mit dem ſie dieſe Worte ſagte, die Liebesſicherheit, mit der ſie ihm in's Auge ſchaute, erquickten den Doctor bis in das innere Herz. „Sagen Sie mir, wie geht es Friedrich?“ fragte ſie.

„Es geht ihm gut, denn er entwickelt ſich bei der Ausübung ſeines Amtes mehr und mehr zur Freiheit. Erich konnte nichts Beſſeres thun, als ihm nach dem Tode des Paſtors die Stelle geben, und hätte Sidonie nicht ſeine Heirath mit Auguſte vermittelt, ſo würde es ihm noch beſſer gehen!“

„Er iſt alſo nicht glücklich mit ihr?“

„Gar nicht glücklich!“ entgegnete der Doctor. „Auguſte hatte in ſeiner Krankheit und in ihrer Verlaſſenheit eine Art von Zuneigung für ihn gefaßt. Seine Mutter wußte ihm dieſe lebhafter zu ſchildern als ſie war, und die Dankbarkeit der alten Frau trug dazu bei, Auguſte in Friedrich's Augen zu erheben. Dieſe ihrer Seits fühlte ſich noch unglücklicher im Hauſe Ihres Vaters, ſeit Sidonie in daſſelbe eingetreten war und ihr die Pflichten der Hausfrau abgenommen hatte, während das mißvergnügte Weſen des alternden Mädchens auch keine angenehme Zugabe für den jungen Haushalt ſein mochte. Dazu kam des Pfarrers Tod, Friedrich's Nachfolge in dem Amte, die Nothwendigkeit für ihn, ſich eine Frau zu nehmen. Die Conſtellation war ſo feſt bezeichnet, daß das Zuſammentreffen Friedrich's und Auguſtens eben ſo unausbleiblich, als ihr Zuſammenpaſſen eine Unmöglichkeit war, hätte Ihre Couſine auch die Ehe mit einem bürgerlichen Landgeiſtlichen nicht als eine Heirath angeſehen, zu der nur gänzliche Hoffnungsloſigkeit ſie treiben konnte. Dennoch galt und gilt ihr Bündniß für ein aus Neigung ge-

ſchloſſenes, und beide Gatten haben ſich lange darüber gewundert, daß ſie mit einander nicht fertig zu werden wußten."

Cornelie verſank in Nachdenken. „Sie haben niemals gut von der Ehe gedacht!" ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Von der Ehe, wie ſie unter uns gewöhnlich geworden iſt, denke ich ſehr gering."

„Und kennen Sie Ausnahmen?"

„Ja! aber wenige, und dieſe habe ich ſtets nur da gefunden, wo unbewußte natürliche Einfachheit die Menſchen einfach und natürlich empfinden ließ, oder wo die höchſte Bildung und Cultur ſie zu natürlicher Einfachheit zurückgeführt hatten. Gänzliche Unbefangenheit oder vollſtändige Erfahrung ſind die unerläßlichen Bedingungen für das Glück der Ehe. Die Mehrzahl der ſogenannten Gebildeten befindet ſich jedoch auf jener unglückſeligen Zwiſchenſtufe einer halben, unfertigen Entwicklung, welche nur gegenſeitige Anſprüche, aber nicht die Hingebung hervorbringt, die nöthig wäre, ſie zu befriedigen, und — daß

ich's offen bekenne — die Frauen tragen daran die meiſte Schuld!"

Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden, in die Straße hinabzuſchauen, von welcher Trommelſchall empor tönte.

„Das iſt die Nationalgarde!" bedeutete Cornelie.

„So gleichmüthig ſprechen Sie hier die Worte aus!" rief der Doctor, „und ſo fern iſt man in unſerer Heimath davon, eine Nationalgarde, dieſen bürgerlichen Schutz der Geſetze, eine geſetzgebende Volksvertretung zu beſitzen, daß die bloße Forderung nach dieſen unerläßlichen Bedingungen der Volkswohlfahrt dort noch für Anmaßung, ja für ein Verbrechen gilt! — Ich weiß, ich fühle es, es wird mir ewig hier zu Muthe ſein, als hätte ich träge meine Arbeit, als hätte ich feige meine Fahne verlaſſen — und doch hatte ich keine Wahl — doch ſind Sie, Sie hier, Cornelie!" ſetzte er begütigend mit weichem Tone hinzu.

Der Morgen entſchwand ihnen, ohne daß ſie es bemerkten. Cornelie ſprach ihm von ſich, von ihren Arbeiten, von Regina, von ihren Hoffnun-

gen für dieſelbe. Sie weihte ihn ein in all' ihr Denken, in all ihr Thun und Treiben; auch der Doctor ſprach von ſeinen Erlebniſſen und Abſichten, vom Zuſtande des Vaterlandes und von ihren Freunden. Nur von der ſtillen, nie gekannten Liebesfreudigkeit, die in den Beiden brannte, ſprach Keiner von ihnen an dem Tage wieder.

Zweites Kapitel.

Der Doctor verweilte noch nicht lange in Paris, als er seine weitumfassende Thätigkeit auch auf diesem neuen Felde zu bewähren vermochte.

Die Amnestie des Jahres achtzehnhundert vierzig war in Preußen keine vollständige gewesen. Es weilten noch manche von den alten Verbannten in Paris und neue politische Flüchtlinge und Märtyrer waren dazu gekommen, welche die Hoffnungen, die sie für ihr Vaterland gehegt und zu verwirklichen an der Zeit geglaubt hatten, mit dem Exil bezahlen mußten. Verbannte aus allen Ländern, in denen der Freiheits-Erhebung des Jahres dreißig eine um so beengendere Beschränkung derselben gefolgt war, fanden sich in Paris zusammen,

und die gewaltſame Zerſtreuung der Freiheits-Kämpfer hatte nur dazu beigetragen, ſie auf einem Punkte, wie in einem Focus zu verſammeln, von dem aus das Licht ihrer Ideen und ihres Glaubens um ſo heller in die ferne Heimath der Einzelnen zurückſtrahlen mußte.

Die meiſten Flüchtlinge waren von dem Gedanken beſeelt, daß es einer Propaganda gelingen könne, die Zuſtände im Vaterlande nicht nur umzuſtürzen, ſondern auch aus der Ferne vorbereitend für die Organiſation nach dem Umſturze zu wirken; der Doctor aber theilte dieſe Hoffnung nicht. Hatte er in der Heimath die Geiſter anzuregen, die Zuſtände vorwärts zu treiben verſucht, hatte man ihn dort für einen Agitator gehalten, ſo mußte man ihn hier den Zauberer nennen, weil ſeine ganze Wirkſamkeit darauf gerichtet war, die Heimathloſen aller Nationen vor falſchen Hoffnungen, vor Unbeſonnenheiten zu warnen, zur Mäßigung und zur Geduld zu mahnen.

„Nicht von außen her,“ ſagte er oftmals, „kommen dem Baume ſeine neuen Blätter, kommen

ihm seine Früchte. Er muß sie aus dem eigenen Innern, aus der eigenen Kraft erzeugen, aber die Nahrung, welche ihn dazu erstarkt, die kann ihm zugeführt werden von außen her. Nicht damit dienen wir der Freiheit, daß wir Verschwörungen organisiren und Aufstände veranlassen. Es sind das zerstörende Meteore, die wirkungslos verschwinden, wenn ihr ephemerer Glanz und ihre eben so flüchtige Kraft vorüber sind. Dauernd für die Freiheit wirkt allein die Ueberzeugung, welche sich auf Einsicht gründet, dauernd für sie bürgt allein die Tüchtigkeit des Volkes, und das Volk zur Freiheit zu erziehen, dem Volke aus der Fremde die ihm nothwendige Nahrung zuzuführen, das ist es, was uns obliegt."

Nach diesen Grundsätzen regelte sich seine Thätigkeit. Während er in Zeitschriften und eigenen Werken die Idee der freien Entwicklung auf allen Gebieten des Lebens vertrat, beschäftigte er sich eifrig damit, diejenigen Institutionen durch Anschauung kennen zu lernen, die aus dem Geiste des Socialismus und der Association hervorgegangen waren. Er machte sich zum Lehrer und

Berather der jungen deutschen Handwerk
auf ihrer Wanderschaft oder für länger
zeit sich in Paris aufhielten. In jedem
der dann in die Heimath zurückkehrte, sa
mehr oder minder bewußten Apostel v
ten Lehre der Gegenseitigkeit und Brü
die, älter als das Christenthum, in
brüderlichen Association nur einen ne
druck für ihre alte, unumstößliche Wahrh
den hat.

Die Gleichheit ihrer jetzigen Bestreb
höhte den Genuß des Beisammenseins
Doctor und Cornelie. Er hatte sich in
Hause eingerichtet, das Cornelie und R
wohnten, und in der tiefen Befriedig
Seele glitten die Tage an den Liebend
ohne daß sie sich fragten, wie die Zu
für sie gestalten werde, welche Pläne s
selbe hegten. Sie waren bei einander,
Arbeit, die ihnen angemessen war, glei
anerkennende Freunde, sie hatten Friede
rer Umgebung, und den Frieden der Lie
selbst. Das aber ist jener Zustand der

die keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt, und der nur ein Wunsch übrig gelassen ist, der Wunsch nach unendlicher Dauer.

So war der Herbst ihnen hingegangen, der Winter angebrochen und der Tag erschienen, an dem Regina zum ersten Male in der Rolle der Donna Anna die Bühne betreten sollte. Vom frühen Morgen an hatte Cornelie in den Zügen der Freundin einen Ausdruck stiller Feierlichkeit bemerkt, der ihr sonst nicht eigen war. Der Doctor und Larssen waren gekommen, sich nach ihrem Befinden, nach ihrer Stimmung zu erkundigen, und als die vier befreundeten Personen sich zum Mittagsmahle niedergelassen hatten, sagte Regina: „Könnte ich Euch nur die ahnungsvolle, bange Freude beschreiben, die in mir zittert! Den ganzen Tag suche ich nach einem Bilde dafür und weiß für dieses große Gefühl doch kein anderes zu finden, als die beglückende Sehnsucht, mit der ich als Kind dem Weihnachtsabende entgegenharrte. Seit dem frühen Morgen ist's mir zu Muthe, als hörte ich wieder die alten Kirchthurmglocken das Fest einläuten, als zögen die Musi-

kanten wieder durch die nächtlich ſtillen Straßen unſerer Vaterſtadt, als tönten in unſer armes kleines Stübchen aus der Dunkelheit wieder die Klänge des frommen Liedes herein, das die Geburt des göttlichen Menſchenkindes feiert. Soll doch auch mir heute ein Stern aufgehen, nach dem ich lange und gläubig ſchaute, ſoll mir doch in der Ausübung meiner Kunſt der befreiende Erlöſer erſcheinen."

Sie war ſehr gerührt, die Freunde verſtanden und theilten ihr Empfinden. Larſſen indeſſen, der eine ſolche Bewegung nicht gern in ſich aufkommen ließ, und welcher nebenher auch fürchten mochte, daß die Rührung nachtheilig auf Reginens Stimmung wirken und die Energie lähmen könne, deren ſie bedurfte, meinte: „Nicht Ihnen ſoll ein Stern aufgehen, Regina! ſondern Sie ſollen als Stern aufgehen an dem Kunſthimmel, und Sie werden es als ein Geſtirn vom erſten Range. Hätten Sie geſtern in der Probe das Entzücken des Orcheſters, des Chors, die Ausrufe des Directors gehört, wie ich, Sie würden Nichts von wehmüthiger Empfindung fühlen, ſondern da ſitzen

in der Glorie des Triumphes, die ſchon ihre vergoldenden Strahlen auf Ihr Haupt hernieder ſenkt. Sie werden die Menſchen raſend machen, Regina! raſend vor Enthuſiasmus, das ſag' ich Ihnen!"

„Sein Sie unbeſorgt, mein Freund! ich bin nicht muthlos!" beruhigte ſie ihn, da ſie ſeine Abſicht wohl erkannte.

„Muthlos? wer ſagt denn, daß Sie muthlos ſind? Nur gerührt ſollen Sie nicht ſein, nur jetzt nicht, nur heute nicht! Es iſt mir auch bänglich genug zu Sinne, denn Ihr Succeß wird mich meine Ruhe koſten."

„Ihre Ruhe?" fragte Cornelie.

„Meinen Sie, daß es Nichts iſt, der Freund einer Regina Toſta zu ſein? — Man wird ſich an mich drängen, die Journale werden Reginen's Biographie, die Kunſthändler ihr Portrait, die ſchöne Welt ihre Bekanntſchaft, alle angehenden Talente ihre Protection verlangen! Sie werden ſie verlangen und von mir, von mir allein werden ſie ſie fordern. Ich höre ſchon das Klingeln an meiner Thüre, ich werde keine Ruhe haben bei der Arbeit. Ich ſehe all' die Füße meinen ſaubern Teppich betreten, ich fühle den Neid, die

Mißgunſt der Abgewieſenen — denn Sie müſſen die Menſchen fern von ſich halten, Regina. Ich höre, ſehe, fühle das Alles ſchon im Voraus, wie Heinrich der Vierte den Dolch des Ravaillac — und wie er kann ich dem Verhängniß, der Nemeſis nicht entrinnen. — — Ihr Ruhm wird mich meinen Frieden koſten!“ rief er nochmals aus, und ſank mit komiſcher Verzweiflung in den Stuhl zurück.

Hatte er ſich Anfangs in dem Scherze gehen laſſen, um Regina zu zerſtreuen, ſo hatte er ſich bald in die Idee hineingeſchwatzt, daß ſeine Behaglichkeit und Ruhe durch ihre Erfolge gefährdet werden würden, und daß ſeine innere Aufregung ihm ſchon heute die gewohnte Eßluſt geraubt hatte, war nach ſeiner Anſicht das erſte und nicht das kleinſte der ihm auferlegten Leiden.

Während er Regina zur Ruhe ermahnte, zu den Speiſen und zum Weine nöthigte, damit ſie friſch und kräftig ſei, ſah er von fünf zu fünf Minuten nach der Uhr, hörte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes Geräuſch der Straße, den Wagen zu erſpähen, der ſie zum Thea-

ter fahren ſollte. Er war aufgeregter als ſie ſelbſt. Es litt ihn nicht auf ſeinem gewohnten Platze am Kamine, als man den Kaffee trank. Er fragte nach dem Mantel, nach der Capuze der Freundin, er holte einen Shawl herbei, den ſie zur Vorſicht noch mit ſich nehmen ſollte, um ſich bei der Rückkehr nicht zu erkälten, und dazwiſchen drückte er die Brille an die Augen, Regina aus der Ferne zu betrachten, oder er trat unerwartet an ſie heran, gab ihr die Hand und rief: „Sie werden Furore machen, Regina! Furore! ſage ich Ihnen!“

Endlich hörte man Räder rollen und einen Wagen vor der Thüre halten.

„Das iſt er!“ rief Larſſen. Regina wechſelte die Farbe.

„So laßt uns aufbrechen!“ ſagte ſie mit ſanftem Tone. Larſſen band ihr ſelbſt den Mantel um. Die Hände zitterten ihm, als er es that. Dann reichte die Sängerin ihm und dem Doctor die Hand zum Abſchiede, und verließ mit Cornelien das Gemach, die ihr verſprochen hatte, ſie an dieſem erſten Abende zum Theater zu begleiten.

Larſſen führte ſie die Treppe hinunter. Erſt als der Wagen fortgefahren und mit den Augen nicht mehr zu erreichen war, kehrte er in das Zimmer zurück. Aber auch jetzt noch fand er keine Ruhe. Mit ſchnellen Schritten ging er mehrmals in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor dem Doctor ſtehen.

„Kannſt Du Dir es denken," ſagte er, „daß ich mich verantwortlich fühle für ſie? — Verantwortlich, als wäre ſie mein Kind? mein eigen Fleiſch und Blut? — Der und Jener hat ſich eingebildet, als ich noch zu Hauſe in dem alten Neſte ſaß, in dem ein Menſch, wie ich, nur ein Pedant oder ein Taugenichts werden konnte, Der und Jener hat ſich eingebildet, ich hätte ihn verführt, und nie habe ich Reue, nie habe ich eine Verantwortlichkeit dafür empfunden. Wer zwang die Burſche mir nachzufolgen? Ich lebte mir ſelber, nicht zu ihrem Beiſpiele! — Aber für dies Mädchen, für dieſes ſeltene Mädchen, da fühle ich mich verantwortlich. — Ich, ich habe ſie mit Erich bekannt gemacht, ich bin die Veranlaſſung ihres Unglücks geworden, das nur ſie ſo ſanft und

glorreich überſtehen konnte. Aber ich brachte ſie auch in das Conſervatoir! Auch ihr Glück wird mein Werk ſein! Und," ſagte er nach einer Weile, „wenn es möglich wäre, wenn die Hoffnungen fehlſchlügen, die ich für ſie hege, wenn ſie nicht das Wunder wäre, das ich mit Zuverſicht in ihr erblicke, wenn ihr nicht die glänzende Zukunft beſchieden wäre, die ich für ſie erwarte, ſo ſoll ihr doch Nichts fehlen. Ich, ich will für ſie arbeiten. Ich arbeite gern! und was ich beſitze und erwerbe, das ſoll das Ihre ſein."

Er wendete ſich ab, ſich die Augen zu trocknen, auch der Doctor war ergriffen. Larſſen's ganzes Weſen war verändert in dieſem Augenblicke. Die ſchöne, ſelbſtloſe Liebe verklärte es. Er gönnte jedoch ſeiner Bewegung nur kurze Friſt. Es drängte ihn Reginen zu folgen, und eben brachen die beiden Freunde auf, nach dem Theater zu gehen, als die Thüre ſich öffnete und Georg hereintrat. In demſelben Augenblicke lag er an des Doctors Bruſt, der den ſchönen kräftigen Mann mit Herzlichkeit umarmte.

„Ich konnte nicht in London, Dir nicht

ſo nahe ſein," ſagte Georg, „ohne Dich zu ſehen."

„Seit wann biſt Du zurück?" fragte der Doctor. —

„Heute vor acht Tagen bin ich in Southhampton gelandet. In London fand ich Eure Briefe vor, und heute bin ich eben hier. Wo aber iſt Cornelie?"

Der Doctor gab ihm Auskunft, Larſſen jedoch ließ ihn nicht enden. „Das Alles hat Zeit!" rief er, „das Alles kannſt Du ſpäter erfahren, nur das Eine vernimm jetzt: Du kommſt zur guten Stunde! Du ſollſt den Aufgang eines neuen Geſtirnes erleben, Du ſollſt die Toſta debütiren hören! Du ſollſt erleben, was Du weder in Indien noch in Amerika erleben konnteſt, was man auf der Bühne nicht erlebt hat, ſeit die Malibran in Eurem kalten Mancheſter hinſterben mußte! Alſo komm!"

Mit freundlichem Drängen trieb er die Freunde zum Aufbruch, und bald ſaßen der Doctor und Georg in einer Proſceniums-Loge neben einander, während Larſſen ſich zu Reginen begeben hatte,

um mit Cornelien ihr bis zu ihrem Auftreten zur Seite zu bleiben.

Georg war mehrere Jahre von Europa entfernt gewesen. Nur einmal hatten er und Cornelie sich wiedergesehen, seit sie im Vaterhause von einander geschieden waren. Als die Schwester nach Paris gekommen, hatte Georg sich in Amerika befunden, dann war sie nach seiner Rückkunft zu ihm gegangen, einige Monate in London mit ihm zuzubringen, und bald darauf hatte er sich nach Ostindien eingeschifft. Dort hatte er bis jetzt gelebt.

Der Doctor fand ihn sehr verändert. Die südliche Sonne hatte seine ohnehin dunkle Farbe noch gebräunt. Seine militairische Haltung hatte einer großen Ungezwungenheit der Bewegungen Platz gemacht. Die bürgerliche Tracht, der kurze, volle Bart, den er gegen die englische Sitte um Kinn und Wangen stehen ließ, machten ihn für den ersten Eindruck vollkommen fremd erscheinen. Indeß schon die ersten Worte zeigten, daß die Herzen der Freunde sich nicht fremd geworden waren. Nur die ernste Reife, nur die größere Ruhe, welche

ſich in Georg jetzt unverkennbar kundgaben, erinnerten den Doctor an die Jahre, welche der jüngere Freund von ihm getrennt verlebt hatte, an die mannigfachen Erfahrungen, die er gemacht. Aber der Erörterung war für jetzt nur wenig Raum gegönnt.

Der Muſikdirector nahm ſeinen Platz ein, die erſten Klänge der Ouvertüre erſchallten und mit dem Anſchwellen und Brauſen der Tonesswogen ſtiegen die Theilnahme und die Spannung in den Freunden. Georg hatte durch die Schweſter und durch Larſſen viel von Regina gehört, aber er kannte ſie noch nicht, denn Cornelie war ohne ihre Begleitung in England geweſen. Selbſt die näheren Umſtände ihres Schickſals waren ihm verborgen. Nur dem Doctor hatten Cornelie und Larſſen ſie vertraut, und als man in Erwartung Georg's berathen hatte, ob man ihn in das Geheimniß ziehen müſſe, hatte Cornelie ſich dagegen ausgeſprochen, um der Freundin die Begegnung mit dem Bruder Erich's zu erleichtern, vor der Regina ſtets erbangt hatte.

Geſpannt auf ihren Anblick gingen für Georg die Ouvertüre und die erſte Scene in Erwartung

vorüber. Endlich hatte Leporello sich zurückgezogen, und ein Ausruf der Bewunderung ertönte von allen Ecken, als Donna Anna, den fliehenden Don Juan verfolgend, auf der Scene erschien.

Schon die ersten Worte, jenes gewaltige: „Ja! ich wage selbst mein Leben, Räuber, du entgehst mir nicht!“ elektrisirten die Hörer. Die Kraft und Reinheit der Stimme, der Schmerz, die Angst, die Liebe und der Haß, welche aus den Klängen sprachen, hatten etwas Ueberwältigendes, und von Minute zu Minute wuchs der Beifall des Publikums Regina über sich selbst hinweg zu tragen.

Jede Scheu, jedes Bedenken und Wollen waren verschwunden für sie. Was hatten die Menschen um sie her mit dem Entsetzen, mit der Schmach, mit dem Zorne zu thun, die in Donna Anna's Busen brannten? Was mit der aufzuckenden heißen Liebe, die sie zu dem Verräther zog? Was mit jener schauervollen Seligkeit der unfreiwilligen Hingebung, die sie zu seiner Mitschuldigen gemacht? — Regina wußte nicht mehr, daß sie eine erlernte, vielfach studirte Rolle spielte. Sie selbst erlebte das Alles, Alles war neu, war

überwältigend für ſie. Sie war Donna Anna! Sie war es ja ſelbſt, das entehrte, von ſchneller Liebesgluth erfaßte Weib. Ihre ganze Vergangenheit lebte in ihr auf, ſtellte ſich dar in einer kunſtgeſchaffenen Geſtalt. Sie wollte den Verräther feſſeln, mit den Worten des Zornes, mit den Thränen der Liebe. Sie wollte den Fliehenden nicht laſſen, um ihn ſich, ſich ſelber, nicht der ſtrafenden Gerechtigkeit zu erhalten. — Sie war ein Wunder, ein ſchönes, nie dageweſenes Wunder für Alle, welche ſie ſahen und hörten.

Als dann der Comthur erſchien, der Zweikampf begann, der Greis ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, Don Juan entflohen war, da richtete Donna Anna ſich aus ihrer Erſtarrung empor. Ihr Blick ſah verſtändnißlos und doch vom Grauen furchtbarer Ahnungen erfüllt, in die Leere, die ſie umgab. Wie nach einem Weltuntergange ſtand ſie da. Alles war für ſie verloren, und mit einem Aufſchrei der Verzweiflung, die den Verluſt zu begreifen anfängt, ſtieß ſie die herzzerreißende Klage hervor: „Welch ein ſchreckliches Bild erſcheint vor meinen Augen!“

Kein Laut regte ſich in dem Auditorium, kein Auge blieb trocken. Von Minute zu Minute ſteigerte ſich die Kraft ihres Spieles, bis es in dem Verlangen des Racheſchwurs, in dem Donna Anna ihre Liebe zu ertödten ſucht, den Höhenpunkt erreichte, und das Publikum in fanatiſche Beifallsbezeugungen ausbrach.

Matt und bleich, als hätte ſie die Schrecken eben ſelbſt erlebt, trat ſie in die Couliſſen zurück. Sie hörte nicht die Glückwünſche des Directors, nicht der Mitſpielenden Lob, die ſich zu ihr drängten. Sie warf ſich in Corneliens Arme, und ließ ſich faſt willenlos von dieſer in ihre Garderobe führen. Da ſtand Larſſen, die Augen voller Thränen, die Hände gefaltet und blickte ſie ſprachlos an. Regina ſah ihn nicht. Hingeriſſen von der Gewalt der Eindrücke, welche ſie beſtürmten, warf ſie ſich Cornelien zu Füßen.

„Dir! Dir allein danke ich das! Dir allein! die Du mich aufgenommen haſt an Dein Herz, wo Jede an Deiner Stelle mich von ſich geſtoßen hätte. Dir danke ich, daß meine Seele ſich reingebadet in dem Aether der Kunſt; Dir danke ich

Alles, Alles, was ich bin!“ rief ſie aus. Sie weinte im Ueberwallen ihrer leidenſchaftlichen Freude. Cornelie hob ſie auf, drückte ſie an ihr Herz und ſagte: „Du lohnſt mir überreich, was ſo natürlich war! Vergiß den Treuen nicht, vergiß nicht unſern Rath und unſere Stütze!“

Sie hatte Larſſen die Hand gereicht und ihn herbeigezogen; Regina umarmte ihn, er wagte nicht ſie anzurühren.

„Wie habe ich das Glück verdient!“ ſprach er endlich, „ich, grade ich!“ Da traten der Doctor und Georg in das Gemach, und ſeine Erſchütterung mit ſpottendem Humor bemeiſternd, rief Larſſen gegen ſie gewendet: „Steh ich nicht da, wie Saul, der Sohn Kiß, der ausgeſendet ward, ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen und der ein Königreich fand! Ehrbarere Verhältniſſe ſollte ich mir erwerben, meinte der Baron, und ich gebe dem Vaterlande ſeine beſte Schriftſtellerin, ich gebe der Welt eine Sängerin, wie ſie keine andere je gehabt hat!“

Indeß Niemand hörte ihn. Cornelie war hingenommen von dem Wiederſehen des Bruders, und

das Zeichen erschallte, das Regina auf die Bühne rief.

Ihr Triumph war ein vollständiger. Nach jedem Acte wurde sie gerufen, der Beifall beim Schlusse der Vorstellung wollte kein Ende nehmen. Man drängte sich an den Wagen, sie bei'm Einsteigen noch einmal zu sehen, und betäubt und freudebebend langte sie in der stillen Wohnung ihrer Freundin an.

Mit diesem ersten Auftreten auf der Bühne war Reginens Geschick entschieden. Schon am folgenden Morgen unterzeichnete sie einen Contract für die große Oper. Eine glänzende Unabhängigkeit, ein Leben voll Arbeit, Erfahrung und Genuß breiteten sich plötzlich vor ihr aus. Getheilt zwischen ihren Studien und den Ansprüchen, welche die große Welt an sie zu machen begann, bedurfte sie ihrer ganzen Sammlung, sich nicht durch die Masse der Eindrücke verwirren zu lassen, welche sie bestürmten, und die ruhigen Abendstunden mit Cornelien und den Freunden waren ihr Erholung, wenn sie nicht auf der Bühne zu erscheinen hatte.

Auch Georg, der nach jahrelanger Arbeit ſich Ruhe gönnen wollte, war in Paris geblieben, und hatte ſich bereits in den Kreis der Schweſter eingelebt, als der Sylveſterabend ſie nach heimiſcher Sitte vereinte. Wie es in ſolchen Stunden natürlich iſt, in denen man einen beſtimmten Lebensabſchnitt beendet hat, konnte es an Rückblicken in die Vergangenheit nicht fehlen.

„Mir iſt der Unterſchied zwiſchen der früheren und der jetzigen Zeit," ſagte der Doctor, „nie ſchlagender entgegengetreten, als an dem Abende vor Reginens erſtem Debüt. Nie habe ich lebhafter an eine Unterredung gedacht, die ich einmal vor langen Jahren mit Dir, Georg, mit Deinem Bruder und mit Friedrich hatte."

„Welche Unterredung meinſt Du?" fragte der Angeredete.

„Erinnerſt Du Dich des Abendes, da die erſten Nachrichten von der Julirevolution nach unſerer Heimath kamen und Erich und Friedrich ſo warm die Rechte des Beſtehenden vertheidigten?"

„Vollkommen deutlich!" antwortete Georg, An jenem Abende fand mein Zerwürfniß mit

dem grade anweſenden Hauptmann ſtatt, und die Störung meiner Dienſtverhältniſſe begann. Du predigteſt uns damals die Lehre von der Wandlung des Menſchen!“

„Und hat ſie ſich nicht bewährt, mein Freund? hat ſie ſich nicht an Jedem von uns unwiderleglich bewährt?“ fragte der Doctor. „Als ich die Tochter Deines Vaters, als ich Cornelie neulich freudeſtrahlend in einem Ankleidezimmer der großen Oper vor mir ſah, wie ſie den Erfolg ihrer Freundin, eines armen Bürgermädchens, als ihr eignes Glück genoß; als ich Regina emporgehoben ſah von dem Zuruf der Menge, die den Namen der bis dahin Namenloſen jetzt durch die Welt trägt; als ich Dich mit Zufriedenheit und Behagen Cornelien von Deinen merkantiliſchen Erfolgen in fernen Zonen ſprechen hörte, da habe ich jener Unterredung gedacht, und unſeren beiden damaligen Genoſſen, Friedrich und Erich, Wandlungen gegönnt, wie wir ſie erlebt, wie ſie uns unſerer Zufriedenheit entgegengeführt haben!“

Georg ſtimmte ihm bei, Larſſen aber rief: „Komiſche Menſchen, die Ihr ſeid! als ob Ihr

allein Wandlungen erlitten hättet? Als ob ich nicht viel größere durchgemacht habe? Iſt es nicht mehr als eine bloße Wandlung, iſt's nicht ein Wunder, aus dem alten Vater Larſſen ein rangirter Mann zu werden? Iſt's nicht ein Wunder, daß ich Wein trinke aus ſolchen Finkennäpfchen, wie Cornelie ſie uns bietet, ſtatt mich in Humpen jenes diaboliſch ſtarken Punſches zu verſenken, den ich nicht wieder zu genießen meine, wenn Mephiſto ihn mir nicht einmal zum kühlenden Willkomm in dem Fegefeuer kredenzt, vor dem mich aber, wie ich zuverſichtlich glaube, meine Liebe für unſere lieben Frauen, Cornelie und Regina, bewahren wird. Unſeren lieben Frauen alſo!" wiederholte er, ſein Glas zum Toaſt erhebend. Die Freunde ſtießen lachend mit ihm an.

Als Corneliens Glas mit dem des Doctors an einander klang, ſagte ſie: „Auf Ihre Unwandelbarkeit! Denn der Einzige, der unverändert ſich gleich geblieben iſt, ſind Sie!"

„Ich! Cornelie?" fragte er. „Welch ſchlimmes Zeugniß ſtellen Sie mir mit der Behauptung aus. Glücklicher Weiſe iſt ſie aber nicht wahr."

„Und ſind Sie nicht derſelbe geblieben für und für? Derſelbe treue, werkthätige Freund? Der vorſichtig ſchonende Leiter unſerer Jugend, der uns immer wieder das Sternbild zeigte, dem wir folgen ſollten? Hat Ihr Eifer für Menſchenwohl, für Freiheit ſich vermindert? Worin wollen Sie ſich geändert haben? Es würde mir auch ſchmerzlich ſein, wäre es der Fall.“

„War ich, waren wir unſer und unſerer Liebe denn von Jugend an ſo ſicher?“ fragte er, während ſein Auge zu ihr hinüberſchaute und ihr Antlitz in freudigem Widerſchein erglühen machte.

Die Anweſenden waren überraſcht. Alle kannten die tiefe, ruhige Neigung, welche Cornelie und den Doctor verband, aber niemals war das Wort derſelben vor den Anderen ausgeſprochen worden, und Alle begrüßten es mit Freuden.

„Es iſt mir eine Genugthuung,“ ſagte Georg, „daß ich es Euch nun ſagen kann, wie ich mich Eurer Liebe freue, wie es mir wohlthut, Cornelie, die ich in ſolch kränkelndem Seelenzuſtande verließ, jetzt geſund und glücklich wiederzufinden. Laßt mich denn auch, da wir einmal nach langen

Jahren zu ſo guter Stunde wieder beiſammen ſind, eine Frage an Euch thun, die ebenfalls auf eine Wandlung hinaus läuft.“ Er hielt inne, dann ſprach er gegen den Doctor und die Schweſter gewendet: „Ihr liebt Euch, Ihr ergänzt Euch und ſeid glücklich mit einander; warum ſeid Ihr nicht längſt ſchon Mann und Weib geworden?“

„Er fragt, als ob er die Wilden vor ſich hätte, unter denen er gelebt hat!“ fuhr Larſſen auf.

„Nein!“ ſagte der Doctor, „er fragt, wie ein Menſch geſunde Menſchen fragen mußte, und er hat Recht, wir verlangen nach dieſer letzten Vereinigung, ohne welche der Liebe ihre Vollendung fehlt!“

„Aber was hält Euch ab, ſie zu erreichen?“ rief Georg.

„Ich hatte immer noch gehofft, des Vaters Zuſtimmung, die wir erbeten haben, zu erlangen!“ entgegnete Cornelie bewegt.

„Und er verweigert ſie?“

„Sind die Zuſtände Deiner Heimath Dir ſo fremd geworden, kennſt Du Deinen Vater ſo we-

nig," meinte der Doctor, „daß Du glaubst, er sähe die Civilehe, die allein für Cornelie und mich, für die Christin und den Juden möglich ist, als eine legitime Verbindung an? Er hat uns beschworen, ihm diese letzte Kränkung zu ersparen, er hat der Tochter mit Enterbung, mit seinem Fluch gedroht — —"

„Und das Alles erfahre ich erst jetzt? Das Alles hast Du geduldet ohne mich?" rief Regina.

„Sollte ich Dir die Tage Deiner ernsten Arbeit, die Stunden Deines ersten Triumphes mit diesen Sorgen trüben? Trug Er sie nicht mit mir?" antwortete Cornelie und reichte dem Doctor die Hand, der sie herzlich drückte.

„Aber Erich, hat Erich nicht für Dich gesprochen?" fragte Georg die Schwester.

„Erich?" wiederholte sie, stand auf, suchte aus ihrem Schreibtisch einen Brief hervor und reichte ihn dem Bruder hin. Nach einer Einleitung, in welcher Erich die Stimmung und den Kummer des Vaters schilderte, hieß es darin: „Du weißt, geliebte Cornelie! wie fern mir alle Vorurtheile sind, wie hoch ich den Doctor halte, wie stolz

ich darauf ſein würde, ihn einen der Unſeren zu nennen, und wie erfreut, Dich zufrieden zu ſehen. Aber ſo wenig ich im Stande geweſen wäre, mein Glück auf Koſten unſeres Vaters zu bauen, ſo wenig darf ich Dir rathen es zu thun. — Ohne eine ascetiſche Weltanſchauung zu hegen, ſehe ich Selbſtbefriedigung nicht als das letzte Ziel des Menſchen an. Ich habe, glaube mir das, es in ſchwerem Kampfe an mir ſelbſt erfahren, daß in der Entſagung, in Selbſtüberwindung eine erhebende Kraft liegt. Du mußt entſagen, Du mußt es, Cornelie! Die Familie, des Vaters Wille haben Anſprüche an uns, die wir neben die eignen Wünſche ſtellen müſſen, denn Jeder bleibt der Schuldner der Familie, der er angehört. Du darfſt dem Vater, dem Deine früheren religiöſen Verbindungen, dem Deine Entfernung aus dem Hauſe und Deine literariſche Laufbahn ohnehin kränkend genug geweſen ſind, nicht das Leid zufügen, eine Ehe zu ſchließen, welcher in ſeinen Augen und in den Augen von Millionen unſerer Zeitgenoſſen die rechte Heiligung fehlt.

„Ich ſelbſt, obſchon alle Kirchlichkeit im been-

genden Sinne mir fremd ist, ich selbst erkenne die Berechtigung der bürgerlichen Ehe natürlich unbedenklich an, aber ich kann Dir nicht verbergen, daß für mein Empfinden ihr die Schönheit, die Würdigkeit fehlen, welche die kirchliche Trauung der Ehe verleiht. Die Ehe müßte eigentlich, da sie nach ihrem Wesen ein Mysterium ist, auch unter uns, wie bei den Katholiken, ein Sacrament und unauflöslich sein. Nicht nur mein Gefühl, auch meine politische Ueberzeugung spricht für die strengste Aufrechterhaltung der Ehe im staatlichen und kirchlichen Sinne. So sehr es mich schmerzt, Dir damit wehe zu thun, kann ich Dir nicht verbergen, daß eine Civilverbindung, welche die Ehe aus der Sphäre ihrer Heiligkeit in den Bereich eines fast kündbaren bürgerlichen Contractes herabzieht, nach meinen und nach Sidoniens Ansichten ein Verhältniß ist, welches Dich eingehen zu sehen, mich um Deinetwillen betrüben würde!"

Georg las nicht weiter. Ein Ausdruck von Mißbilligung und Zorn flog über seine Züge, während er verächtlich die Achseln zuckte.

„Das ist der ganze Erich," rief Larssen, „so

war er von seiner Jugend an! Immer hat er seine Verstandesüberzeugung verleugnet aus liebender Nachgiebigkeit. Er wird hart und ungerecht um dieser schwachen Güte willen, und doch leidet er selbst am meisten, wenn er Andere leiden macht." Regina erbleichte bei Larssen's Worten. Georg bemerkte es und sah bald sie, bald die Andern fragend an, denn ihre Bewegung konnte Niemand entgehen.

„Kennen Sie meinen Bruder?" fragte er, und ließ den forschenden Blick auf ihr ruhen, den die Nothwendigkeit der Menschenbeobachtung dem Vielgereisten angeeignet hatte.

„Ja, ich kenne ihn!" antwortete sie verwirrt.

„Und Sie finden das Urtheil wohl zu hart?"

„Fragen Sie mich nicht! nur jetzt nicht! Sie sollen Alles wissen! Alles!" bat sie bewegt. Plötzlich aber stürzten ihr Thränen über die Wangen herab, und mit dem Ausruf: „Gott, warum habt Ihr ihn betrogen?" stand sie schnell vom Tische auf und verließ das Zimmer. Cornelie eilte ihr nach.

Die menschliche Vorsicht und Berechnung zeigten sich in ihrer ganzen Unzulänglichkeit. Alle

hatten es gleichmäßig zu bereuen, daß man nicht offen und einfach zu Werk gegangen war. Schmerzen, die man ſich erſparen will, brechen meiſt doppelt ſchwer herein.

Georg war betroffen. „Was war das?“ fragte er.

„Ein Unglück !Ein himmelſchreiender Frevel!“ rief Larſſen emphatiſch.

„Regine war Erich's Geliebte. Als er ſie verlaſſen hatte, fand Cornelie ſie und nahm ſich ihrer an. Es war Corneliens Wille, daß man's Dir verbergen ſollte!“ ſprach der Doctor ruhig.

Georg war blaß geworden und preßte die Lippen wie im Schmerz zuſammen, aber er faßte ſich ſchnell. „Thörichte Vorſicht!“ — ſtieß er heftig heraus, „Das arme Weib ſo zu quälen! Und weshalb! Bin ich denn Erich?“

Er ging in das Nebenzimmer, in das ſich die Frauen begeben hatten. Als er zurückkehrte, folgten ſie ihm nach. Regine ſah bleich und thränenmüde aus, ſetzte ſich aber mit den Andern wieder zur Tafel nieder. Larſſen verwendete kein Auge von ihr. Georg war der Erſte, der die

Unterhaltung wieder zu dem Punkte zurückwendete, an dem ſie unterbrochen worden war.

„Da das Thun und Handeln doch in allen Fällen die Hauptſache iſt,“ ſagte er zum Doctor, „ſo erklärt mir, was denkt Ihr zu thun, da Ihr die Einwilligung des Vaters zu Eurer Heirath nicht erhalten werdet?“

„Was jeder Vernünftige in ſolcher Lage thun muß!“ entgegnete der Doctor. „Ihr hättet es jeden Falls noch heute erfahren — —“

„Was?“ fragte Georg.

„Daß ich Dich und Larſſen bitten wollte, übermorgen mit uns auf der Mairie den „kündbaren Contract“ zu unterzeichnen, wie Erich es nennt. Er wird es wohl noch einſehen lernen, daß eine überlegte Verbindung ſelbſt gewiſſer, lebensſicherer Menſchen zwar kein Sacrament und kein Myſterium, dafür aber eine ſchöne ſichere Anwartſchaft auf Frieden und auf Freude iſt!“

„Du feſter, treuer Bürge meines Glücks!“ ſagte Cornelie, indem ſie ſich an den Geliebten ſchmiegte, der ſie umarmte.

„Da ſchlägt es zwölf!“ rief Georg. „Laßt uns denn das Neujahr begrüßen, als das Jahr des beginnenden Heils für Cornelie und für Dich, und möge es uns Allen gewähren, was wir zur Befriedigung bedürfen! Möge uns Allen dieſe Stunde eine geſegnete ſein!“

Drittes Kapitel.

Cornelie und der Doctor waren ſeit vier Monaten verheirathet, als man im Schloſſe ein Familienfeſt feierlich begangen hatte.

Der letzte Wagen der Gäſte verließ das Schloß, als der junge Gutsherr die ſtattliche Rampe hinabſtieg, ſich nach dem Pfarrhauſe zu begeben, das jetzt ſein Freund bewohnte.

Dieſer hatte ſich ſchon zeitiger von dem Mittagsmahle entfernt, durch das Sidonie alljährig die Wiederkehr ihres Hochzeitstages zu feiern pflegte, und erwartete Erich, noch einen Gang mit ihm in's Freie zu machen, und des warmen Frühlingsabends gemeinſam zu genießen.

„Komm
als Erich b
„Nein!“
mit dem Ba
„Aber n
„Sie sa
in dem helle
der gehen.
bin von zwe
Friedrich
auf. Der
leise an de
leichten Wol
schwirrten di
leuchtenden
Gärten und
und des Jas
im Grase, u
sich thauschi
Frühling ha
entfaltet, bei
schweigendem
„Es ist mir

Drittes Kapitel.

Cornelie und der Doctor waren ſeit vier Monaten verheirathet, als man im Schloſſe ein Familienfeſt feierlich begangen hatte.

Der letzte Wagen der Gäſte verließ das Schloß, als der junge Gutsherr die ſtattliche Rampe hinabſtieg, ſich nach dem Pfarrhauſe zu begeben, das jetzt ſein Freund bewohnte.

Dieſer hatte ſich ſchon zeitiger von dem Mittagsmahle entfernt, durch das Sidonie alljährig die Wiederkehr ihres Hochzeitstages zu feiern pflegte, und erwartete Erich, noch einen Gang mit ihm in's Freie zu machen, und des warmen Frühlingsabends gemeinſam zu genießen.

„Kommen die Frauen nicht mit?“ fragte er, als Erich bei ihm eintrat.

„Nein!“ antwortete dieſer, „Sidonie macht mit dem Vater ſeine Partie Tarock.“

„Aber meine Frau?“ wendete Friedrich ein.

„Sie ſagte, ſie wolle ſich nicht umkleiden, und in dem hellen Kleide könne ſie nicht durch die Felder gehen. Auguſte iſt ja überhaupt keine Freundin von zweckloſen Wegen, wie ſie's nennt!“

Friedrich entgegnete Nichts und ſie brachen auf. Der Abend war ſtill, der Mond ſchwamm leiſe an dem ſilberblauen Himmel unter weißen, leichten Wolkenſtreifen fort. Schnell und wirbelnd ſchwirrten die Maikäfer an den langſam gleitenden leuchtenden Johanniswürmchen vorüber. Aus allen Gärten und Hecken drang der Duft des Flieders und des Jasmins hervor. Die Heuſchrecken zirpten im Graſe, und wie leichter ſilberner Flor legte es ſich thauſchimmernd über Wieſe und Feld. Der Frühling hatte ſich in ſeiner ganzen Lieblichkeit entfaltet, beide Freunde erquickten ſich daran in ſchweigendem Wandeln, bis Erich endlich ſagte: ‚Es iſt mir bei dem vortrefflichen Weſen Sido-

niens immer ein Räthſel geblieben, daß ihr der Sinn für Naturgenuß faſt ganz verſchloſſen iſt. Ich beklage das für ſie noch mehr als für mich, denn ſie entbehrt ſo viel dadurch!"

Statt eine Entgegnung auf dieſe Bemerkung zu machen, fragte Friedrich: „Haſt Du irgend etwas Unangenehmes erfahren? Du ſcheinſt mir heute ſo verſtimmt vom Morgen an."

Der junge Baron, wie man Erich auf dem Gute noch immer zum Unterſchiede von ſeinem Vater nannte, obſchon der Letztere ſich ſeit vier Jahren in die Stadt zurückgezogen und dem Sohne das Erbgut überlaſſen hatte, — der junge Baron antwortete nicht gleich, ſondern ſagte erſt nach einer Weile: „Es iſt ein eigen Ding mit unſeren Erinnerungen; ſie ſind unwillkürlich wie die Träume, wir haben keine Macht über ſie. Heute ſind es nun ſieben Jahre, daß ich verheirathet bin. Meine Ehe iſt ſo glücklich als möglich, dennoch" — — er hielt einen Augenblick wie in Sinnen verloren inne, und fuhr dann mit einem Seufzer fort — „dennoch taucht an ſolchen Tagen wie der heutige ein Erinnern in mir auf.

Nenne es Liebe, nenne es Reue, ein Erinnern, das mir den Blick trübt für das Gute, das Unschätzbare, das ich besitze, und grade an meinem Hochzeitstage mehr als an jedem andern. Sage mir ehrlich, hast Du Nichts, wirklich gar Nichts mehr von Regina gehört?"

„Nein! auf mein Wort, nicht das Geringste! Heute vor fünf Jahren erhielt ich den letzten Brief von ihr, den ich Dir auf ihr Verlangen zeigte. Es war der Brief, durch den sie uns versöhnte und in dem sie mich bat, Dich und mich über ihre Zukunft zu beruhigen, von der sie selbst das Beste für sich erwartete. Du besitzest ja den Brief!"

„Sie kannte den Tag meiner Vermählung, sie muß also damals nothwendig mit Personen in unserer Umgebung Zusammenhang gehabt haben, und doch war und ist sie meinen und Deinen Nachforschungen so spurlos entschwunden!" sagte der Baron nachdenkend.

„Auch mir," meinte Friedrich, „ist es stets räthselhaft geblieben, weshalb sie sich so hartnäckig verbirgt. Nur die Deutung bleibt mir

übrig, daß ſie jede Erinnerung an Dich dadurch vermeiden will."

„Die Erinnerung vermeiden!" wiederholte Erich. „Das iſt's! das iſt es ſicher! Danke Deinem Schickſal, daß es Dich vor ſolchen Rückerinnerungen bewahrte. Mag ich mir auch ſagen, daß ich nicht anders handeln konnte, daß Regina ſelbſt die Nothwendigkeit unſerer Trennung begriff, daß Tauſende wie ich gefehlt, Tauſende wie ſie gelitten — es bleibt eine Wunde zurück, die nicht vernarbt. Es bleibt ein Schmerz, ſich ſagen zu müſſen: ich habe das Weib verlaſſen, das ich allein mit rückſichtsloſer Liebe liebte!"

„Ich verſtehe das vollkommen!" meinte Friedrich. Mephiſto's diaboliſches: ſie iſt die erſte nicht! iſt kein Troſt. Jeder Schmerz iſt ewig neu, ewig derſelbe urſprüngliche, nie dageweſene, für Jeden, der ihn an ſich erleidet. Der Menſch ſteht mit all ſeinen perſönlichen Erfahrungen dem Leben ſo individuell gegenüber, als hätte noch kein Anderer ſie vor ihm gemacht. Alle theoretiſchen Erfahrungsſätze fremder Vergangenheit ſind Nichts für den gegenwärtig Erfahrenden. Sie

erleichtern unſer Leben, unſere Schmerzen ſo wenig, als der Tod aller jener Millionen, die vor uns ſtarben, uns das Sterben erleichtert. Jeder für ſich ſelbſt! das iſt die wahre Deviſe unſeres Daſeins."

„Sie klingt freilich befremdlich grade aus Deinem Munde, aus dem Munde eines Geiſtlichen und eines Idealiſten!"

„Um ſo mehr darfſt Du glauben, daß ich erwäge, was ich damit ſage! Ich bin dahin gekommen, die Erlangung jener Zuſtände, die wir als idealiſtiſch bezeichnen, nur durch ganz realiſtiſche Mittel für möglich zu halten, und jeder neue Tag beſtärkt mich in dieſer Ueberzeugung."

„Da wir einmal davon ſprechen," ſagte Erich zaudernd, „ſo laß mich Dir bemerken, daß ich den Einfluß, den Du auf die Leute ausübſt, nicht nach allen Seiten einen glücklichen nennen möchte."

„Wer könnte das auch von ſich rühmen," meinte der Andere. „Wer könnte ſagen, daß jedes Saatkorn aufgeht und die rechte Frucht bringt? Man muß zufrieden ſein, den beſten Samen, den man kennt, mit ſorglicher Hand zur rechten

Zeit zu ſtreuen. Das Uebrige thut dann Luft und Waſſer und die Natur des Bodens, auf den die Saat gefallen iſt!"

„Die Frage iſt nur, lieber Friedrich," wendete der Baron begütigend ein, „ob auch die Zeit die rechte, ob der Boden der rechte iſt? — Mißverſtehe mich nicht! ich verkenne in keiner Weiſe das Vortreffliche, das wir Dir hier verdanken, die Verbeſſerung der Schulen, die Gewöhnung der Wirthe, ihre Zuſammenkünfte nicht bloß mit Kartenſpielen und mit Biertrinken auszufüllen, ſondern ſich wenigſtens zwei Mal in der Woche durch die Vorleſungen des Schulmeiſters über manche rationelle Dinge zu unterrichten. Alles, was Du in dem Betrachte thuſt und thateſt, war ganz vortrefflich. Ob Du aber Recht haſt, die Leute in Deiner Weiſe aufzuklären, das iſt mir allerdings fraglich!"

„Was verſtehſt Du darunter?" fragte der Paſtor.

„Ich meine, ob Du Recht thuſt, ihren Glauben zu erſchüttern, und ihnen dazu noch Begriffe und Gedanken beizubringen, die in England und

Amerika an ihrer Stelle ſein mögen, das weiß ich nicht, oder vielmehr, daran zweifle ich, mein Freund!"

Erich hatte dieſen Tadel in der mildeſten Form ausgeſprochen, wie er denn überhaupt bemüht war, die theilweiſe Abhängigkeit, in welcher ſich der Freund ihm gegenüber durch ſein Amt befand, demſelben ſo wenig als möglich fühlbar zu machen. Auch war das Verhältniß der beiden Männer ein ſehr inniges und ſie gegenſeitig fördernd es. Seit der Zwieſpalt, der ſich um Reginens willen zwiſchen ihnen aufgethan, durch deren eigene Großmuth ausgeglichen worden, hatte Nichts ihre Freundſchaft getrübt, und mit Ruhe fragte der Pfarrer: „Von welchen Ideen ſprichſt Du, und mit der Verbreitung welcher Anſichten müßte ich Deiner Meinung nach vorſichtiger verfahren?"

„Mit allen denjenigen, welche ihren Urſprung im Socialismus haben. Es taugt Nichts, Friedrich! wenn dem Arbeiter geſagt wird: Jeder nach ſeiner Fähigkeit, jede Arbeit nach dem Aufwand ihrer Kraft! — Der Schulmeiſter, als di-

recter Verkündiger dieſer Lehren, iſt der Erſte geweſen, der ſich nicht genugſam beſoldet glaubte und deshalb eine beſtimmte Forderung um höheres Gehalt einreichte. Du unterſtützteſt ſein Geſuch, und da er wirklich ein tüchtiger, junger Mann iſt, hatte ich Nichts dagegen, ihm die Zulage von fünfzig Thalern und die kleine Beiſteuer an Nahrungsmitteln zu gewähren, die Ihr gemeinſam für ihn in Anſpruch nahmt. Das lag innerhalb der Möglichkeit und ich that es gern. Indeß grade ſein Erfolg macht die Inſtleute und Arbeiter unruhig. Der Inſpector klagt über eine Unwilligkeit unter ihnen, die immer fühlbarer werde."

„Und wodurch ſoll dieſe ſich kund geben?" fragte Friedrich. „Ich habe nie eine Klage von ihnen gehört."

„Das liegt einfach darin, weil ſie ſich ſtark genug wähnen, ihre Forderung ohne Deinen Beiſtand durchzuſetzen. Sie haben es durch den Hofmann dem Inſpector bei der Abrechnung am letzten Sonnabend ziemlich unumwunden erklärt, daß ſie in dieſer Sommerernte für die lange Tag-

arbeit eine Zulage zu erhalten hofften, denn jede Arbeit sei ihres Lohnes werth!"

„Hältst Du den Anspruch denn für unbegründet," wendete Friedrich ein, „wenn Jemand, der für Dich durch einige Wochen täglich ein Paar Stunden länger als gewöhnlich arbeitet, für diesen Aufwand seiner Kraft Entschädigung verlangt?"

„An und für sich gewiß nicht!" meinte der Baron. „Indeß bei der Verwerthung eines Gegenstandes kommt zweierlei in Anschlag. Der Werth, welchen der Gegenstand für den Verkäufer, und jener, den er für den Käufer hat. Ich kann's nicht hindern, daß die Leute den Werth ihrer Arbeitskraft auf täglich zwei Groschen höher anschlagen, als es jetzt geschieht, es ist auch Nichts dagegen einzuwenden, daß sie's thun — ich kann ihre Arbeit aber zu dem Preis nicht brauchen, so lange ich sie billiger haben kann."

„Laß die specielle Frage für den Augenblick ruhen, wenn es Dir recht ist," meinte der Freund, „und sage mir, ob überhaupt die Gutsverwaltung, ob der Gutsherr nicht bestehen könnte bei dem erhöhten Arbeitslohn?"

„Lieber Friedrich!“ entgegnete der Baron ausweichend, „es ist hier mit der Beantwortung Deiner positiv gestellten Frage Nichts gethan. Es handelt sich um das Princip. Die Theorie, von der Du Dich trotz deiner Abneigung gegen abstracte Theorien immer noch nicht frei machst, die socialistische Theorie hat die Association zur Grundlage. Wir aber, hier auf dem Lande, haben keine Association. Es kann auch keine solche geben zwischen uns, den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, dafür aber liegt auf uns, den Gutsbesitzern, die Solidarität in einem Grade, wie kein System der Welt sie stärker fordern, und wie sie nur bestehen kann, wenn die Leute auch uns solidarisch verpflichtet sind!“

Friedrich wollte eine Einwendung machen, Erich aber sagte: „Nein! laß mich vollenden, denn die Sache ist sehr einfach. All' diese Instleute sind auf mich gewiesen. Sie haben ihr halbes Haus, ihr Stück Land Jahr aus Jahr ein von mir für gleichen Zins in Pacht und Miethe, mag der Ausfall der Ernte gut oder übel, mag der Werth der Producte hoch oder niedrig sein. Ich leiste

auf alle Chancen des Gewinnes von dem Lande, das ſie inne haben, Verzicht zu ihrem Beſten. Ich trage alle Nachtheile des Verluſtes für ſie. Ja — mehr noch! Ich bin moraliſch gezwungen, ſie bei gänzlicher Mißernte zu verſorgen, will ich nicht Noth und Seuche auf den Gütern um ſich greifen laſſen. Kann bei ſolch ungleichem Verhältniß von Aſſociation die Rede ſein? Kann von Gegenſeitigkeit in einem andern Sinne geſprochen werden, als etwa inſofern, daß mir der Arbeiter für meine großen Verpflichtungen gegen ihn, ſeine Kraft zu dem hergebrachten Preiſe überläßt? zu dem Preiſe, der mir die Mittel giebt, ihn in Zeiten der Noth nicht darben zu laſſen und ihn zu verſorgen, wenn er hülfsbedürftig iſt?“

Friedrich hatte ihn ruhig enden laſſen, dann ſprach er: „Du klagſt mich des Idealismus an, und doch beruhen alle Deine Einwände auf der ideellen Vorausſetzung einer wohlwollenden, menſchenfreundlichen Gutsherrſchaft. Sie beruhen auf Deinem perſönlichen Bewußtſein, daß die Häuſer Deiner Leute ſo gut als möglich ſind, daß Du ihr Wohl im Auge haſt und für ſie Sorge trägſt in

und Boden. Auch Sidonie räth mir, mich in keine ſolche Unterhandlungen einzulaſſen. Wohin ſollte es auch führen? Die Forderung würde ſich ja alljährig ſteigern! — Hätten ſie heute Fleiſch, ſo würden ſie morgen Wein verlangen, wie meine Frau ſehr richtig geſtern ſagte!"

Friedrich antwortete nicht darauf. Er wußte, daß der Freund ſich meiſt nur dann auf Sidonie zu berufen pflegte, wenn er den gemachten Einwendungen keine haltbaren Gründe entgegen zu ſetzen vermochte. Erſt nachdem ſie ſchon den Rückweg angetreten hatten, nahm er daher die Unterredung wieder auf.

„Du haſt mich heute", ſagte er zu Erich, „vor der unvorſichtigen Verbreitung derjenigen Ideen gewarnt, welche Du als ſocialiſtiſch bezeichneſt, während ich thatſächlich Nichts lehre, Nichts in den Leuten zu erwecken ſtrebe, als das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde, ihrer daraus hervorgehenden gerechten Anſprüche und der Pflichten, welche ihnen dadurch auferlegt werden. Dennoch will ich Deinen Rath beherzigen und vorſichtig ſein. Laß aber auch Du Dich warnen vor Sidonien's Unerbittlichkeit!"

„Sidonie iſt ſehr gut, ſehr brav!“ fuhr Erich auf.

„Sie iſt gut und brav“, gab Friedrich zu, „aber ſie iſt dennoch häufig hart, weil ſie nach beſtimmten Grundſätzen handelt und beſtimmte Anſprüche an die Menſchen ſtellt. Sie kann unerbittlich ſein, wo man gegen ihre Begriffe von Recht und Tugend fehlt, und ſie trägt mehr Schuld an den geſteigerten Forderungen Deiner Leute, als Du glaubſt. Wären Dein Hofmann und Dein Inſpector nicht bis auf den Tod verfeindet, der Anſpruch würde kaum erhoben worden ſein!“

„Die Sache iſt allerdings fatal!“ meinte der Baron, „und Einen von Beiden werde ich entlaſſen müſſen!“

„Es wäre nie dazu gekommen, hätten Sidonie und nach ihrem Beiſpiele Auguſte ſich nicht hineingemiſcht. Ihre Strenge hat das Mädchen bis zu der Verzweiflung gebracht, in der ſie ſich das Leben nahm“, entgegnete Friedrich.

Und wieder ſchwiegen Beide, denn Beide ſchienen eine Erörterung zu meiden. Erſt als ſie vor dem Pfarrhauſe ſich trennten, ſagte Erich, indem

er dem Freunde mit Herzlichkeit die Hand gab: „Denke bei Deiner Wirksamkeit, die ich dankbar anerkenne, daß ich auch unter die Einwohner Deines Kirchspiels gehöre, für die Du Sorge zu tragen hast und mache mir die Leute nicht unmäßig in ihren Anforderungen. Es taugt uns Allen nicht!“

Viertes Kapitel.

Es war das erste Mal gewesen, daß Erich sich in so bestimmter Weise gegen den Freund über seine Ansichten erklärt hatte. Mehrmals aber war es schon zu vorbereitenden Erörterungen zwischen ihnen gekommen, und der junge Baron war häufig genöthigt gewesen, den Freund gegen seinen Vater, wie gegen Sidonie und einige seiner Gutsnachbaren zu vertreten, die ihn einer strafbaren Freigeisterei bezüchtigten.

Friedrich, an theologische Studien gewöhnt, aus der Anregung des Lehrsaals plötzlich in die Stille des Landlebens versetzt, hatte sich mit Eifer den kritischen Untersuchungen der Tübinger theo-

logiſchen Schule zugewendet, und die Ueberzeugung jener Männer in Kritik und Philoſophie zu der Seinigen gemacht. Sein Glaube an die Autorität der Bibel, an ihre Dogmen, ſein Glaube endlich an einen perſönlichen Gott waren dadurch vernichtet worden. Seit Jahren durch den Spinozismus auf den Kultus der Natur, durch ſeine ſocialiſtiſchen Studien auf die Neugeſtaltung der Staatsgeſellſchaften vermöge materieller Mittel hingewieſen, fand er ſich zu einem Standpunkte gedrängt, der ihn nicht nur von ſeinen Amtsbrüdern, ſondern von ſeiner ganzen Umgebung abſondern mußte.

Hatte er es Anfangs verſucht, ſeine Ueberzeugungen mit denen ſeiner Gemeinde in ſo weit zu vereinen, daß er in ſeinen Predigten ihren Glauben zu ſchonen ſtrebte, ohne dem ſeinigen zu nahe zu treten, ſo war ihm dies bald als eine Unredlichkeit erſchienen. Mehr und mehr hatte er ſeine Vorträge in reine Unterſuchungen über Moral und über die Pflichten des Menſchen umgewandelt, die er den Zuhörern mit überzeugender Wärme und Klarheit auseinander zu ſetzen und an das

Herz zu legen verſtand. Damit hatten ſich die Vorleſungen verbunden, welche der Schulmeiſter den Wirthen hielt, und ſchon nach kurzer Zeit hatte ſich für Friedrich's Erfahrung beſtätigt, was der Doctor ſtets behauptet hatte, daß das Volk begierig ſei ſich zu unterrichten, wenn ihm der Unterricht in angemeſſener Weiſe dargeboten werde. Männer und Frauen hatten ſchnell und eifrig die Gelegenheit ergriffen, ſich Aufklärung zu erwerben, und die Schulſtube faßte kaum die Zahl derjenigen, die ſich zu der ſogenannten Leſeſtunde drängten.

Mochten im Dorfe und unter den Eingepfarrten der Nachbarorte auch Einzelne ſich darüber beſchweren, daß der Paſtor nicht, wie ſein Vorgänger, Gotteswort die Hauptſache in der Predigt ſein ließ, mochte es ihnen nicht in den Kopf wollen, daß man ihnen jetzt ihr eigenes Thun und Treiben zum Gegenſtande der Betrachtung machte, die Mehrzahl war damit zufrieden. Die verſtändigſten unter den Wirthen und Tagelöhnern ſprachen es ganz offen aus, daß es ihnen lieb, ſich über das zu unterrichten, was ſie zunächſt betreffe, und das iſt ein Zeichen der Reife. Der reife

Mensch will das Zunächstliegende erfasse
gründen, während die Jugend nach de
und die ungeregelte Phantasie des Kin
dem Fabelhaften, dem phantastisch Une
verlangt.

Mit Freude konnte Friedrich es gen
den, wie die Einsicht seiner Pfarrkinde
weiterte, wie das Vertrauen zu ihm wu
man ihn, wie die Leute es nannten,
fand in allen weltlichen Dingen und erb
Geistigen, da er selbst ein Muster streng
lichkeit und Gerechtigkeit darbot, und d
sichtig war mit aller menschlichen Schwa
ner Mitmenschen, so konnte es nicht fe
er einen wesentlichen Einfluß auf die
wann. Man berieth ihn gern, und sei
samkeit dehnte sich bald selbst auf die h
Verhältnisse der Dorfbewohner aus.
der Schulbesuch der Kinder geregelter, ni
handlung der Knechte und Mägde so gut
als seit Friedrich die Nothwendigkeit der
und die Pflicht der Gerechtigkeit gegen
heiter zu den Hauptmotiven seiner Predigte

Aber nie zuvor auch hatten die Bauern mehr auf ihre eigenen Rechte und auf ihre Ansprüche an die Gutsherrschaft und die Regierung gehalten, als seit sie selbst zur Pflichterfüllung gegen ihre Kinder und Untergebenen angewiesen wurden.

Solche Verhältnisse konnten natürlich von denen nicht lange unbeachtet bleiben, welchen mit der Aufklärung ihrer Insassen nicht gedient war. Und wie jedes Gelingen Neid, wie jede Neuerung Widersacher erregt, so sah auch Friedrich sich bald von Uebelwollenden angefochten, denen sein Verhalten vielfach Gelegenheit zu ihren Angriffen darbot. Die Einen, durchdrungen von strenger Gläubigkeit, konnten sich mit einem Geistlichen von Friedrich's Bekenntniß nicht einverstanden erklären. Sie machten es dem Baron und Erich bei jedem Anlaß als einen Vorwurf fühlbar, daß sie ihnen durch ihren Einfluß einen Pfarrer aufgedrungen hätten, der Nichts weniger predige, als das Christenthum im Sinne der Bibel. Andere sahen, wie Erich, mit Besorgniß auf die praktische Seite von Friedrich's Lehren, und als er vollends an der damals stattfindenden Versammlung der protestan-

tischen Freunde Theil genommen und in derselben entschieden für Wislicenus aufgetreten, ja in seinen Behauptungen noch weiter gegangen war als dieser selbst, hatte er bei der Rückkehr seine heimlichen Gegner in offne Feinde verwandelt gefunden.

Die Geistlichen warfen ihm vor, die Gemeinde allmählich zum Atheismus zu verführen, durch seine Erklärung der socialen Mißverhältnisse jeder Art von Sünde und Verbrechen Thür und Thor zu öffnen. Die Gutsherren behaupteten, er verleite die Dorfbewohner zur Empörung gegen die bestehenden Gesetze, wenn er sie anwies, sich keine zur Gewohnheit gewordenen Mißbräuche gefallen zu lassen; und wenn er Streitigkeiten schlichtete, um unnütze Processe zu verhindern, erblickte man darin eine Beeinträchtigung der Patrimonialjustiz und ihrer Richter.

Friedrich trat diesen Angriffen gefaßt entgegen. Sie gaben ihm die Freudigkeit, welche jeder Kampf für eine Ueberzeugung schafft, nur den Schloßbewohnern gegenüber ward ihm seine Lage peinlich. Er fühlte das Mißtrauen des alten Barons; Sidonie belästigte ihn mit ihren Beschwerden über

die Immoralität des Volkes. In jeder Näscherei der Knaben, die die Bäume plünderten, in jedem kleinen Feld- oder Waldfrevel sah sie ein schweres Verbrechen. Der ungeregelte Verkehr der beiden Geschlechter, der bei der Unmöglichkeit früher Ehen auf dem Lande fast noch verbreiteter ist, als in den Städten, flößte ihr die höchste Empörung ein. In Friedrich's Ermahnungen, Nachsicht zu haben mit den üblen Folgen unserer falschen Civilisation, mit der Noth, der Armuth, der Unwissenheit und Rohheit des Volkes, in seiner Warnung, keine überspannten Anforderungen an die Sittlichkeit unerzogner, armer Menschen zu machen, erblickte sie seinen eigenen Abfall von dem rechten Wege, den sie ihn um so mehr als strafbare Schwäche auslegte, je höher sie ihn um seiner strengen Sitten willen einst verehrt hatte.

Erich, in sich selbst beständig schwankend zwischen den Ueberzeugungen der alten und der neuen Zeit, war dennoch meist auf die Seite seines Freundes getreten. Er sah ihn gegenüber den zahlreichen Gegnern für den Schwächern an, und seine natürliche Großmuth wie seine Freundschaft

zogen ihn zu dem alten Freunde hin. Indeß für diesen selbst war nicht viel damit gewonnen, daß Erich ihn in seinen bisherigen Verhältnissen fest zu halten, ihn vor Ungerechtigkeit und Uebelwollen zu bewahren, und die Mißhelligkeiten zwischen den Seinen und Friedrich auszugleichen strebte.

Je mehr der Widerspruch ihn reizte, je mehr er sich in seiner Amtsthätigkeit beachtet sah, um so mehr mußte der Pfarrer sich gedrängt fühlen, die inneren Beweggründe seines Handelns darzulegen, seine Ueberzeugung auszusprechen. Hier aber stieß er auf Schranken, die er zu durchbrechen vor seinem eigenen Gewissen nicht vertreten konnte. Wenn er auf der Kanzel stehend zur Gemeinde redete, wenn er hingerissen von der Freudigkeit der Mittheilung, begeistert von dem Gedanken an die Größe und Gesetzmäßigkeit des Alls, sich gedrungen fühlte, das letzte Wort seines Wissens und Glaubens auszusprechen, wenn er die Augen seiner Zuhörer auf sich gerichtet sah in angestrengter Achtsamkeit — so erstarb das Wort in seinem Munde.

Er empfand dann plötzlich die Kluft, welche

ihn von der Gemeinde trennte. Er wußte, daß keiner seiner Zuhörer den Glauben an Gott und seine Offenbarung entbehren könne, und er hätte es für Frevel gegen sie gehalten, ihnen einen sittlichen Halt, eine Stütze zu nehmen, deren sie auf ihrem Standpunkte nicht entrathen konnten. Schwerer noch drückte ihn seine Ueberzeugung, wenn es sich um jene Uebertretungen der Gesetze handelte, die er zu rügen und als Verbrechen darzustellen hatte, wollte er sich und die Gemeinde mit den bestehenden Gesetzen in Einklang erhalten. Er vermochte das Naturrecht, die That der Leidenschaft oft nicht zu verdammen. Er durfte ihnen nicht gerecht sein, ohne gegen das Amt zu handeln, das er übernommen hatte.

Mit jedem Tage ward ihm seine Lage drückender, sein Verlangen, das Amt niederzulegen, lebhafter. Unfähig sich ferner mit theologischen oder philosophischen Untersuchungen zu beschäftigen, wenn seine ganze Richtung ihn auf die Wirklichkeit verwies, beschloß er, sich der Geschichte und Archäologie zuzuwenden, für welche seine bisherigen Bestrebungen ihm Anhaltepunkte boten. Um

dies aber mit Erfolg zu thun, um auch die hiſtoriſchen Studien in ſich zu etwas Lebendigem zu machen, wünſchte er ſehnlich nach Italien zu gehen. Dort wollte er ſich für das erſte Auftreten als Hiſtoriker, ſei es als Lehrer oder Schriftſteller, vorbereiten. Ein ſolches Unternehmen forderte Zeit und Geld. Friedrich indeß war mittellos und hatte das Schickſal einer Frau an ſich gekettet, die an Wohlſtand gewöhnt, ſchon ihre jetzige Lage in Stunden des Unmuthes als eine Beſchränkung empfand. Ob und wann er bei ſeinen Ueberzeugungen zu einer Univerſitätsanſtellung gelangen werde, ließ ſich nicht berechnen, und traute er es ſich auch zu, im Laufe weniger Jahre, ſei es durch literariſche Thätigkeit oder als Lehrer, ein auskömmliches Daſein für ſich und die Seinen begründen zu können, ſo mangelte ihm doch die Möglichkeit, Auguſte während dieſer Zwiſchenzeit die gewohnte Exiſtenz zu bieten.

Entſchloſſen, ſich gegen Niemand auszuſprechen, ehe er in ſich zu einem Abſchluſſe gelangt ſein würde, hatte Friedrich viel gelitten, als ſich ihm plötzlich die unerwartetſte Hülfe darbot.

Sein Vater hatte ihm, als er noch ein Knabe geweſen war, häufig von einem Verwandten erzählt, der ein Waffenſchmied geweſen und mit den Franzoſen nach Rußland gegangen, von dort aber nicht wiedergekommen ſei. Die Einen ſeiner Kameraden hatten ihn todt geſagt, Andere behaupteten, er ſei nur leicht verwundet geweſen und zurückgeblieben, weil er die Tochter ſeines Wirthes liebgewonnen und Ausſicht gehabt habe, das vermögende Mädchen zur Frau zu bekommen. Wie dem auch ſein mochte, man hatte nichts weiter von ihm vernommen.

Jetzt erſchien unerwartet eine Anzeige in den öffentlichen Blättern, welche die Verwandten jenes Mannes aufforderte, ſeinen beträchtlichen Nachlaß anzutreten. Von allen Enden drängten ſich Erbberechtigte hinzu, indeß Friedrich hatte nahe Anſprüche, und da er das einzige Kind ſeines Vaters geweſen war, blieb ſein Antheil ausreichend, ihn und die Seinen während einiger Jahre vor jeder Entbehrung zu ſchützen.

Mit der Erlangung dieſes kleinen Beſitzes ſtand ſein Entſchluß unwandelbar in ihm feſt. Nur über

den Augenblick der Ausführung war er noch nicht mit ſich einig geworden, als er nach jener Unterredung mit Erich in das Wohnzimmer der Pfarre trat, deſſen zierliche Einrichtung und leuchtende Sauberkeit wohlthuend auffallen mußten.

Auguſte ſaß auf dem Sopha, eine homöopathiſche Apotheke ſtand vor ihr, deren Droguen ſie ordnete.

„Biſt Du ſchon lange zu Hauſe?“ fragte er ſie.

„Ich komme eben erſt. Was ſollte ich auch zu Hauſe? Wenn Du und Erich Eure romantiſchen Abendpromenaden anfangt, iſt ja doch an Eure Wiederkehr ſo bald nicht zu denken. — Es kamen noch Briefe als Ihr fort wart. Der Kutſcher, der Landrichters hineingefahren hat, brachte ſie mit.“

„Was für Briefe?“

„Ein Paar Geſchäftsbriefe und dann noch Einer von Helene, voll Glückwünſche zum Hochzeitstage, voll Ergüſſen über den Segen einer ſo glücklichen Ehe, und voll von Phraſen des Le-

bensüberdruſſes, der bei ſolcher Exiſtenz, wie die ihre, freilich nicht ausbleiben kann!“

Sie ſchien auf eine Antwort ihres Mannes gerechnet zu haben. Da er ſchwieg, ſagte ſie fortfahrend: „Ich ſah es der armen Sidonie recht an, wie unluſtig es ſie machte, all die Tiraden dem Vater vorzuleſen. Es iſt auch ſo natürlich, wenn man, wie wir, gar keinen Zuſammenhang mit ſolchem Leben hat. Der Onkel aber empfand große Freude über die Erzählungen vom Kaiſer, die mit unterliefen. Ich glaube, er wollte wir wären alle ruſſiſch, ſo hoch hält er den Kaiſer!“

Ohne auf ihre Mittheilung zu antworten, fragte Friedrich ſie: „Was machſt Du da? haſt Du einen Kranken?“

„Ich muß dem Enkel vom Hofmann Akonit geben, das Kind kommt nie mit dem Magen zurecht. Sie verfüttern es immer aus einfältiger Liebe!“

„Schilt die Leute nicht, ſie meinen es gut! und das Uebermaaß ihrer Liebe iſt erklärlich genug!“ bemerkte ihr Gatte ruhig.

Auguſte aber fuhr heftig auf. „Laß das Thema

endlich zu Ende ſein!“ rief ſie. „Unſer Gewiſſen ſpricht uns frei vor Gott und vor den Menſchen, wie willſt Du mich der Grauſamkeit anklagen.“

„Wer klagt Dich an?“

„Du!“ rief ſie, „Du! Aber glaubſt Du, es ſei leicht hier durchzukommen? Sidonie und ich fühlen es an jedem Tage, auf welch unterwühltem Boden wir ſtehen, wie das Leben Erich's und ſeiner Schweſtern hier alle Grundſätze gelockert hat, wie Deine ſogenannte Milde und Menſchlichkeit das Uebel nur noch ärger machen und jeden Reſt von Moralität zerſtören. Stemmten wir uns nicht mit unſerer ganzen weiblichen Reinheit und Würde gegen dieſe Sittenloſigkeit, es würde hier bald wie — — “

Sie hielt inne. Ihr Mann war nahe an ſie heran getreten. „Vollende!“ ſprach er beſtimmt.

Sie ſchwieg.

„Vollende Auguſte!“ herrſchte er.

„Nun denn!“ ſagte ſie trotzig, „es würde hier bald wie in einem Findelhauſe ausſehen.“

„Wollte der Himmel, man pflegte die Kinder,

ſtatt die Mütter aus Tugend in den Tod zu jagen!" antwortete Friedrich und verließ das Zimmer.

Auguſte war bleich geworden, aber ihre Züge behielten den Ausdruck kalten Trotzes, der ihr bei ſolchen oft wiederkehrenden Streitigkeiten zur Gewohnheit geworden war. Ihr Aeußeres hatte ſich ſehr verändert. Sie hatte viel von der Fülle und Friſche verloren, die in der Jugend ihr Reiz verliehen, ihre Formen erſchienen dadurch eckig, ihre Züge ſcharf und die großen Augen ſahen ſtreng beobachtend in die Welt. Man konnte ſie in keiner Weiſe unſchön nennen, aber der Eindruck, den ſie machte, war kein angenehmer, weil ihm die Milde der Weiblichkeit gebrach.

Im erſten Augenblicke erhob ſie ſich, dem Manne zu folgen, dann aber blieb ſie ſitzen, zählte die Akonitkörnchen in ein Papier, ordnete die kleinen Büchſen in dem Kaſten, ſchloß ihn zu, rief dem Mädchen, und befahl die Arzenei zu dem kranken Kinde hinüber zu tragen, ſorgfältigen Gebrauch einzuſchärfen und zu beſtellen, die Frau Pfarrerin werde morgen ſelbſt kommen und nach dem Kinde ſehen.

Während deſſen ging Friedrich nachdenkend in ſeinem Zimmer auf und nieder. Es war unleugbar, daß eine Mißſtimmung in dem Dorfe obwaltete, daß jene anhängliche Liebe der Landleute für die Gutsherrſchaft, welche ihm bei ſeinem erſten Aufenthalte auf dem Schloſſe ſo erfreulich geweſen, faſt ganz entſchwunden war, und er ſah kein Mittel, das Uebel zu heben, ſo lange die junge Baronin und Auguſte, welche zum größten Theile die Schuld ſeines Entſtehens trugen, bei ihrer Weiſe beharrten. Er fühlte, daß ſeine Wirkſamkeit unter dieſen Verhältniſſen eine Unmöglichkeit ſei, und bangte doch davor, den Freund grade jetzt zu verlaſſen, dem er nöthig war, um ihm den Eifer der Frauen mäßigen zu helfen.

Als Sidonie ſich mit Erich verlobt hatte und dem alten Baron zum erſten Male als Braut ſeines Sohnes begegnet war, hatte ſeine Erſchütterung ihn fortgeriſſen, und ſie ſegnend hatte er die Worte ausgeſprochen: „Möchteſt Du berufen ſein, der Mutter Deines Erich's ähnlicher zu werden, als ihre Töchter, und Zucht und Sitte wiederzubringen in unſer Haus, das ſie zum erſten

Male entbehrt!“ — Dabei hatte er ſie zärtlich umarmt, und Sidonie, welche ihren Vater kaum gekannt, hatte ſich mit aufwallender Liebe dem Greiſe zur Tochter und zur feſten Stütze gelobt, der ihr von Erich und von ihrer Mutter ſtets als der Inbegriff höchſter Würdigkeit dargeſtellt worden war.

Ihre Erziehung hatte ihr die ſtrengſten Begriffe von Sittlichkeit und Pflichterfüllung eingeimpft, und nie war eine junge Frau mit beſſeren Vorſätzen in das Haus ihres Gatten eingetreten als Sidonie. Aber von ihrer Mutter grundſätzlich in vollkommener Abhängigkeit erhalten, mußte die Selbſtändigkeit ihr gefährlich werden, in die ſie ſich durch ihre Heirath wie mit einem Zauberſchlage verſetzt geſehen hatte.

In der wohlmeinenden Abſicht, das Glück der jungen Gatten durch ihr Dazwiſchentreten nicht zu hindern, hatte Frau von Werdeck nach Sidoniens Vermählung eine Reiſe nach Italien angetreten. Die junge Frau ſah ſich alſo plötzlich aus einem Zuſtande, in dem Alles für ſie vorbereitet und jede praktiſche, mit der Außenwelt

zuſammenhängende Frage von der Mutter entſchieden worden war, in einen Wirkungskreis verſetzt, der Anforderungen an ihre Einſicht machte; und gleichzeitig ward ſie aus dem geſelligen Leben der Reſidenz in ländliche Einſamkeit verpflanzt.

Sie hatte Erich bisher nur in den Stunden ſeiner Muße gekannt, in denen er, der angenehmſte Geſellſchafter ihres Kreiſes, für ſie allein gelebt. Jetzt, da er am Tage viel beſchäftigt und Abends dann bisweilen müde, oder mehr zur ruhigen Lectüre, als zur Unterhaltung geneigt war, erſchien er ihr verändert. Sie fand ihn kalt geworden. Der Gedanke, daß ſeine frühere Verbindung mit Regine ihn gleichgültig gegen ſie mache, ließ ihr keine Ruhe. Sie hätte wiſſen mögen, worin der Reiz jenes Verhältniſſes beſtanden habe? Sie hatte ſo oft in verhüllter Rede davon ſprechen hören, daß die Ehe die Männer abſtumpfe gegen die Liebe ihrer Frauen, daß nur das Verbotene, das Unerlaubte ſie feſſele. Ohne ſich zu fragen, worin der Grund dieſer ſich oft wiederholenden Erfahrung liege, hatte ſie Erich der Wandelbarkeit und Oberflächigkeit angeklagt,

und einen noch tiefern Abſcheu vor jenen Frauen und Verbindungen gefaßt, welche die Männer unempfindlich machen ſollten gegen die heilige dauernde Ruhe des ehelichen Beiſammenſeins.

Das Bild einer nie endenden, gleichmäßigen und ausfüllenden Befriedigung hatte ihr vorgeſchwebt, ſo oft ſie als Mädchen der Ehe gedachte. Dies Glück hatte ſie in ihrem Hauſe nicht gefunden, und zu ſtolz und auch zu ſcheu, ſich über dasjenige zu beklagen, was ſie in traurigem Irrthum für eine Vernachläſſigung, für eine Schuld ihres Mannes hielt, hatte ſie beſchloſſen, wenigſtens von ihrer Seite niemals einen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Sie wollte Erich und dem Baron in jeder Weiſe genügen, um der Erziehung ihrer Mutter Ehre zu machen, um dem Baron und ihrem Manne zu halten, was ſie ihnen zu ſein gelobt hatte.

Bald hatte ſie von Auguſten die Art der häuslichen Verwaltung erlernt, die auf dem Schloſſe üblich war, und mit einer nie wankenden Pünktlichkeit lag ſie ihrem Amte als Hausfrau ob. Aber grade dieſe ſtarre, unwandelbare Regelmäßigkeit,

ſo hoch er ſie anſchlug und ſo ſehr er Sidonie dafür rühmte, mußte etwas Beängſtigendes und Unerfriſchendes haben für Erich's bewegliche Natur. Wird der Menſch doch ſelbſt des blauen Aethers und der ſtrahlenden Sonne überdrüſſig, wenn ſie in immer unveränderter Klarheit auf ihn hernieder ſcheinen.

Hätte Sidonie Schwächen, kleine Launen, üble Angewohnheit beſeſſen, hätte Erich ihr Etwas nachzuſehen, ihr Etwas zu verzeihen, vorkommende Streitigkeiten durch freundliche Verſöhnungen auszugleichen gehabt, er würde glücklicher geweſen ſein. Männer wie Erich hängen ſich am feſteſten an ſolche Weſen, welche ihre Nachſicht und ihre Hülfe am meiſten nöthig haben. Er würde ih dadurch wieder in der liebenswürdigen Seite ſeines Weſens, in ſeiner Güte erſchienen und ihr Verhältniß ein innigeres geworden ſein. Ihre Tadelloſigkeit ward ihr Unglück. Erich wußte ſeine Frau zu ſchätzen, er achtete, er ehrte ſie, aber was haben ſolche, der taxirenden Gerechtigkeit entſproſſenen Empfindungen mit der Liebe gemein? Er ſah den Werth ſeiner Gattin von

allen Leuten gepriesen, er war stolz auf sie, glücklich war er nicht mit ihr. Unfähig jedoch, sie deshalb anzuklagen, kam er dahin, wie Sidonie es gethan, die Schuld in seinem früheren Verhältnisse zu Regine zu suchen und sich allein die Unbefriedigung zuzuschreiben, die er innerlich empfand.

Er bedauerte Sidonie, daß alle ihre Vorzüge, alle ihre Tugenden ihn nicht zufrieden stellten. Er fühlte sich im Unrecht gegen sie, er glaubte sich ihrer Verzeihung bedürftig, und Sidonie bestärkte sich sehr bald durch diese seine Ansicht in ihrer Auffassung der Verhältnisse, denn wir impfen unserer Umgebung nur zu leicht die Meinung über uns ein, welche wir selbst von uns hegen. Es war kein Jahr seit ihrer Hochzeit vergangen, als die Baronin schon eine unumschränkte Herrschaft über ihren Mann gewonnen hatte, weil er die Schwäche besessen hatte sie über sich zu stellen.

In einer Stunde zärtlicher Hingebung hatte sie Erich alle näheren Umstände seines Verhältnisses zu Regine abzulocken gewußt. Es war dies von ihrer Seite nicht leere Neugier gewesen.

Der Wunſch, das Uebel zu kennen, dem zu begegnen ihre Pflicht war, hatte ſie dazu vermocht, aber die unwillkürliche Wärme, mit welcher Erich von der Verlaſſenen geſprochen, war ein Gift geweſen für ſein Weib, und bald mußte Erich das Vertrauen bereuen, zu dem ſich ſeine Hingebung verleiten laſſen.

Sidonie, auferzogen in dem Gedanken an die Ausſchließlichkeit der Liebe, hatte, als ſie Erich heirathete, ſich mit der Ueberzeugung getröſtet, jenes Verhältniß ihres Verlobten habe in einer Aufwallung der Sinnlichkeit ſeine Quelle gehabt, und Liebe habe er nie gefühlt, als nur für ſie allein. Jetzt hatte ſie in Regina eine Nebenbuhlerin entdeckt, deren Erinnerung auszulöſchen ſie mit dem Inſtincte weiblichen Scharfgefühls als eine Unmöglichkeit erkannte. Sie vermochte es ſich nicht wegzuleugnen, daß die Verhaßte in gewiſſem Sinne noch in Erich's Herzen lebe. Das aber war, nach ihrer Anſicht, ein Treubruch von Seiten ihres Mannes, ein Verkennen ſeiner Pflichten, ein Verkennen der Heiligkeit der Ehe und deſſen, was ſie ſelber werth war. Sie durfte, ſie wollte das nicht dulden.

All ihr Sinnen und Streben war darauf gerichtet, Erich zu überzeugen, auf welch gefährlichem Wege er wandle. Sie verdammte ihn nicht, aber ſie beklagte ihn und ſeine Schwäche, ſie bedauerte die irreligiöſe Richtung ſeines Vaterhauſes, der ſie auch Helenens und Corneliens Verirrungen zur Laſt legte. Sie wollte durch ihre makelloſe Reinheit, durch unerbittliche Strenge gegen ſich und gegen jede Uebertretung der Sitten, die in ihrer Nähe ſich bemerklich machte, Erich auf indirectem Wege der gleichen Anſchauung zurückgewinnen.

Solche innere Vorgänge und Erlebniſſe konnten dem Auge ihres Schwiegervaters nicht wohl verborgen bleiben. Je mehr Sidonie ihm ſympathiſch war, je mehr er in ihr die würdige Vertreterin ſeines Hauſes anerkannte, um ſo geneigter hatte er ſich finden laſſen, ihren Einwendungen gegen ſeine Freiſinnigkeit, gegen ſeinen Voltaire'ſchen Atheismus Gehör zu ſchenken, als nach der Geburt ihres Sohnes die Unterredung ſich häufig auf die Grundſätze der Erziehung richtete. Mit jener Dialektik, welche den Frauen niemals

fehlt, wenn sie für ihre eigne Sache kämpfen, hatte sie dem Baron zu beweisen gewußt, daß die ihm schmerzliche Lebensrichtung seiner Tochter und seines jüngern Sohnes nur darum möglich geworden sei, weil die Ehr- und Sittenbegriffe, welche er ihnen eingeflößt, nur in weltlichen Rücksichten, nicht in der Religion ihre Wurzel gehabt hätten, weil er sie nur im Hinblick auf ihren leiblichen Vater, nicht im Hinblick auf Gott erzogen habe.

Während sie ihn beschwor, ihr bei der Leitung ihres Sohnes freie Hand zu lassen, wagte sie es, den Baron anzuklagen, daß er einst einen Mann, wie Larssen, zum Hauslehrer seiner Kinder, einen Atheisten, wie den Doctor, zu seinem Umgange gemacht, und Helene mit einem Franzosen verheirathet habe, dessen Charakter ihm doch durch seinen Abfall von dem angestammten Herrscherhause selbst verdächtig gewesen sei.

Niemals gewohnt sich im Unrecht zu glauben, hatten die Vorwürfe seiner Schwiegertochter den Baron sehr tief getroffen. Wie ein Kämpfer, der sich überlistet und auf dem eigenen Felde mit sei-

nen eignen Waffen angegriffen ſteht, hatte er vor dem ſchwächern aber dreiſten Gegner, der ſich in ſeinem vollen Rechte fühlte, die langbewahrte Ueberlegenheit nicht feſtzuhalten gewußt, bis unter dem Beſtreben, ihren Sohn zu erziehen, Sidonie zur Herrſchaft über ſeinen Vater und ſeinen Großvater gelangt war. Und wie Erich und der Baron ſich den kirchlichen Formen des Chriſtenthumes fügten, weil Sidonie dies als ein nothwendiges Beiſpiel für den Knaben anſah, ſo wurden Beide mehr und mehr in Sidoniens ganze Anſchauungsweiſe hineingezogen, während der Adelſtolz und die Starrheit des Barons die junge Frau nachtheilig beeinflußten.

Bald geſchah auf dem Gute nicht die geringſte Veränderung, ohne daß man Sidoniens Meinung dabei zu Rathe zog. Sie gewann die Thätigkeit lieb. Sie wußte zuweilen mit ſchnellem Blicke eine glückliche Entſcheidung zu treffen, einen Ausweg zu finden, wo irgend ein Streit zwiſchen dem Baron und Erich ſich aufgethan hatte. Dadurch ermuthigt, hatte ſie angefangen, ſich auch in die Angelegenheiten der Landleute und Gutsangehörigen

nicht nur in berathender, ſondern auch in erziehender Weiſe einzumiſchen.

Eine Weile war das ohne Anſtoß fortgegangen. Man hatte ſich ihrem Urtheile gefügt, man hatte es gern geſehen, wenn die ſtattliche Herrin bald in dieſem, bald in jenem Hauſe vorgeſprochen, wenn die Bauerfrauen in das Schloß gerufen und mit guten Lehren oder noch beſſeren Geſchenken entlaſſen worden waren. Was ihm bequem iſt, das nimmt Jeder an. Indeß Niemand hält eiferſüchtiger auf ſein gutes Recht und ſeine Willkür als der Bauer, und ſchon nach kurzer Zeit war es den Alten im Dorfe zu viel geworden, wenn die Frau Baronin ihnen mit Vorſchlägen und mit Ermahnungen zu ſtrengerer Zucht der Kinder und des Geſindes in den Weg gekommen war. Dennoch hatten ſie geſchwiegen, bis nach Friedrich's Verheirathung auch Auguſte, von der Baronin angeregt, ihren Einfluß als Frau des Seelſorgers geltend zu machen und in gleicher Weiſe wie Sidonie zu verfahren begonnen hatte.

Vor Allem war es die Nachſichtsloſigkeit der beiden Frauen, welche Anſtoß und Widerwillen

gegen ſie erregte, und trotz Friedrich's und Erich's Vorſtellungen war es grade in dieſer Zeit zu einem beklagenswerthen Vorfalle gekommen, der eine gerechte Erbitterung im Dorfe hervorgerufen hatte.

Erich's Inſpector, ein noch junger unverheiratheter Mann, hatte durch lange Zeit einen Liebeshandel mit der einzigen, ebenfalls unverheiratheten Tochter des Hofmanns unterhalten. Niemand hatte ſonderlich Arg daran gehabt, bis das Mädchen Mutter geworden war. Das hatte Anfangs harte Vorwürfe, böſe Stunden und Thränen gegeben, denn das Mädchen war der Liebling der alten Eltern. Da der Inſpector ſich aber erboten, für ſein Kind zu ſorgen, ſo hatten die Eltern, eben weil ſie die Tochter liebten, ſich beruhigt, und als er vollends zugeſagt, ihr, wenn ſich ein Mann für ſie fände, etwas zur Einrichtung zu geben, waren Eltern und Tochter beruhigt geweſen. Die ſchöne Katharine hatte nach wie vor unter den Mädchen des Dorfes gearbeitet, die Burſchen hatten ſich nicht von ihr abgewendet. Es hatte vielmehr zu erwarten geſtanden, daß ſich

ein Ehemann für ſie finden und Alles in's Gleiche kommen werde, ſobald ſie ihres Kindes geneſen war; denn die Landleute betrachten im Grunde dieſe ſich immer wiederholenden Vorfälle meiſt ohne jene tiefe Entrüſtung, mit denen die größere Civiliſation und die höhere Bildung ſie in ihrem Kreiſen aufzunehmen gewohnt ſind.

Kaum aber hatten Sidonie und Auguſte von dem Ereigniſſe gehört, als ſie die junge Perſon zu ſich kommen ließen, die im Schloſſe und in der Pfarre wohl gelitten, und zu manchen Hülfsleiſtungen benutzt worden war, und ſie ſo lange mit Vorſtellungen ihrer Schande, mit Hinweiſung auf ihre zeitliche und himmliſche Verlorenheit beſtürmten, bis ſie in eine Art von Tiefſinn verſunken, den Verſuch des Selbſtmordes gemacht hatte. Entſetzt über die Verblendung der Armen, war Friedrich zu ihr geeilt, ihr klar zu machen, wie es grade in dem Zuſtande, in dem ſie ſich befinde, ihre Pflicht ſei, ihr Leben und damit das Leben ihres Kindes zu erhalten, indeß ſeine Ermahnungen hatten Nichts bewirkt, als einen Aufſchub ihrer That. Von Jugend auf an das Schloß

gewöhnt, konnte ſie es nicht ertragen, von Sidonie und Auguſte verſtoßen, und nach dem Beiſpiel der Herrinnen von der weiblichen Dienerſchaft des Schloſſes und der Pfarre mit abweiſender Geringſchätzung behandelt zu werden. Die Schwermuth hatte tiefe Wurzel in ihr geſchlagen, und kaum war die junge Mutter ſo weit geneſen, daß ſie das Haus verlaſſen konnte, als ſie ihrem Leben im Mühlenteich ein Ende gemacht hatte.

Je ſeltener und unerwarteter ein ſolcher Vorfall auf dem Lande war, um ſo heftiger zeigte ſich der Schmerz der Eltern, um ſo größer die Entrüſtung und das Mitlied im Dorfe, um ſo lauter war die Empörung gegen die Baronin und die Pfarrerin geweſen. Wohin man kam, konnte man es hören, daß es den Reichen und Vornehmen ſchlecht anſtände, an dem Armen zu verdammen, was ſie ſelbſt noch ſchlimmer machten. Der junge Herr Baron, das wiſſe man von Alters her durch den Unteroffizier, den Sohn der alten Anna, der junge Herr Baron ſei ſeiner Zeit in der Reſidenz auch kein Tugendſpiegel geweſen. Er habe es mit allerlei Frauenzimmern gehalten,

und die Fräuleins wären erſt recht ihre abſonderlichen Wege gegangen. Es hätte ja Niemand daraus klug werden können, warum das jüngſte Fräulein mit einem Male ganz allein vom Schloſſe fortgefahren, und nie mehr wiedergekommen ſei, und was dergleichen üble Bemerkungen mehr waren.

Nichts aber wächſt dem Menſchen ſchneller über den Kopf, als ein Uebelwollen gegen ſeine Nebenmenſchen, in dem er ſich gehen läßt. Und da die Abneigung einen beſtimmten Gegenſtand haben will, gegen den ſie ſich wendet, vor Allem aber einen Gegenſtand, den ſie mit ihren Waffen treffen kann, ſo richtete der Haß der Leute ſich plötzlich gegen den Inſpector, den man als die Quelle alles Uebels auch für daſſelbe entgelten laſſen wollte.

Wohin er ſich wendete, überall ſtieß er mit ſeinen Anordnungen und Befehlen auf Hinderniſſe und auf Ungehorſam. Die Arbeit litt darunter. Er mußte Erich's Beiſtand fordern, und die Frauen nahmen daraus Veranlaſſung, über die Widerſpenſtigkeit und Sittenloſigkeit der Dorfbe-

wohner zu klagen, welche ſo weit gingen, daß ſie eine Ermahnung zur Zucht als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten. Auf ſolche Weiſe ermuthigt, wagte der Inſpector gegen Auguſte die Bemerkung, daß die Frechheit der Bauern ſich ſelbſt unſaubern Tadel gegen die Herrſchaft zu Schulden kommen laſſe, und durch Auguſte ſchnell davon benachrichtigt, hatte Sidoniens ſittliche Empörung keine Grenzen mehr gekannt. Sie hatte von Erich gefordert, daß er ſelbſt mit Friedrich ſprechen, daß er ihn zur Strenge in ſeinem Amte, zu einer Strenge anhalten ſolle, welche allein auf einem ſo demoraliſirten Boden Rettung bringen könne. Vor Allem jedoch hatte ſie die Entfernung des Hofmanns ſowohl als des Inſpectors begehrt.

Auf Erich's Vorſtellungen, daß ſolche plötzliche Dienſtentlaſſungen etwas Gehäſſiges hätten, und daß ſie das Uebel ärger machen könnten, daß ſie beim Beginn der Sommerarbeit ſeinem Intereſſe nachtheilig, und daß es unbarmherzig ſein würde, dem Hofmanne, der eben erſt ſein Kind verloren, nun auch den Dienſt zu nehmen,

den er ſeit zwanzig Jahren treu verſehen habe, auf dieſe Vorſtellungen hatte Sidonie zwar von ihrem Verlangen abgeſtanden, aber der Friede war dadurch nicht wieder hergeſtellt geworden.

Da die beiden Frauen es von Friedrich nicht erreichen konnten, daß er, wie ſie es nannten, die Sitten überwachte, hatten ſie ſelbſt dieſe Mühe über ſich genommen. Ein Syſtem des Auskundſchaftens und des Drohens, das Lüge und Heuchelei, Angebungen und Verläumdungen mit ſich brachte, griff dadurch im Dorfe um ſich, während die Frauen, welche es veranlaßt hatten, in dem Glauben lebten, die Moralität zu fördern, ächte deutſche Sittlichkeit herzuſtellen, und die Wirkſamkeit zu üben, die der weiblichen Würde einer chriſtlichen Edeldame und einer Pfarrersfrau gebührten. Der Baron aber und der Pfarrer hatten den Folgen dieſer Irrthümer auf jedem Schritte zu begegnen. Und grade an dem Morgen nach dem letzten böſen Auftritte mit ſeiner Frau fand der Paſtor Veranlaſſung, den übel verſtandenen Eifer der Frauen zu beklagen.

Es war ein Sonntag. Friedrich kam von

der Kirche heim, und hatte ſich eben in ſein Studirzimmer begeben, um den Talar abzulegen, als das Hausmädchen ihm meldete, es wären ein Paar Wirthe da, die ihn zu ſprechen verlangten. Er befahl ſie einzulaſſen. Gleich darauf traten der alte Bauer Schöne, der Hofmann und ein dritter jüngerer Mann in das Zimmer, der ſich vor dem Jahre verheirathet hatte und für einen der beſten Wirthe des ganzes Dorfes galt.

Sie waren in ihrem Sonntagsanzuge. Friedrich konnte an ihrer ganzen Haltung merken, daß es nichts Gewöhnliches ſei, was ſie zu ihm führe. Er nöthigte ſie zum Sitzen, und der alte Schöne, mit dem Friedrich, ſeit er als Candidat auf dem Schloſſe gelebt hatte, immer in gutem Vernehmen geblieben war, ließ auch nicht lange auf ſein Anliegen warten. „Herr Pfarrer!“ ſagte er, „diesmal kommen wir Alle drei nicht für uns ſelber, uns geht es diesmal gar Nichts an, darum kommen wir aber grade!“

„Was iſt denn vorgefallen?“ fragte Friedrich.

„Vorgefallen iſt Nichts, Herr Pfarrer! aber es könnte doch wieder einmal was paſſiren, und

dann möchten wir es doch nicht wieder so erleben!“ entgegnete der Alte, „und daß ich's denn nur ſage, wir kommen wegen der Kirchenbuße!“

„Wegen der Kirchenbuße?“ wiederholte der Pfarrer, „was ſoll es mit der Kirchenbuße? was wollen Sie damit?“

„Wir?“ rief der junge Wirth dazwiſchen, „wir wollen gar Nichts mit der Kirchenbuße, aber wir wollen auch nicht leiden, daß ſie wieder eingeführt wird. Denn es ſteht Nichts davon im Amtsblatt, Herr Pfarrer! Und mit allem Reſpect, Herr Pfarrer, den wir vor dem Herrn Pfarrer haben, ehe wir uns das gefallen laſſen, da wollen wir bis an das Conſiſtorium, da wollen wir bis nach Berlin gehen, wenn's denn ſein muß; denn das wollen wir nicht!“

Er war dabei aufgeſtanden, und da er lange Jahre bei einem Regimente in der Reſidenz gedient, und halb ſtädtiſche, halb militairiſche Manieren angenommen hatte, war er mit einem gewiſſen herausfordernden Pathos vor den Pfarrer hingetreten.

„Und,“ ſagte der alte Schöne, „mit Verlaub,

Herr Paſtor! das wiſſen Sie ja ſelber, Herr Paſtor, die Kirche iſt kein Pranger!“

„Es hat auch,“ meinte der Hofmann und ſchüttelte langſam ſeinen grauen Kopf, „es hat auch ſchon ſo Mancher oben hinter dem Glasfenſter gegenüber von der Kanzel geſeſſen, der vor Gott nicht hätte beſtehen können, nicht beſſer wie ſolch armer Sünder an der Thür!“

Friedrich ſah an der Schnelligkeit, mit welcher die Männer auf das Ziel ihres Kommens losgingen, daß die Sache eine lang verabredete und viel beſprochene unter ihnen ſein mußte, denn der Landmann denkt nicht raſch, und ſpricht mit der ihm eigenen Vorſicht immer noch langſamer als er denkt. Er begriff nicht, was ſie zu einem Proteſte gegen die Kirchenbuße bewegen konnte, da von der Einführung einer ſolchen nicht die Rede war, und ſagte ihnen das mit ruhiger Entſchiedenheit.

„Mit Verlaub, Herr Pfarrer!“ antwortete Schöne, „es kommt vom Schloſſe herunter. Die Frau Pfarrerin ſelber hat's dem Cantor geſagt, daß es nicht länger gelitten werden ſollte, und

kein Mädchen ſollte mehr mit dem Kranz zum Altar gehen, mit der's nicht ganz und gar im Klaren wäre, und wo's bekannt würde, da ſollten ſie an der Kirchthür erſt Buße thun, ehe ſie zur rechtſchaffenen Trauung zugelaſſen würden!"

Der Pfarrer erſchrak. Er ſah, bis zu welchen Uebergriffen und Unvorſichtigkeiten die Frauen ſich gegenſeitig ſteigerten, und ſie nicht bloß zu geben, ſprach er: „Es iſt allerdings wahr, daß es hier zu Lande arg hergeht zwiſchen den Mädchen und Männern, und daß es beſſer werden muß. Der Menſch iſt kein Thier, daß er ſeiner Begierde blindlings folgen dürfte und unverantwortlich wäre für ſein Thun. Das Mädchen, das zu Falle kommt, der Mann, der es verführt, die ſind und bleiben ſtrafbar, denn ſie wiſſen, was ſie begehen und wiſſen, daß es gegen Geſetz und Tugend iſt. Auch die Eltern haben darauf zu ſehen und haben es mit zu vertreten, wenn die Kinder vom rechten Pfade abkommen unter ihren Augen, denn es iſt ein ſchweres Unrecht und bringt das Unglück mit ſich für des Menſchen ganze Zukunft. Die verletzte Tugend rächt ſich bitter und ohne Tugend keine

rechte Ehe. Es steht geschrieben, daß die Ehe heilig sein soll. Wie kann sie das sein, wenn Mann und Weib nicht heilig in die Ehe treten?"

Die Männer hatten ihm aufmerksam zugehört, plötzlich aber bemerkte der alte Schöne: „Es kann wohl sein, Herr Pfarrer, daß Sie Nichts mehr davon wissen, denn es sind Zeiten und Zeiten darüber vergangen, aber vor Jahren da habe ich's Ihnen schon gesagt, zur Tugend muß der Mensch es haben, und dazu grade am Meisten. Du lieber Gott! es gingen ja so Manche gern zum Pfarrer, wenn sie's dazu hätten. Aber so ein Knecht und so' ne Magd, das hat nicht Haus nicht Hof, ist immerweg zusammen, und Menschen sind sie doch auch! Da gleich den Stein aufheben wider sie und zur Schande ausstellen, das will Gott nicht, und das ist auch nicht mehr der Brauch, Herr Pfarrer!"

„Gott weiß es!" sagte der Hofmann, „ob es der Mutter und mir das Herz abgedrückt hat, ob's uns nicht bitter angekommen ist, als wir merkten, wie es mit der Katharine stand! Es ist jetzt auch kläglich genug anzuhören, wenn der arme kleine Wurm die Nächte schreit und keine Mutter

dazu da iſt — aber ehe ich ſie ſollte Buße ſtehen ſehen, da mag ſie in Gottes Namen ruhig liegen, wo das Waſſer am tiefſten iſt. Das iſt nicht Gottes Wille, das ſteht nicht in der Bibel!"

„Und es iſt auch blos uns auf dem Lande, denen ſie wieder die Kirchenbuße aufpacken wollen. In der Stadt, da ſollen ſie's wohl bleiben laſſen!" meinte der junge Wirth. „Ich kann's mir auch nicht denken, daß der Herr Pfarrer das vertreten können vor ſich ſelber. Ich bin acht Jahr Soldat geweſen und hab' Mancherlei erlebt, aber eh' ich mir's hätt' gefallen laſſen, daß ſie mir mein Mädel an die Kirchthür ſtellten, vor aller Leute Augen, da wär' was paſſirt! — Und, Herr Pfarrer, es iſt keine Ehr' und keine Menſchlichkeit darin, das werden Sie auch ſelber wiſſen! Leben und leben laſſen, Herr Pfarrer! Da denkt ein Wirth drüber grade wie der andre!"

„Ich habe Sie alle ruhig angehört," ſagte Friedrich, „und bin ſelbſt kein Freund davon, die Menſchen, die man erziehen will, in ſolcher Weiſe zu beſtrafen. Ein Mädchen, das ſich vergangen hat, wird nicht beſſer, wenn man ſeine Schamhaf-

tigkeit vor aller Welt ſo brandmarkt. Sollte alſo das Conſiſtorium daran denken, die alte Kirchenzucht wieder bei uns einzuführen, ſo werde ich dagegen thun, was in meiner Macht ſteht. So lange ich es hindern kann, ſoll ſie hier nicht aufkommen. Für jetzt aber iſt noch Nichts davon zu fürchten, man hat Sie falſch berichtet, Niemand denkt daran."

Die Männer ſchwiegen. Sie wagten nicht dem Pfarrer zu widerſprechen, ſie glaubten ſeinen Worten auch. Es waren jedoch weniger die Eingriffe des Conſiſtoriums geweſen, welche ſie geſcheut hatten, als die Gewaltthätigkeit der beiden Frauen, und doch hatte Keiner von ihnen das Herz, ſich offen über dieſelben zu beklagen. Alle drei ſtanden eine Weile, ſahen einander, ſahen den Pfarrer an, endlich brach der alte Schöne zuerſt auf.

„Na! ſo ſoll's ein Wort ſein, Herr Pfarrer!" ſagte er, „und geben Sie's nicht zu, daß ſie Gottes Wort verkehren in pure Unbarmherzigkeit. Es iſt genug geweſen an der Katharine!"

Der Hofmann fuhr ſich mit der umgekehrten

Hand über die Augen, da er glaubte, man sähe es nicht, und warf mit hastiger Bewegung die Tropfen herab von seinen Fingern. Der junge Wirth aber blieb zögernd zurück, und als die Anderen zur Thüre hinaus gingen, trat er näher an den Pfarrer heran und sagte: „Sie meinen's gut mit den Leuten und mit Allen, Herr Pfarrer! und ich mein's auch gut mit dem gnäd'gen Herren, denn wir sind Kinder gewesen zusammen und er hat immer ein gutes Herz gehabt. Aber, passen Sie auf, das nimmt kein gutes Ende! Es ist Alles aufsässig gegen die gnädige Frau, und da helfen alle Geschenke und alles Wohlthun Nichts, zuletzt will doch ein Jeder Herr in seinem Hause bleiben!"

Damit nahm auch er seinen Hut, den er hatte auf dem Stuhle an der Thüre liegen lassen, und entfernte sich. Friedrich aber sah sich zu einer Erörterung gedrängt, die er länger nicht aufzuschieben vermochte, denn der Augenblick der Entscheidung war für ihn gekommen.

Fünftes Kapitel.

Noch an demſelben Nachmittage ging Friedrich auf das Schloß. Er hatte Auguſte gebeten, ihn zu begleiten, weil er wünſchte, daß ſie bei der Auseinanderſetzung, die er ſeinem Freunde zu machen vorhatte, gegenwärtig ſein möchte.

In dem kühlen, mit altmodigem Flieſengetäfel ausgelegten Saale ſaß der greiſe Baron am Fenſter. Er ſah den einſamen Spielen ſeines Enkels zu, der auf der Terraſſe über den Reif ſprang. Ihm zur Seite arbeitete Sidonie an einem Filet zum Schmetterlingsnetze für den Knaben, während Erich, der Thüre gegenüber, auf der Ottomane

ſaß und eben einen Pack von Büchern und Zeitungen durchblättert zu haben ſchien.

Die ſonntägliche Stille, die Friſche des Saales, in dem man das leiſe Summen einzelner Inſecten hörte, welche ſich aus dem ſonnigen Garten in das ſchattige Zimmer verirrt hatten, der Duft der Blumen, die in großen chineſiſchen Vaſen auf den Tiſchen ſtanden, und vor Allem die Stattlichkeit der drei Schloßbewohner machten einen Eindruck des Friedens und der Schönheit. Auch ſchienen der alte Baron und ſeine Schwiegertochter heiter und wohl zufrieden zu ſein. Nur auf Erich's Stirn lagerte unverkennbar ein Zug von Mißmuth, als er dem Freunde mit den Worten entgegentrat: „Du kommſt grade recht, mir in einem Streite beizuſtehen, der ſich über Weidewut's, über meines Sohnes Erziehung zwiſchen uns erhoben hat!“

„Einen Streit?“ wiederholte Sidonie ablehnend, „wie magſt Du eine Unterredung, in der es ſich für's Erſte einzig um eine theoretiſche Meinungsverſchiedenheit handelt, nur als einen Streit bezeichnen?“

„Theoretiſche Auseinanderſetzungen, beſte Sidonie! ſind bei vernünftigen Menſchen die Vorläufer der praktiſchen Conſequenzen, und gegen dieſe wünſche ich bei Zeiten zu proteſtiren!“

Er ſagte das lächelnd. Die Baronin lächelte auch, aber der oberflächlichſte Beobachter konnte bemerken, daß hinter dieſer lächelnden Außenſeite ſich ein tiefer Ernſt verbarg.

„Ihr müſſet dem Herrn Pfarrer wohl vor allen Dingen ſagen, um was es ſich hier handelt!“ meinte der alte Baron, ein ſtrenger Beobachter der Form.

„Es handelt ſich einfach darum,“ erklärte Erich, „daß mein Junge ſyſtematiſch zum Egoiſten, zu einem Sonderweſen erzogen wird, was ſein Unglück machen muß in Zeiten wie die unſeren. Das hat angefangen ſchon mit dem Tage ſeiner Geburt, ſchon mit dem Namen Weidewut, den jetzt kein Menſch mehr führt als er, und mit dem ihn zu nennen, die Bitten meiner Frau mich leider damals beſtimmten.“

„Weidewut iſt der ſchöne altpreußiſche Name Eures Ahnherren,“ wendete die Baronin ein, „und

ich fand es ſo erhebend, unſern Sohn ſein Leben lang daran zu erinnern, in wie ferne Vorzeit ſein Urſprung zurückreicht!“

„Es haben ihn auch alle Heidenbrucks geführt, Du ſelbſt heißeſt Weidewut!“ bekräftigte der Baron.

„Aber ich bin nicht ſo genannt worden, und je älter der Junge wird, je läſtiger wird es ihm fallen, ſich mit einem Namen rufen zu hören und zu unterzeichnen, der in unſerer Welt ſo fremd und ſo auffallend iſt, wie die Auerochſen, aus deren Hörnern dieſer unſer Ahnherr ſeinen Meth getrunken hat.“

Erich hielt inne, während Sidonie lächelte, und fuhr dann fort: „Das iſt indeß eine Nebenſache. Mag der Junge ſich umtaufen, wenn es ihm einſt nöthig ſcheint. Wogegen ich aber proteſtire, das iſt gegen ſeine fortdauernde Einſamkeit. Wir Alle haben mit den Kindern im Dorfe geſpielt, ich habe meine beſten Stunden mit ihnen verlebt, und —“

„Mein Sohn!“ unterbrach ihn der Baron, „es iſt nicht nöthig, daß die Kinder alle Irrthümer der Eltern wiederholen! Du brauchſt bei der Erziehung unſeres Knaben die Fehler nicht nachzumachen, zu denen meine, von mir ſelbſt jetzt

ſehr beklagte Vorliebe für die franzöſiſchen Encyklopädiſten mich verleitete."

„Klagen Sie ſich nicht an, theurer Vater!" meinte Sidonie. „Sie theilten die Irrthümer Ihrer Zeit. Dieſe Art von Erziehung à la Jean Jacques Rousseau, die Erziehung zur bürgerlichen Gleichheit, galt ja damals für ein Meiſterſtück, als eine Wohlthat für die Menſchheit!"

„Ja! ſie galt dafür," ſagte der Baron, „aber ſie kann nicht länger dafür gelten, ſeit wir die Früchte ſehen, welche die Freiheit, die ſie lehrte, ſowohl für die Staaten, als für die Familien getragen hat. Sie iſt mir auch neu und befremdlich Deine Liebe für dieſe Freiheit der Erziehung, Erich! Deine Liebe für die Freiheit überhaupt!"

„Meine Liebe? Ich liebe eine Feuersbrunſt nicht, und doch werde ich Weidewut turnen lernen laſſen, damit er ſich erretten kann aus Feuersnoth!"

„Aus dem Contacte mit der ſogenannten Freiheit kann man nicht unverſehrt hervorgehen, wie aus einem Feuer!" meinte der Baron. „Sieh Dich in unſerm eigenen Hauſe um, und frage Dich dann, ob Du eine ſogenannte freiſinnige Er-

ziehung vor Dir und Deinen Kindern zu vertreten wagst."

„So unbedenklich," rief Erich, „daß, falls ich nicht eine vollständige Aenderung aller Erziehungsgrundsätze für ihn erlangen kann, ich ihn schon von seinem nächsten Geburtstage ab einem öffentlichen Institute übergebe, obschon ich ihn sehr schwer vermissen werde!"

„Du bist Herr über Dein Kind!" sagte Sidonie mit einer Ruhe, welche neben ihres Mannes Ungeduld etwas sehr Edles hatte, „aber Du wirst mich nicht hindern, es als ein Unglück zu betrachten, wenn ein Knabe mit seinem siebenten Jahre den Segen der Mutterliebe und des Vaterhauses entbehren soll!"

Der Baron schüttelte beruhigend das Haupt. „Unbesorgt, Sidonie! Erich thut das nicht!" tröstete er.

Aber gerade die Zuversichtlichkeit seines Vaters, die fast einem Verbote gleich zu kommen schien, reizte Erich. „Ich müßte nicht von Dir erzogen sein, bester Vater!" rief er, „wenn ich nicht empfände, daß jeder Mann allein verantwortlich für

ſeine Kinder iſt, daß jeder Vater Herr über ſie ſein und nach ſeiner Einſicht für ſie ſorgen muß!"

„Unbedenklich!" meinte der Baron, „es dünkt mich jedoch, daß der Rath und die Erfahrung des Mannes nicht unbenutzt zu bleiben brauchen, der ihren Vater zu ſeiner eignen Selbſtherrlichkeit erzogen hat."

„Lieber Vater!" ſagte Erich mit mühſam unterdrückter Ungeduld, „Deine Erfahrungen, Sidonien's Wünſche in allen Ehren, aber ſie helfen uns nicht. Schlöſſet Ihr Euch nicht ſo abſichtlich, ſo vollſtändig ab gegen Alles, was unſere Tage, was die neuere Literatur von Zeichen der Zukunft in ſich tragen —"

„Ich habe genug davon geſehen und geleſen", meinte Sidonie, „um ein Entſetzen vor der Zukunft zu hegen, die dort vorbereitet wird!"

Erich war ſchon lange aufgeſtanden und heftig auf und nieder gegangen. Sein Freund ſah, daß die Zornader auf ſeiner Stirne anſchwoll, daß ſeine Lippen zuckten. Es war ihm bei der Lebhaftigkeit des Streites bisher nicht möglich geweſen, ſich beruhigend und ausgleichend in das Geſpräch zu

miſchen, das am Rande einer häuslichen Scene ſchwebte. Er benutzte alſo jetzt das augenblickliche Schweigen Erich's, der nach Ruhe rang, zu der Bemerkung: „Ihr Entſetzen, Frau Baronin! wird die Zukunft nicht aufhalten, ſich in neuen Bahnen zu entwickeln, und wo man einer gefürchteten Nothwendigkeit nicht zu entrinnen vermag, da iſt es Lebensklugheit, wenn nicht mehr, ſich vorbereitend für dieſelbe zu erziehen, und ſich ihr anzupaſſen!“

„Das iſt es ja!“ rief Erich, „das iſt es ja! Sidonie denkt, es werde Alles ewig bleiben, wie es iſt. Sie ſieht nicht, ſie will nicht ſehen, wie Alles um uns anders wird, wie die Bourgeoiſie uns an Intelligenz und Beſitz überragt, wie der vierte Stand ſich erhebt, als treibe ein inneres Feuer ihn empor. Sie ſehen nicht, daß die Revolution über uns ſchwebt mit ihrem Vernichtungsdonner gegen die Monarchie und gegen das Privilegium! — Sie werden ſich blind dagegen machen, bis er auf uns herniederſchmettert — und was dann?“

Er blieb vor Sidonie fragend ſtehen. Sie

hatte ihre Arbeit aus den Händen gelegt und ihm mit Spannung zugehört. Statt aber ſeiner Erregtheit zu begegnen, ſagte ſie mit unverändertem Gleichmuthe lächelnd: „Nun! wenn Deine ſchwarzen Prophezeiungen erſt mit dem Untergange der Monarchien zur Wahrheit werden ſollen, guter Erich! ſo kann unſer armer Junge noch ruhig ſeinen alten ſchönen Namen behalten, und braucht vor der Hand noch nicht mit den Bauernjungen zu verkehren!“

Auguſte lachte ihr Beifall zu.

„Es iſt Race in ihr!“ ſprach der Baron kopfſchüttelnd leiſe vor ſich hin. Allein Sidonie ſelber erſchrak vor dem Ausdruck ihres Mannes. Sie ſtand auf, faßte ſeinen Arm und meinte, ſich an ihn lehnend: „Gewiß, liebes Herz! Du ſiehſt zu ſchwarz! Es iſt eine krankhafte Verſtimmung in Dir, es iſt Hypochondrie, der ich mich widerſetzen muß, ſonſt wird ſie uns zu mächtig!“

Die Freundlichkeit, mit der ſich die ſtattliche Frau an ſeine Schulter ſchmiegte, ſtand ihr wohl. Sie war überhaupt äußerlich ſehr vortheilhaft verändert ſeit ihrer Verheirathung. Ihre Farbe, die

als Mädchen zu blühend gewesen, war milder geworden und stimmte dadurch mehr mit dem hellen, röthlich blonden Haar zusammen. Ohne an Wohlgestalt und Biegsamkeit zu verlieren, hatte sie an Fülle gewonnen, und man konnte keine schöneren Hände, keinen zierlicheren Nacken sehen, als die feine Hand, welche sich jetzt auf Erich's Schulter legte, als den blendenden Nacken, der Sidonien's Kopf mit seiner Lockenfülle trug.

Aber alle diese Vorzüge waren für ihren Gatten in solchem Augenblick verloren. Zu formvoll die Baronin von sich zu weisen, ließ er sie gewähren, ohne jedoch ihre Zärtlichkeit zu erwiedern, oder auch nur zu beachten.

„Ich wollte, die Monarchien wären so gesund als ich!" rief er aus, „und so ungefährdet als meine Gesundheit. Lies die Broschüren! Da liegen sie, Lamenais's Paroles d'un croyant und sein livre du peuple, die schon wieder in neuer Auflage erschienen, ein Beweis, wie sie verbreitet sind!" —

„Aber wer liest diese atheistischen Dinge?"

wendete Auguſte ein, die ihren Antheil an der Unterredung haben wollte.

„Wer ſie lieſt? Das Volk lieſt, das Volk verſchlingt ſie, und mit Recht, denn ſie ſind die Offenbarung ſeiner Zukunft!“

„Eine Offenbarung ſollteſt Du nicht nennen, lieber Sohn, was kein Licht, ſondern nur Verwirrung bringen kann, und darum gottverlaſſen iſt!“ meinte der alte Baron abweiſend.

„Nein, Herr Baron! nein!“ rief Friedrich, der bis dahin ſchweigend dem Streite zugehört hatte. „Es iſt die höchſte Liebe, die höchſte Tugend, der göttlichſte Geiſt verſöhnender Menſchlichkeit, aus dem dieſe Werke gefloſſen ſind. Das Heil der Zukunft wird darauf beruhen, daß ſie zur Wahrheit werden auf der Erde und — “

Der Baron, ſo ſehr die Erfahrungen ſeiner letzten Lebensjahre ihn gebeugt hatten, konnte ſeine eigentliche Natur doch nicht verleugnen. Dem Widerſtande gegenüber fühlte er ſich hier in ſeinem Schloſſe, in dem Schloſſe, das Erich nur durch des Vaters freien Willen ſchon jetzt als Eigenthum beſaß, plötzlich wieder als den unum-

ſchränkten Herrn, und ſich hoch aufrichtend in ſeinem Seſſel, ſagte er: „Wir ſind abgekommen von dem Thema, von dem wir ausgegangen ſind. Was iſt uns Lamenais und ſeine Weltbeglückung? Ich mag davon nichts weiter hören!“

Die Gewalt mißbrauchend, welche ſein Verhältniß zu ſeinem Sohne ihm über denſelben, welche ſein Alter und die frühere Unterordnung Friedrich's ihm über dieſen gaben, zwang er ſie, die Unterhaltung abzubrechen, wollten Erich und der Pfarrer den Greis nicht beleidigen, der jetzt als Gaſt ſeines Sohnes in ſeinem eigenen Schloſſe lebte.

Indeß das plötzliche Verſtummen der beiden Männer hatte für den Baron ſelbſt etwas Quälendes. Er fühlte, daß er zu weit gegangen, daß er ſich ſelbſt zu nahe getreten war. Er empfand, daß er einzulenken habe, und in plötzlich verändertem Tone ſagte er: „Welchen Zuſammenhang, Erich, haben die Pläne, Deinen Sohn in einer öffentlichen Anſtalt erziehen zu laſſen, mit der Zukunft, die Du den Monarchien und der Menſchheit nahe glaubſt?“

Man muß es gewohnt ſein, von tyranniſcher Hand gelenkt zu werden, um wie ein leblos Inſtrument, nur dem Tone nachklingend zu antworten, der willkürlich erweckt wird. Erich hatte dieſe Gewohnheit verloren. Er war erzürnt und mochte es doch nicht zeigen. Seine Farbe wechſelte mehrmals ſchnell. Auguſte ſah ihn ängſtlich, Sidonie bittend an. Die Rückſicht auf die Frauen, die Schonung für den Vater trugen den Sieg davon. Er bemeiſterte ſich ſo gut er konnte und ſagte kalt, wie Einer, der ein auswendig gelerntes Glaubensbekenntniß abzulegen hat: „Die Zukunft der Staaten wird in einer auf Freiheit begründeten Aſſociation der Menſchheit beſtehen, mögen ſie conſtitutionelle Monarchien oder Republiken heißen. Will man aber einen Menſchen zu dieſer Aſſociation gewöhnen, ſo muß man ihn früh einer öffentlichen Erziehungsanſtalt übergeben!“

„Aber weshalb das?“ fragte Auguſte, nur damit das Schweigen nicht wieder über ſie hereinbrechen möge.

„Weil die Familie den Knaben durch ihren Partikularismus, wie Exempel zeigt, im ſchlimmen

Sinne zum Ariſtokraten, zum Sonderweſen erzieht!“ antwortete Erich, auf ſeinen Sohn hinausdeutend. „Die Familie macht das Kind von Jugend auf zum Tyrannen des Schwächern, des Dienenden, und zum Sclaven des Machthabers, des Vaters. Sie erzieht ihn für die abſolute Monarchie, indem ſie ihn moraliſch depravirt!“ Er hielt inne, denn er empfand die Anklage, welche er damit unwillkürlich gegen ſeinen Vater ausgeſprochen hatte. Der Baron ſaß ruhig da, wie ein Steingebild, anſcheinend unverwundbar in dem Gefühle ſeines guten Rechtes.

Erich aber, plötzlich gerührt von dieſem Anblick, ſetzte ſich neben ihn nieder und ſprach, viel milder geworden: „Der Hauptvortheil, den ich in einem öffentlichen Inſtitute erblicke, beſteht darin, daß es die Knaben daran gewöhnt, in der Maſſe aufzugehen, ſich in die Geſammtheit zu verlieren, und Fügſamkeit in das allgemeine Geſetz zu lernen, von dem in keinem Falle zu ſeinen Gunſten eine Ausnahme gemacht wird. Und daß das nöthig iſt, das wenigſtens werdet Ihr Alle mir doch eingeſtehen!“

Indeß, außer Friedrich, der ſich beifällig äußerte, antwortete ihm Niemand. Es blieb ſtill im Zimmer, eine gleichgültige Unterhaltung, welche die beiden Freunde anzuknüpfen verſuchten, ſcheiterte an der Verſtimmung der Uebrigen und an ihrem eigenen Mißmuthe.

Endlich ſtand der Baron auf und ſchellte. „Wünſcheſt Du Etwas, lieber Vater?“ fragte Erich.

„Es ſcheint mir kalt hier, ich möchte ein Feuer in meinem Zimmer haben.“

„Wollen Sie nicht, beſter Vater“, meinte Sidonie, „daß man hier im Saale ein Feuer mache?“

„Ja! wenn Erich Nichts dagegen hat“, ſagte der Baron.

„Vater!“ riefen der Sohn und die Schwiegertochter erſchrocken, „Vater! Sie haben Etwas! Du biſt erzürnt!“ und Erich trat an ihn heran, ſeine Hand zu ergreifen.

„Vergieb mir, wenn ich zu heftig war!“ bat er herzlich, „es riß mich fort!“

„Die Zeit reißt uns Alle fort, wie es ſcheint!“ ſagte der Baron. „Den Einen von dem feſten

Platze, auf dem er ſich zu behaupten verſtand, den Andern zu einem Punkte, auf dem er ſich nicht zu halten vermögen wird. Ich muß einſehen lernen, daß die Zeit, in der ich wurzele, ſogar Dir ſchon als eine erſtorbene Vergangenheit erſcheint. Du wirſt ja erleben, welche Feſtigkeit, welche Zeugungskraft die von Euch ſo geprieſene Zukunft beſitzen wird. Ich verlange nicht, ſie zu kennen, ich beneide ſie Euch nicht."

Mit den Worten ging er auf die Terraſſe zu ſeinem Enkel hinaus, wendete ſich aber in der Thüre um und befahl: „Laſſen Sie ein Feuer hier im Saale machen, liebe Sidonie, damit wir unſer Piket beginnen können!"

Die Baronin ſchob den Kartentiſch und die Seſſel zurecht, Auguſte nahm ihren Nähkaſten vor und richtete ſich ein, den Spielenden arbeitend Geſellſchaft zu leiſten. Seit ſie im Pfarrhauſe lebte, empfand ſie eine Genugthuung daran, ſo viel als möglich im Schloſſe zu ſein. Hatte ſie früher den geringſten Vorzug, welcher ihren Couſinen eingeräumt ward, als eine ſchwere Kränkung angeſehen, ſo ſchien es ihr jetzt natürlich, von

Sidonien als eine untergeordnete Geſellſchafterin behandelt zu werden, die man nach Bedürfniß aufſuchte oder mied. Vergebens hatte Friedrich ihr bemerklich gemacht, daß ſie dieſe beleidigende Abhängigkeit durch ihre thörichte Verehrung des Reichthums und des Ranges ſelbſt verſchulde, daß ſie ihm perſönlich damit zu nahe trete, wenn ſie ſich in ſolcher Weiſe der Baronin unterordne. Vergebens hatte Erich ſeine Frau daran erinnert, daß Auguſte ſeine Couſine, ſeine Pflegeſchweſter, die Frau ſeines beſten Freundes ſei, und für ſie jene Rückſichten gefordert, welche Sidonie für alle diejenigen zuvorkommend zu nehmen wußte, denen ſie wohlwollte und die ſie als ihres Gleichen anſah. Es war kein Verhältniß zwiſchen den Frauen herzuſtellen geweſen, wie ihre Männer es für ſie begehren mußten.

Die Baronin, welche mit Auguſten, nicht wie Erich, durch lange Gewohnheit und gemeinſame Erinnerungen zuſammenhing, hatte ſich Anfangs von den unedleren Seiten dieſes Charakters abgeſtoßen, Auguſte ſich von der formvollen Zurückhaltung der jungen Frau gekränkt gefühlt, und

Beide hatten einander gemieden, bis die Einſamkeit des Landlebens die Eine wie die Andere begierig nach Unterhaltung und dadurch verſöhnlicher gemacht hatte. Die Baronin, ſchon als Mädchen an eine ſehr bevorzugte Stellung gewöhnt, hatte es entbehrt, ſich geſucht zu ſehen und Niemand zu haben, den ſie im täglichen Leben beſchützen, den ſie durch ihre Annäherung erfreuen konnte. Der Pfarrerin hingegen hatte ein Gegenſtand gefehlt, dem ſie nachſtreben, mit dem ſie ihre Verhältniſſe vergleichen, an dem ſich ihre gewohnte Unzufriedenheit mit ihrem Looſe emporranken konnte. Dieſe Schwächen waren es geweſen, welche die Frauen zuerſt zuſammenführten, bis der beiderſeitige Adelſtolz, die beiderſeitige Abneigung gegen Helene und Cornelie, die üble Meinung, welche Beide von der Unbeſtändigkeit der Männer hegten, feſtere Anknüpfungspunkte zwiſchen ihnen gebildet hatten. Dieſe Annäherung war mit der Herrſchaft gewachſen, welche die Baronin über die Couſine ihres Mannes gewonnen. Ihr Einfluß auf Auguſte war unverkennbar. Während ſie das Selbſtgefühl derſelben untergrub und ſie vollſtändig unter-

jochte, rühmte ſie ſich in ruhiger Ueberzeugung, daß ſie Auguſte für eine höhere Lebensauffaſſung erziehe. Sie behauptete, die Pfarrerin zu jener demüthigen Reſignation angeleitet zu haben, ohne die kein Menſch ſich glücklich fühlen, Niemand zur Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale gelangen, Niemand ſich neidlos denjenigen unterordnen könne, welchen der Wille Gottes bevorzugtere Verhältniſſe angewieſen habe.

Erich's Vorwurf, daß ſie Auguſte durch Demüthigungen erniedrige, lehnte Sidonie eben ſo beſtimmt ab, als Auguſte es beſtritt, wenn Friedrich die Baronin der Herrſchſucht anklagte und Auguſten ihre knechtiſche Unterwürfigkeit gegen dieſelbe tadelnd vorhielt. Auguſte behauptete neben der Freigeiſterei ihres Mannes den ſittlichen Halt nicht entbehren zu können, den die Charakterfeſtigkeit und Religioſität der Baronin ihr gewährten. Sie hatte in Sidonie ihren Meiſter gefunden, denn Frauen wie Auguſte, fügen ſich nur den Menſchen, werden nur von denjenigen erzogen, die ihnen eine harte Hand auflegen und ein ſchweres Joch. Herrſchſucht und Knechtesſinn

bedürfen, ſuchen und finden einander, ſich gegenſeitig zu verderben.

Da Sidonie gern eine Art von Hofſtaat um ſich ſah, brachte die Pfarrerin wieder den ganzen Abend damit zu, dem Spiele des Barons und ſeiner Schwiegertochter beizuwohnen, das ſich diesmal länger als ſonſt üblich ausdehnte, weil der Baron in ſeinem Mißmuth die Unterhaltung mit Erich und dem Pfarrer zu erneuern ſcheute. Die Freunde waren alſo, wie gewöhnlich, aufeinander angewieſen, und nachdem ſie noch eine Weile an dem Büchertiſche zugebracht, verließen ſie den Saal.

Sechstes Kapitel.

Sie waren noch nicht lange in Erich's Bibliothek gewesen, deren Fensterthüren sich nach dem Garten öffneten, als sie in's Freie hinausschritten, und umhergehend und plaudernd wieder auf ihre früheren Gespräche über Erziehung im Allgemeinen, und auf die des Knaben im Besonderen zurückkamen.

„Ich befinde mich Sidonien gegenüber", sagte Erich, „in einem sonderbaren Zwiespalt. Ich stimme mit ihr in allen ihren Ueberzeugungen zusammen. Ihre religiösen Ansichten sind die meinen. Ich theile ihre Liebe für das Vaterland und das Herrscherhaus, die geradezu einen poetischen

Charakter bei ihr hat. Ihr Festhalten an dem Alten, Hergebrachten hängt so untrennbar mit der Treue und Tiefe ihres Wesens zusammen, daß ich nicht den Muth habe, ihren kleinen Vorurtheilen entgegen zu treten, aus der natürlichen Scheu, sie in ihrem innersten Empfinden zu verletzen. Selbst ihr strenges Urtheil in moralischer und sittlicher Hinsicht ist mir achtenswerth, weil es aus ihrer wundervollen Reinheit und aus ihrer echt deutschen Weiblichkeit entspringt — —" Er stockte plötzlich und schwieg.

„Dieser Vordersatz fordert seinen Nachsatz," bemerkte Friedrich, „der mit „dennoch" beginnen muß."

„Dennoch," sprach der Baron nachdenklich, „dennoch gehen wir vollkommen auseinander, sobald es auf die praktische Ausführung unserer Ueberzeugungen ankommt."

Wie der Bildhauer es lernt, die Stärke der Meißelschläge dem Materiale anzupassen, indem er arbeitet, so hatte die Erfahrung seines Amtes Friedrich gelehrt, die Menschen zu behandeln. Denn wie es Unverstand wäre, wollte der Bild-

hauer dem ſpröden Alabaſter bieten, was er dem feſten Marmor zumuthen darf, ſo iſt es Unbarmherzigkeit und Rohheit, allen Naturen mit jener rückhaltloſen Wahrheit zu begegnen, mit der man ſich allein genug thut, während man denjenigen, dem ſie gelten ſollte, nur zu oft damit verwundet, ohne ihm mit dem Schmerze zu nützen oder ihm zu helfen. Ueberhaupt geht man meiſt mit lebloſen Dingen verſtändiger und vorſichtiger um, als mit dem Menſchen, weil ein geiſtiger Schade, den man anrichtet, nicht gleich ſo erſichtlich iſt, wie ein Riß in einem Stoffe oder ein Bruch in einem Gefäße.

Friedrich kannte die verehrende Liebe ſeines Freundes für Sidonie, und dies benutzend, ſagte er: „Sidonie iſt Eins in ſich, darin liegt ihre Gewalt. Ihr Glaube an einen perſönlichen Gott iſt die Baſis ihres Weſens, ihrer Anſchauungen, und da ſie phantaſielos iſt, ſo iſt ſie unbeſtechlich!“

„Ja!“ rief Erich, „ſie iſt unter allen Frauen, die ich kannte, die Einzige, deren Herz eben ſo unbeſtechlich iſt, als ihr Verſtand!“

„So mußt Du,“ fiel ihm der Freund in's

Wort, „Dich ihr gegenüber leicht im Nachtheil finden, denn Dein Herz iſt mächtig in Dir, Du biſt viel weicher als Sidonie!“

Der Baron gab das mit Zögern zu, und Friedrich fuhr fort: „Ich glaube überhaupt, lieber Erich! der Zwieſpalt, deſſen Du erwähnſt, liegt nicht zwiſchen Dir und Deiner Frau, ſondern in Dir ſelber, in Dir allein. Dein Verſtand und Dein Empfinden ſind getrennt. Du möchteſt die Verſtandesüberzeugung unſerer Tage mit den Dir lieb und ehrwürdig gewordenen Traditionen der Vergangenheit vereinen. Das aber iſt unmöglich, lieber Freund! und daran leideſt Du Sidonien gegenüber.“

Erich fand ſich getroffen. „Es iſt wahr,“ ſagte er, „ich fühle es wie einen doppelten Menſchen in mir. Ich kann meine Einſicht nicht blind machen, welche den Sturz unſerer ganzen ſocialen Zuſtände oft nahe vor ſich erblickt, welche die Unhaltbarkeit der beſtehenden Verhältniſſe begreift — und doch hänge ich an dem Alten. Ich ſehe für Europa Revolutionen voraus, die nicht nur die Monarchien und mit ihnen den Adel vernichten, ſon-

dern alle Bedingungen des Beſitzes verändern können, aber grade darum fühle ich mich wieder gedrungen, an dem Untergehenden feſtzuhalten, an das ſo vieles Erhabene und Schöne uns bindet."

„Wie bei Sidonie die Kraft, ſo ruht bei Dir die Schwäche in der religiöſen Ueberzeugung," ſagte Friedrich; „das Chriſtenthum war Dir ſchon Nichts mehr, als wir uns kennen lernten; ja mehr noch, Dir fehlte ſchon damals der rechte Glaube an Gott, der die Gläubigen ſo mächtig macht, und — "

„Das iſt ein Mißgeſchick," rief der Baron ihn unterbrechend, „das Du ſeit Jahren mit mir theileſt, ohne die Zerwürfniſſe zu theilen, die mich peinigen. Ich erkenne alle die Sittengeſetze, alle die Moralgeſetze an, die Sidonie geltend machen möchte. Ich gebe zu, daß ſie dem Chriſtenthum entſtammen, daß ſie heilig gehalten werden müßten, indeß mir fehlt die Kraft, ſie in ihrer Strenge auf Andere anzuwenden — vielleicht weil ich ſie ſelbſt nicht durchzuführen vermochte. Alle meine Lebenserfahrung hat mich nicht gleichgültig gemacht gegen die Uebertretung der Sitte, alle

meine Achtung vor der Sitte kann mich nicht dahin bringen, die Uebertreter derſelben zu verdammen. Ich bewundere die Menſchen, die in dieſen Dingen zur Einheit zu kommen vermögen, aber ich beneide ſie nicht um — —"

Er vollendete nicht und Beide ſchwiegen. Erſt nach einer langen Pauſe ſagte Friedrich: „Der Weg, den unſere Unterredung genommen hat, bringt mich dazu, Dir eine Mittheilung zu machen, die Dich wahrſcheinlich nicht mehr unvorbereitet trifft. Ich gehe mit dem Gedanken um, mein Amt niederzulegen!"

„Nein! unmöglich!" rief der Baron im höchſten Grade betroffen.

„Ich habe die Sache lang in mir erwogen," fuhr Friedrich mit einer Ruhe fort, welche gegen die Bewegung ſeines Freundes um ſo lebhafter abſtach, „ich habe mich nach allen Seiten hin geprüft, und ich ſehe für mich keinen andern Ausweg."

„Du könnteſt ſo plötzlich Deine Wirkſamkeit aufgeben, eine Wirkſamkeit, die Dir ſtets ſo wichtig ſchien?"

„Sie iſt in meinen Augen eine verfehlte, weil ſie eine halbe iſt," unterbrach ihn der Andere. „Ich ſehe es daher als eine Pflicht an, ihr zu entſagen." — Er hielt wieder inne, als wolle er jedes Wort erwägen, und fuhr dann fort „Das Amt, das ich bekleide, das ich zum Theil auch Deinem und dem Vertrauen Deines Vaters danke, iſt mir gegeben, damit ich als ein Seelſorger das Volk nicht nur im Sinne der Bibel, ſondern auch im Geiſte der Interpretationen erziehe, welche unſer ſtaatliches Religionsbekenntniß der Bibel unterlegt. Ich ſoll den Glauben an einen perſönlichen Gott und an eine allwaltende Vorſehung, an einen unbeſchränkten Herrn im Staate und an die Alleingültigkeit ſeines Willens nähren, ich ſoll die Sündhaftigkeit der Menſchennatur als Dogma aufſtellen, und ihre erſten Bedürfniſſe als Verbrechen proclamiren. Ich ſoll verdammen, wo ich beklage, den Menſchen zur Rechenſchaft ziehen, wo die falſche Civiliſation, die falſchen Grundſätze unſerer Staatsverfaſſungen mir allein verantwortlich ſcheinen — das Alles kann ich nicht."

„Ich fühle ſeit langer Zeit, daß Dir die Bi-

bel, daß Dir das Chriſtenthum Nichts ſind!“ ſagte Erich ſchmerzlich.

„Du irrſt!“ entgegnete der Andere. „Die Bibel iſt mir ehrwürdig als hiſtoriſches Werk, als eine Lehre von dem Entwicklungsgange, den die Moral genommen hat, bedeutend in den tiefſinnigen Ausſprüchen ihrer Weiſen, ſchön in ihren Dichtungen, lehrreich aus allen dieſen Rückſichten —“

„Aber ſie iſt Dir nicht die unmittelbare Offenbarung? nicht der alleinige Quell der abſoluten Wahrheit?“

„Wie könnte ſie das, da, um nur das Eine zu erwähnen, faſt alle Evangelien vor der Kritik nicht Stich gehalten haben, die ſie als unächt dargethan hat?“ entgegnete Friedrich mild.

„Und was gewinnſt Du mit dieſem Wiſſen? was gewinnt die Menſchheit damit?“ fragte der Baron gereizt.

„Sie gewinnt die Wahrheit!“

„Ein troſtloſer Gewinn, denn er wird die Welt entgöttern!“

„Nicht die Welt entgöttert ſie, ſondern den

Himmel! denn ſie zeigt dem Menſchen, daß der Gott in ihm, daß er in Allem iſt, was lebt!“

„Die Lehre iſt alt!“ meinte Erich, „was aber hat der Spinozismus, was hat der Atheismus überhaupt geſchaffen, das dem bildenden Einfluſſe, der zeugenden Kraft des Gottvertrauens, des Chriſtenthumes zu vergleichen wäre?“

„Wenn die Art des Siedlers in den Urwald kommt, muß ſie zerſtören, ehe ſie bauen kann,“ ſagte Friedrich. „Du könnteſt mich mit gleichem Rechte fragen, was hat des Siedlers Art geſchaffen, das mit der Herrlichkeit jener ſchützenden Bäume, das mit der Nährkraft der Palmen, das mit der Schönheit der Lianen zu vergleichen wäre? Was können die öde Fläche, die niedergebrannten Gräſer, die verkohlten Wurzeln bieten? Aber wenn die Hütten ſich erheben, wenn ſie zu Häuſern, zu Städten erwachſen, in denen freie Menſchen ein geſichertes Daſein führen, in denen die Bruderliebe den Verfolgten willkommen heißt, den Andersdenkenden ehrt, dem Thätigen Raum für ſeine Thatkraft bietet, dann zeigt ſich die Schöpferkraft der Zerſtörung! Dann zeigt es ſich, daß

die ſcharfe Axt und das verzehrende Feuer koſtbarere Früchte zu bringen vermögen, als der uralte Baumwuchs, den ſie gefällt."

Es lag etwas Seheriſches in der Begeiſterung, mit der er dieſe Worte geſprochen hatte. Sein Blick war in die Ferne gerichtet, als erſpähe er das Urbild ſeines innern Schauens. Erich war in Gedanken verſunken, auch Friedrich ſchwieg lange.

Endlich hob er von Neuem an. „Als ich mein Amt antrat," ſagte er, „war mein Glaube an die Dogmen ſchon erſchüttert, aber ich wurzelte feſt in dem Glauben an einen perſönlichen Gott. Auf dieſen geſtützt, hoffte ich mein Lehramt ſegensreich durchführen zu können. Ich hoffte eine Verſöhnung zu finden zwiſchen der Natur des Menſchen, den Lehren der Religion und den Geſetzen des Staates. Ich glaubte durch Erziehung die Kluft ausfüllen, und vorbeugen zu können, wo das unmöglich war. Ich ſah mein Amt als einen Beruf an, das Feindliche, das Widerſtrebende zu verſöhnen. Aber der Einblick in das Leben, in das Herz, in die Natur des Menſchen, haben meine Hoffnung auf die Mög-

lichkeit einer ſolchen Verſöhnung vernichtet, meinen Glauben an eine Vorſehung, meinen Glauben an die abſolute Sündhaftigkeit des Menſchen, meine Achtung vor unſeren Geſetzen zerſtört — und ſie ſind es nicht nur in mir, ſie ſind es in vielen Anderen, die ſich deſſen nur nicht klar bewußt ſind. Mehr als die Kritik der Gelehrten, mehr als Strauß und Feuerbach haben mein ſterbender Vater und der alte Bauer Schöne mich gelehrt. Mehr als das Urtheil der Forſcher hat mich die täglich gemachte Erfahrung von der Unvereinbarkeit überzeugt, in der die Geſetze der Bibel und des Staates ſich mit unſeren Naturbedingungen befinden —"

„Friedrich!" rief der Baron, „Du ſtehſt auf einem furchtbaren Standpunkte. Dir ſchmeichelt die Höhe, auf der Du Dich zu befinden glaubſt, aber neben Dir gähnt der Abgrund, in den Du ſtürzen wirſt, in den Du ſtürzen mußt — —"

„Wenn," unterbrach ihn der Pfarrer, „wenn ich nicht das rettende Seiler blicke, das mich hält und trägt! — Und dieſe Rettung vor dem Hochmuth, dieſe Rettung vor Selbſtvergötterung und Selbſtſucht, ſie iſt da! Sie iſt allgegenwärtig,

allmächtig, allbeſchützend. Sie umgiebt uns unentfliehbar in der Natur. Die Natur iſt ewig, ewig! — Weit hinausragend über den Untergang der Menſchen und der einzelnen Welten! Ihre Ewigkeit ſöhnt uns aus mit unſerer Vergänglichkeit, ihre Größe zwingt uns zur Demuth, ihre Geſetzlichkeit lehrt uns das Geſetz ehren, und uns dem allgemein Nothwendigen unterordnen; ihre ausgleichende Milde, ihre Gerechtigkeit, ihre folgerechte Unerbittlichkeit, ihre Sorge für das Geringſte — das ſind die Beiſpiele, denen wir zu folgen haben, das ſind die Pfeiler, auf denen der neue Tempel ſich erheben wird, das ſind die Grundſätze jener erfüllenden Religion der Zukunft, die aufdämmernd in heiliger Ahnung ſchon jetzt in vielen Herzen tagt! — Und," rief er mit dem Ausdruck höchſter Liebe, „ſolche Herzen ſind nicht dazu gemacht, die Menſchen zu verdammen für die Unvollkommenheit ihres Weſens, die ſich nicht zu behaupten weiß in dem Widerſpruch, in welchem ſie ſich mit den Lehren und Geſetzen der Vergangenheit befindet!"

Nie im Leben hatte Erich den Freund in ähn-

licher Erhabenheit, in ſolcher Schönheit vor ſich geſehen. Seine Geſtalt ſchien gehoben, ſein Auge leuchtete vor Freudigkeit, der Ausdruck höchſter Begeiſterung und felſenfeſten Glaubens war über ſein ganzes Weſen ausgebreitet.

Der Baron ſtaunte ihn an, aber ſeine Seele vermochte ſich nicht zu entzünden an dem Feuer ſeines Freundes. Der Schatten der Schwermuth lagerte ſich noch dunkler über ſeine Stirne, und traurig ſagte er: „Hier, ich fühle es, werden unſere Wege ſich trennen. Wir gehören verſchiedenen Welten an. Möchteſt Du nicht untergehen in dem neuen Aufgange, den Du ahneſt! Möchte Dir nie bange werden vor dem entgötterten Himmel, zu dem die Augen aller der Millionen Menſchen, die vor uns waren und die mit uns leben, hülfeſuchend und troſtfindend emporblickten. Möchteſt Du Dir immer ſelbſt genug ſein, wie in dieſer Stunde Deiner Kraft, und Dich nie haltlos verloren fühlen in der Menge der erſchaffenen Weſen, unter denen das kleinſte Würmchen, das geringſte Blatt Dir gleichberechtigt, dauernd und vergänglich ſind, wie Du.“

Er ſprach die Worte mit dem ſtillen, ernſten Schmerz des reifen Mannes. Seine ganze Liebe für den Freund klang daraus hervor. Sie ſchwiegen Beide, bis Erich, ſich plötzlich aufrichtend, ſagte: „Daß Du mit dieſen Ueberzeugungen nicht dauernd Pfarrer einer chriſtlichen Gemeinde bleiben kannſt, iſt nur zu wahr. Was aber denkſt Du zu beginnen?“

„Ich werde, da wir Beide einig ſind, meine Entlaſſung fordern, und die Zeit, bis ich ſie erhalte, benutzen, Auguſte auf den Schritt vorzubereiten, den ich thun muß!“

„Du wirſt ſie ſehr unglücklich machen mit dem Bekenntniß Deiner Glaubensloſigkeit! Oder laß es uns das Bekenntniß Deines neuen Glaubens nennen!“ verbeſſerte er ſich, da er ſah, daß Friedrich eine Einwendung gegen die erſte Bezeichnung machen wollte.

„Auf den ganz verſchiedenen Standpunkten, auf denen wir uns befanden,“ antwortete Friedrich, „erwuchs uns auch bisher kein Glück. Unſere Verbindung war, ich bekenne das mit bitterem Schmerz, ein Unglück für uns Beide. Unſer Beiſammen-

ſein iſt kein förderndes. Es hat Stunden gegeben, in denen ich leidensmüde an eine Trennung unſerer Ehe dachte!“

„War das die Frucht der neuen Wahrheits- und Liebeslehre, die Du in Dir mächtig nennſt?“ fragte Erich tadelnd.

„Ja!“ rief Friedrich, „denn die Wahrheit und die Liebe verwerfen eine Ehe, der ſie beide fehlen!“

„Aber die Gerechtigkeit und Duldſamkeit gegen jede Individualität, die Du zu Deinen Bekenntniſſen rechneſt, ſind Nichts, wenn ſie Dich nicht duldſam machen gegen das arme Weib, das Du Dir frei erwählt haſt!“

„Ich ſagte Dir nicht, daß ich unſere Trennung beabſichtige, ich ſprach nur aus, daß ich an die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes gedacht habe in mancher ſchweren Stunde!“ und wieder ſchwiegen die Freunde.

Erich hatte Recht gehabt, ſie ſtanden an dem Scheidewege, der ſie Beide trennen konnte. Grade darum aber fühlten ſie, wie theuer ſie einander waren, wie lange und wie mächtige Erinnerung

ſie verkettete, wie das Beiſammenſein der letzten Jahre ſie noch feſter verbunden hatte, und wie ſie einander in Zukunft fehlen würden.

„Wovon denkſt Du zu leben? Stehen Deine Plane für die Zukunft feſt, wenn man Dein Entlaſſungsgeſuch annimmt?“ fragte Erich, der eine liebevolle Genugthuung darin empfunden hatte, den Freund in ſeiner Nähe und durch ſeine Hülfe vor Nahrungsſorgen geſchützt, in relativem Wohlſtande zu wiſſen.

„Ich habe vor, das ererbte Capital für den Bedarf der nächſten Jahre zu verwenden. Sobald ich frei bin, denke ich nach Italien, nach Rom zu gehen.“

„Nach Rom? was willſt Du dort?“

„Ich will Geſchichte ſtudiren und Archäologie! Gelingt es mir, dieſe Studien, wie ich es wünſche, für die Gegenwart nutzbar, für die Nichtſtudirten zugänglich zu machen, bin ich im Stande, die Kenntniß der alten Welt und ihrer Kunſt zu populariſiren, wie ich's möchte, ſo hoffe ich der Menſchheit damit manches Werkzeug zur Ausrodung des Urwaldes in die Hand zu geben,

an deſſen Stätte einſt unſer Tempel ſtehen ſoll!“

„Und Deine Frau?“ fragte Erich.

„Auguſte ſoll mit mir gehen!“ antwortete Friedrich. „Grade für ſie, für die Zukunft unſerer Ehe, erwarte ich viel von einer ſolchen Reiſe. Der Anblick einer ihr neuen Welt, die großen- und mächtigen Eindrücke, die ihr Italien bieten wird, müſſen Auguſtens Sinn erweitern. Das Alleinſein der Reiſe wird uns näher zu einander führen. Auch in dieſem Punkte erſehne ich die Ortsveränderung, und mich dünkt, daß Auguſtens Entfernung auch Deiner Ehe erſprießlich ſein werde.“

Der Baron antwortete nicht darauf. Er konnte dem Freunde nicht zugeſtehen, was er ſich ſelbſt nicht einzuräumen entſchloſſen war, aber Friedrich befand ſich ihm gegenüber in großem Vortheil. Er war innerlich ſeit lange auf dieſes Ereigniß, auf eine ſolche Unterredung gefaßt geweſen, während ſie ſeinen Freund unvorbereitet traf. Sie belaſtete Dieſen und befreite Jenen. Sie öffnete dem Einen das Thor einer unbegrenzten Freiheit, die zum Fortſchreiten, zum Handeln

und Genießen einlud; sie zeigte dem Andern, daß er durch seine Empfindung gebannt, sich innerhalb fester Grenzen zu bewegen habe. Friedrich fühlte sich frisch und jung, Erich traurig und alt, als sie sich an dem Abend trennten.

Siebentes Kapitel.

Frei geworden durch die Mittheilung gegen den Freund, hatte Friedrich beſchloſſen, gleich am nächſten Morgen Auguſte in ſeine Abſicht einzuweihen, obſchon ihm davor bangte.

Sie ſaß am Frühſtückstiſche, als er nach einem Gange durch den Garten bei ihr eintrat.

„Haſt Du geſehen,“ rief ſie ihm entgegen, „daß die Mairöschen heraus ſind? Ich ging früh nach den Radiesbeeten, und fand den Garten wie verzaubert ſeit geſtern. Alles iſt voll Roſen!“

Sie ſah heiter aus, hatte Roſen in einem Glaſe Waſſer auf den Tiſch geſtellt und ſelbſt einige Roſen an die Bruſt geſteckt.

„Ja!“ ſagte Friedrich, „auch mir iſt die Schönheit unſeres Gartens ſelten ſo entgegengetreten. Er iſt in den drei Jahren ein ganz anderer geworden. Man arbeitet wirklich einen Theil ſeines Herzens hinein in ſolch kleinen Beſitz. Es hat mich gerührt, als mir heute das Stückchen Erde in ſo blühendem Dank entgegen ſchimmerte!“

Er verſank in Schweigen, während Auguſte den Kaffee einſchenkte. Als ſie ihn über verſchiedene häusliche Angelegenheiten unterhielt, antwortete er ihr ſichtlich zerſtreut, ſo daß ſie endlich fragte: „Woran denkſt Du, Friedrich? Du hörſt mir nicht zu!“

„Ich dachte daran, ob es Dir ſehr hart ankommen würde, dieſen Garten in andere Hände übergehen zu ſehen?“

„Ob es mir hart ankommen würde?“ wiederholte ſie. „So hart, daß ich Himmel und Erde in Bewegung ſetzen würde, es zu verhindern. Glücklicher Weiſe kann davon aber nicht die Rede ſein.“

„Und wenn es doch wäre, Auguſte? wenn Verhältniſſe —“

Sie ließ ihn nicht enden. „Wenn Du daran dächteſt," rief ſie, „von hier fort zu gehen, ſo würde ich Dich für den größten Thoren erklären; es ſei denn, daß Du irgend eine Superintendentur, oder ſonſt eine ſehr bedeutende Stellung in der Stadt erhielteſt, bei der man neben beſſerem Gehalte eine Poſition hätte. Aber ſonſt — ſonſt wäre es ein Wahnſinn von hier fort zu gehen!"

Sie war bei dieſen Worten aufgeſtanden, da das Frühſtück beendet war, und gewohnt, daß Friedrich ſie dann verließ, hatte ſie ſich an dem Nähtiſch in der Fenſterbrüſtung niedergelaſſen, auf den die ſchwebenden Ranken des Jelängerjeliebers ihre ſpielenden Schatten niederwarfen. Ihr Mann ſah gedankenvoll zu ihr hinüber. Niemals hatte ſie ihre Vorliebe für dieſen Aufenthalt ſo entſchieden ausgeſprochen, ſelten überhaupt hatte er ſie ſo zufrieden geſehen, als heute, da die ſanfte Schönheit des Frühlingsmorgens ihr Herz bewegte, und grade heute ſollte er ihr ſagen, daß er den Ort verlaſſen wolle. Es that ihm weh, doch hatte er keine Wahl. Er mußte ihre weiche Stimmung benutzen, und mit einem

milden Tone, in dem ſein ganzes Bedauern erklang, ſagte er: „Ich wollte, wir hätten dieſe drei Jahre in ſo ungetrübtem Glück verlebt, daß ich Dir leichten Herzens zumuthen dürfte, mir ein Opfer zu bringen!“

„Was heißt das?“ fragte ſie erſchreckt, indem ſie die Arbeit aus den Händen legte.

„Ich bin gezwungen, die Pfarre zu verlaſſen!“

„Zu verlaſſen? die Pfarre zu verlaſſen? Um Gottes Willen, was iſt geſchehen?“ rief ſie, „Du haſt Dich mit Erich überworfen?“

Sie war aufgeſtanden und zu ihrem Manne herangetreten. Er reichte ihr die Hand und nöthigte ſie, ſich zu ihm niederzuſetzen.

„Nein!“ rief ſie, „nur keine Procedur, keine Feierlichkeit! Sag' mir kurz heraus, was iſt geſchehen? Ich bin es nicht gewohnt, ſo vorſichtig behandelt zu werden, mein Leben hat mich den Schickſalsſchlägen ſtehen gelehrt. Was iſt geſchehen, Friedrich?“

Er hätte gewünſcht, ihr ruhig die Beweggründe ſeines Handelns auseinander zu ſetzen, aber von ihrer Ungeduld gedrängt, und gereizt

durch die Bitterkeit ihres Tones, ſagte er: „Ich finde es mit meinen Ueberzeugungen nicht länger mehr vereinbar, ein Pfarramt zu verwalten!“

Auguſte ſtand wie verſteinert da. Sie that ihm leid, er trat zu ihr, umfaßte ſie und ſagte: „Laß Dich nicht niederwerfen von der Mittheilung, höre mich an! Ich habe ſo oft verſucht, Dir klar zu machen, was ſich in mir entwickelt hat, Du haſt es abgewieſen, und doch war es das einzige Mittel uns zu verſtändigen. Ich muß den Schritt thun, ich muß in mir ſelber Eins werden. Erleichtere mir das. Wir haben einander gelobt, uns zu tragen und zu ſtützen; ſteh mir jetzt muthig bei, und auch für unſeren innern Frieden wird der Entſchluß, den ich gefaßt habe, förderlich ſein. Steh mir jetzt muthig bei, Auguſte! Du haſt die Kraft dazu!“

„Die Kraft?“ rief ſie, „ja! ich habe Kraft, ich habe ſie beweiſen müſſen all mein Lebenlang, aber was mir jetzt zugemuthet wird, ſo plötzlich zugemuthet wird, das iſt zu ſtark!“

„Iſt es meine Schuld,“ fragte er, „daß Du mich ſtets zurückgewieſen, wenn ich Dir ausein-

milden Tone, in dem ſein ganzes Bedauern erklang, ſagte er: „Ich wollte, wir hätten dieſe drei Jahre in ſo ungetrübtem Glück verlebt, daß ich Dir leichten Herzens zumuthen dürfte, mir ein Opfer zu bringen!“

„Was heißt das?“ fragte ſie erſchreckt, indem ſie die Arbeit aus den Händen legte.

„Ich bin gezwungen, die Pfarre zu verlaſſen!“

„Zu verlaſſen? die Pfarre zu verlaſſen? Um Gottes Willen, was iſt geſchehen?“ rief ſie, „Du haſt Dich mit Erich überworfen?“

Sie war aufgeſtanden und zu ihrem Manne herangetreten. Er reichte ihr die Hand und nöthigte ſie, ſich zu ihm niederzuſetzen.

„Nein!“ rief ſie, „nur keine Procedur, keine Feierlichkeit! Sag' mir kurz heraus, was iſt geſchehen? Ich bin es nicht gewohnt, ſo vorſichtig behandelt zu werden, mein Leben hat mich den Schickſalsſchlägen ſtehen gelehrt. Was iſt geſchehen, Friedrich?“

Er hätte gewünſcht, ihr ruhig die Beweggründe ſeines Handelns auseinander zu ſetzen, aber von ihrer Ungeduld gedrängt, und gereizt

weh, daß ſie nicht glücklich war mit ihm, weher noch, daß er ſie neuem Schmerz entgegenführen ſollte. Er empfand ſich als ihren Beſchützer, als verantwortlich für ſie, für ihre Zukunft. Er tadelte ſich, daß er nur daran habe denken können, ſich jemals von ihr zu trennen, und doch hatte er auch ſich und ſeiner Ueberzeugung zu genügen.

„Auguſte!“ ſagte er weich und bittend, „laß uns nach Verſtändigung trachten, der Friede wird uns kommen, und Deine Heimath ſoll an meinem Herzen ſein.“

„Glaubſt Du,“ rief ſie, indem ſie ſich von ihm losmachte, „glaubſt Du, ich könnte Frieden finden bei Dir, an Deinem Herzen, ſeit ich weiß, daß alles Gute daraus entſchwunden, daß Dir Nichts heilig iſt? — Meinſt Du, ich wüßte es nicht lange, daß Du nicht an Gott glaubſt? daß Du keinen Unterſchied mehr machſt zwiſchen Gut und Böſe? daß alle Deine Begriffe ſich verwirrt haben? — Wie hätte ich mich denn ſo an Sidonie hängen können, hätte ich nicht eines Haltes, einer Stütze gegen Deinen Atheismus bedurft, hätte ich mich nicht an ſie klammern müſſen, damit ich we-

anderſetzen wollte, was mich an meinem Amte drückte, weil es mit meinen Ueberzeugungen nicht zu vereinen war? Iſt es meine Schuld, wenn Du Dich von Sidoniens Strenggläubigkeit haſt fortziehen laſſen, wohin ich Dir nicht folgen konnte?“

Sie antwortete ihm nicht, aber plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief ſie: „Gott im Himmel! bin ich denn verdammt mit meinem reinen, treuen Herzen immer an Männer zu gerathen, denen Nichts heilig iſt, nicht ihre Ehre, nicht ihr Amt, nicht ihr Glaube und nicht mein Glück? — Liegt denn der Fluch auf mir, daß ich nie und nirgends Frieden, nie und nirgends eine ſichere, feſte Heimath finden ſoll?“

Trotz der Ungerechtigkeit in ihren Worten, erſchütterten ihn ihre Klagen, ihre Vorwürfe. Er konnte in dieſem Augenblicke nicht an ihr eigenes Verſchulden denken. Alles, was ſie ihm als Braut von den Schmerzen ihrer Vergangenheit erzählt, die Zuverſicht, mit der er gehofft, ihr ein ſanftes Leben zu bereiten, das Zutrauen, der gute Wille, mit denen er ſie in ſein Haus geführt, das Alles ſtand deutlich vor ſeinem Erinnern. Es that ihm

weh, daß ſie nicht glücklich war mit ihm, weher noch, daß er ſie neuem Schmerz entgegenführen ſollte. Er empfand ſich als ihren Beſchützer, als verantwortlich für ſie, für ihre Zukunft. Er tadelte ſich, daß er nur daran habe denken können, ſich jemals von ihr zu trennen, und doch hatte er auch ſich und ſeiner Ueberzeugung zu genügen.

„Auguſte!“ ſagte er weich und bittend, „laß uns nach Verſtändigung trachten, der Friede wird uns kommen, und Deine Heimath ſoll an meinem Herzen ſein.“

„Glaubſt Du,“ rief ſie, indem ſie ſich von ihm losmachte, „glaubſt Du, ich könnte Frieden finden bei Dir, an Deinem Herzen, ſeit ich weiß, daß alles Gute daraus entſchwunden, daß Dir Nichts heilig iſt? — Meinſt Du, ich wüßte es nicht lange, daß Du nicht an Gott glaubſt? daß Du keinen Unterſchied mehr machſt zwiſchen Gut und Böſe? daß alle Deine Begriffe ſich verwirrt haben? — Wie hätte ich mich denn ſo an Sidonie hängen können, hätte ich nicht eines Haltes, einer Stütze gegen Deinen Atheismus bedurft, hätte ich mich nicht an ſie klammern müſſen, damit ich we-

nigſtens mich nicht fortreißen laſſe, und Gut gut, und Böſe böſe nenne. Was bleibt mir Deinem ſchwankenden Charakter gegenüber, als die Zuverſicht auf Gott? Bei Dir iſt kein Friede mehr für mich! keine Ruhe und keine Heimath!"

Friedrich ſchauerte zuſammen vor der ſchmerzlichen Wahrheit ihres Tones, vor der Entſchiedenheit, mit der ſie ihr Getrenntſein ausſprach.

„Nimm das zurück, Auguſte!" bat er.

„Ich kann es nicht! Es iſt die Wahrheit! Ich habe den Frieden, die Ruhe nicht bei Dir gefunden. Es iſt gut, daß Gott uns keine Kinder gab. Ich würde verzweifeln, müßte ich ſie zu Gottesleugnern erziehen ſehen. Du kannſt mir Nichts mehr geben, laß mir wenigſtens den Glauben an Ihn, der Pflichterfüllung ſegnet und ein Leidensloos im Jenſeits zu vergelten weiß. Es iſt das Letzte, was mir bleibt!" Sie weinte ſtill. Beide verſtummten.

Friedrich hatte ſie nie ſo weich geſehen. Sie war ſeinem Herzen näher als jemals. Aber während er nach einem Ausweg ſpähte, während er ſich fragte, was er zu ihrem Troſte, zu ihrem

Frieden thun könne, rief ſie plötzlich: „Und was ſoll aus uns werden? Wovon werden wir leben?“

„Wir wollen nach Italien gehen, ſobald ich meine Entlaſſung erhalten haben werde, dort —“

Sie ließ ihn, wie gewöhnlich, nicht zu Ende ſprechen. „Davon kann man nicht leben, vom Reiſen wird man nicht ſatt!“ ſagte ſie ſpöttiſch.

„Du ſollſt Nichts entbehren!“ antwortete er, und zum erſten Male an dieſem Morgen klangen ſeine Worte noch kälter, als die ihren.

„Ein Wanderleben alſo!“ rief ſie aus. „Mußteſt Du mich dazu den glücklichen Verhältniſſen in meines Onkels Hauſe entreißen, um mich einem Wanderleben, um mich einem Daſein hinzugeben, dem jede Sicherheit gebricht? Ich bin es nicht gewohnt, am Morgen nicht zu wiſſen, wo mein Haupt am Abend ruhen wird! Ich bin es nicht gewohnt, wie ein Tagelöhner, wie ein Handwerker aus der Hand in den Mund zu leben. — Ich begehre nicht Rang, nicht Reichthum mehr, das liegt hinter mir; ich habe entbehren gelernt, aber eine ruhige bürgerliche Exiſtenz, die habe ich zu for-

dern, die haſt Du mir gelobt, die biſt Du mir auch ſchuldig!“

Kein Mann erträgt es, in ſolchen Augenblicken mit Strenge an ſeine bürgerlichen Verpflichtungen erinnert zu werden, am wenigſten derjenige, welcher ihre Erfüllung ſelbſt als eine Ehrenſache anſieht. Auch trafen die Worte ſeiner Frau ihn wie Dolchſtöße, gegen die er ſich nicht zu ſchützen vermochte, und ſich trotz ſeines Leidens zur Ruhe zwingend, ſagte er: „Auch Du, Auguſte, haſt mir Treue gelobt für die Tage der Prüfung. Ich ſtehe zwiſchen meiner Ueberzeugung und meinem bürgerlichen Amte — ich muß wählen — die Prüfung iſt da. Wo aber iſt Deine gelobte Treue?“

„Ich gelobte ſie dem Chriſten! Biſt Du ein Chriſt?“ rief ſie und brach abermals in ſchmerzliche Thränen aus.

Nie hatte Friedrich von der Doppelnatur ſeiner Frau ſchwerer gelitten, als in dieſer Stunde, da er ſie nicht anzuklagen, nicht zu billigen, nicht zu haſſen, nicht zu lieben vermochte. Ein tiefes Mitleid mit ihr und mit ſich ſelbſt, bewegte ihn. Er war gefaßt geweſen, Auguſtens Vorwürfe zu

hören, ſie um ihre äußere Zukunft in Sorgen zu ſehen. Daß ihr Herz ſo tief getroffen werden würde von ſeinem religiöſen Bekenntniß, hatte er, trotz Erich's Vorausſage, nicht erwartet, weil er ſie darauf vorbereiteter geglaubt. Er fand ſich rathlos vor ihren Thränen, vor der krampfhaften Angſt, die ſie verwirrte. Ihre Aufregung war keinem ſeiner Gründe zugänglich, alle ſeine Vorſtellungen, ſeine Bitten ſcheiterten an ihr. Er wußte bald nicht mehr, was er ihr zum Troſte ſagen ſollte. Er wollte ſie und ſich nur über den nächſten Augenblick hinwegheben, denn in ſolchen Kriſen denkt man der Zukunft nicht, man iſt allein auf den Moment geſtellt.

Auguſte ſelbſt aber bot ihm den geſuchten Ausweg. „Und Deine Mutter!“ rief ſie aus, „an Deine alte, kranke Mutter denke, da Du doch an Dein Weib nicht dachteſt! Es wird ihr Tod ſein, Dich ohne Amt, ohne Haus und Brod zu ſehen — und obenein ſo gottverlaſſen!“

„Komm mit zur Mutter!“ ſagte Friedrich ſchnell.

„Mit dieſen Augen voller Thränen ſoll ich durch das Dorf gehen? Das kann ich nicht.“

„So komm mir nach!“ bat er, und verließ das Zimmer, um nur fortzukommen.

Die Meiſterin hatte ſeit Friedrich's erſtem Aufenthalte auf dem Schloſſe das Dorf nicht wieder verlaſſen. Man hatte ſie bei Frau Anna eingerichtet, und da dieſe als Wärterin Weidewut's wieder in das Schloß gezogen war, wie man es ihr verheißen, bewohnte die Meiſterin allein das kleine Haus, in das ſich Friedrich flüchtete.

Wohl eine halbe Stunde verweilte er bei der Mutter, ſeine Frau zu erwarten, aber umſonſt.

Auguſte fühlte ſich nicht geſtimmt, der Meiſterin zu begegnen. Beladen von der eigenen Noth, bangte ihr vor dem Kummer der alten Frau. Sie wollte allein ſein, ſich auszuweinen. Mit einem Gefühl, gemiſcht aus Schmerz und aus Behagen an dem Schmerze, ſetzte ſie ſich vor ihrem Nähtiſch nieder, die Arme gekreuzt, das Haupt geſenkt. Es that ihr wohl, daß ſie ſo unglücklich war, wie ſie ſich oft genannt, es that ihr wohl, daß Alles ſie verließ, daß Nichts ihr blieb, als jene Zuverſicht zu Gott, die ſie ſeit lange ihr einzig Gut geheißen. Jetzt hatte ſie ein volles Recht,

die Menſchen und ihre Schwäche und Wandelbarkeit zu verachten, ein volles Recht, zu Gott zu flehen, daß er ſie nicht verlaſſe. Sie betete und weinte inbrünſtig. Es war ihr Ernſt mit ihrem Gottvertrauen, erwachſen aus der Verzweiflung an den Menſchen.

Mit Selbſtprüfung ging ſie die Jahre ihrer Ehe im Gedächtniß durch, und fand ſich ſchuldlos gegen ihren Gatten. Sie war ihm ein treues Weib, eine ſorgliche Haushälterin geweſen, ſie hatte ſeine Mutter geehrt und gepflegt, ſeiner Stellung entſprochen durch Hülfeleiſtung und Werkthätigkeit gegen Jedermann. Sie konnte beſtehen vor der Welt und vor ſich ſelber. Er, er allein hatte ihr Unglück zu verantworten. Warum forderte er von ihr Theilnahme für ſeine ideelle Richtung? Hatte er ſie doch gewählt, weil ſie den leeren Träumereien abhold, allein dem Praktiſchen ſich zugewendet hatte! War er es doch, der nur in der Wirklichkeit zu leben begehrte, der behauptet, in dem Schaffen hier im engern Kreiſe die höchſte Befriedigung, die letzte Erfüllung gefunden zu ha-

ben. Was wollte er denn jetzt? Warum wollte er dies Haus, dies Dorf verlaſſen?

Sie blickte im Zimmer umher, Alles heimelte ſie an. Die ſchönen Meubels, welche der Onkel ihr als einen Theil ihrer reichen Ausſtattung gegeben und die ſie mit Sorgfalt geſchont, glänzten wie neu, und waren ihr durch den Gebrauch noch werther geworden, als an dem Tage, da ſie ſie erhalten hatte. Die Vorhänge und der Teppich, die ſie ſelbſt geſtickt, die Blumen, die ſie gezogen, der Garten, den ſie gepflanzt, waren ihr in's Herz gewachſen. Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Beſitz, und als wolle ſie ihn in ſeinem ganzen Umfange genießen, ſtand ſie auf, die Thüre der Nebenſtube zu öffnen, um durch die Putzzimmer und das Fremdenſtübchen hinaus zu blicken auf den Hof und auf die alten Lindenbäume in demſelben.

Die kaum getrockneten Thränen traten ihr wieder in die Augen, als die friſche Morgenluft kühl und doch mild durch die Zimmer ſtrich, als die leuchtenden Sonnenſtäubchen, zwiſchen den Thüren ſchwebend, all ihr Hab und Gut vergoldeten.

„Was iſt mir Italien?“ rief ſie aus, „was ſind mir ſeine todte Pracht und ſeine große Vergangenheit? Hier bin ich heimiſch, hier will ich bleiben. Und Friedrich ſelbſt, was will er dort? Was hofft er dort Tröſtliches zu finden, das er hier nicht hätte? Was kann er mir dort bieten? Muß ich denn heimathlos werden, muß ich auch noch Mangel und Nahrungsſorge kennen lernen, nun denn! ſo will ich ſie doch lieber hier, lieber in der Nähe von Menſchen erdulden, die mich nicht verlaſſen werden! Nur nicht im fremden Lande, unter fremden Leuten, deren Sprache man nicht einmal kennt, von Ort zu Ort wandern, unter dem Drucke täglicher Noth und Sorge!“

Ihre Thränen erſtickten ſie faſt, ſie ſchluchzte laut. Mit der zügelloſen Phantaſie der Unbildung, die vor jedem unerwarteten Ereigniß ſtutzig wird und ſich empört, hatte ſie ſich die ihr bevorſtehende Veränderung ihrer äußeren Verhältniſſe in ſo übertriebener Weiſe ausgemalt, daß ſie ſich bereits landflüchtig und am Bettelſtabe wähnte, weil ihr Mann ſeine bisherige amtliche Stellung mit einer freien Thätigkeit vertauſchen wollte. Im

Grunde konnte ſie auch kaum anders empfinden. War ſie doch ſelbſt von Kindheit an zu dieſer Denk- und Anſchauungsweiſe angeleitet, deren Folgen ſich jetzt offenbarten. So lange man die Frauen in dem Glauben erzieht, daß ſie als Mädchen von den Eltern, als Gattinnen von dem Manne ein fertiges behagliches Daſein zu fordern haben, weil ihnen der Verkehr mit der Außenwelt und der Erwerb eigentlich nicht zuſtehen, ſo lange man ſie in dem Wahne erhält, daß die höchſte Aufgabe des Weibes in der Ehe das Sparen deſſen ſei, was der Mann erworben hat, ſo lange werden alle nicht reichen Männer, alle Männer, deren Einnahmen nicht feſt geſichert ſind, gerechte Bedenklichkeiten gegen die Ehe hegen, und in allen kritiſchen Fällen keine Stütze an ihren Frauen haben. Mit der oberflächigen Bildung, mit dem Dilettantismus in den Künſten, mit denen in Deutſchland die Jugend der Frauen ausgefüllt wird, gewöhnt man ſie an eine unnütze, unfruchtbare Beſchäftigung, die in der Ehe meiſt mit einer eben ſo unfruchtbaren Haushaltsarbeit vertauſcht wird. Es kommt aber nicht darauf an, daß der

Menſch Etwas thue, ſondern daß er das Vernünftige, das Nützliche thue. Und die Untüchtigkeit der Frauen, die ſich mit Angſt an das Amt, an die feſte Einnahme des Mannes klammern, die den Mann ſelbſt dadurch mehr oder weniger zum Sklaven ſeines Amtes, zum Sklaven der Regierung machen, hat mehr Antheil an der Unfreiheit unſerer politiſchen Verhältniſſe, als es bei oberflächiger Betrachtung ſcheinen mag.

Auguſte konnte ihren Kummer, ihre Sorge nicht allein bewältigen, ſie ſehnte ſich, ihn auszuſprechen, ſich Rath zu holen von der Freundin, und ſtatt ihrem Manne zu ſeiner Mutter nachzufolgen, nahm ſie Hut und Tuch und eilte auf das Schloß.

Achtes Kapitel.

Sidonie war durch Erich ſchon am Abende von dem Entſchluſſe ſeines Freundes unterrichtet worden. Auguſtens verweinte Augen verkündeten ihr was vorgegangen war, dennoch ließ ſie ſie ruhig erzählen, der Leidenden den Troſt des Ausſprechens zu gewähren.

Als ſie geendet hatte, ſagte die Baronin: „Erich hatte mit mir ſchon von der ſchweren Prüfung geſprochen, beſte Auguſte! die Ihnen bevorzuſtehen ſcheint. Ich habe lange mit ihm überlegt, und heute den ganzen Morgen darüber nachgedacht, was man thun ſolle, was Sie für Friedrich thun können; denn dies iſt einer der vielen Fälle, in

denen die Frau die treue Hand ausſtrecken und den ſchwankenden Mann über dem Abgrund erhalten muß!"

„Gott!" rief Auguſte, „wie kann ich das? wie ſoll ich ihn hindern, ſeine Entlaſſung zu fordern? Und doch iſt mir der Gedanke daran bitterer als der Tod!"

„Erklären Sie ihm ruhig, aber feſt, daß Sie ſeinen Entſchluß als ein Unrecht gegen Sie anſehen — "

„Und iſt es das nicht?" fiel ihr die Pfarrerin in's Wort. „Iſt es nicht unverantwortlich, das Schickſal einer Frau auf ſich zu nehmen, ſo lange man mit ſich ſelbſt nicht fertig iſt? — Ich bin nicht Schuld an ſeinen Seelenkämpfen, und ich allein werde ſie zu büßen, ich allein davon zu leiden haben!"

„Nein!" wendete die Baronin ein, „laſſen Sie uns keine Ungerechtigkeit begehen. Auch Friedrich leidet und hat gelitten, das iſt keine Frage, und Sie haben ihm gelobt, in guten und böſen Tagen mit ihm auszuhalten. Mich dünkt jedoch, dies Gelöbniß reicht nicht aus. Nicht nur theilen ſollen wir das

Leid des Mannes, wir ſollen es lindern, wenn es da iſt, wo möglich aber ihm vorbeugen, wenn es droht. Noch iſt nichts Unwiederbringliches geſchehen, laſſen Sie es nicht zu einem ſolchen kommen!"

„Ich verſtehe Sie nicht, was ſoll ich thun?" rief Auguſte, „mir iſt ja Nichts zu ſchwer, kann ich ihn hindern, ſich und mich in das Unglück zu ſtürzen!"

Die Baronin hielt einen Augenblick inne, dann ſprach ſie: „Sie haben ganz Recht, auch Friedrich würde ſehr zu beklagen ſein, ließe man ihn handeln, wie er's vor hat. Ich habe es mit Erich reiflich durchgeſprochen, eine ſo idealiſtiſche Seele wie Ihr Mann, kann in dem nackten Materialismus auf die Dauer ſeine Befriedigung nicht finden. Er iſt urſprünglich eine religiöſe Natur geweſen, er muß, er wird zu ſeinem beſſeren Selbſt, zu ſeiner Pflicht zurückkehren, wenn Sie ihm dazu helfen, wenn Sie, Liebſte! nur recht ſtandhaft bleiben."

„Ich?" rief Auguſte, „zweifeln Sie an mir?"

„Nein! im Gegentheil, ich baue auf Sie! Eine Frau kann ſo viel in ſolchem Falle. Auch

mein Mann war einſt ſchwankend in ſeinen religiöſen, in ſeinen ſittlichen Begriffen, und wie anders iſt das jetzt geworden. Aber hüten Sie ſich, Friedrich durch directen Widerſpruch zu reizen, das ertragen die Männer nicht. Wollen Sie ihm Nichts beweiſen, als was Sie ihm durch Ihr eigenes Leben darthun. Verlangen Sie Nichts von ihm, was nicht ſein eigenes Beſte iſt, und mit Entſagung und Geduld werden Sie ſicherlich zum Ziele gelangen."

Auguſte hörte ihr nachdenklich und mit wachſendem Muthe zu. Daß man von ihr die Rettung ihres Gatten erwartete, hob ſie in ihren eigenen Augen. Mit freudigem Eifer gelobte ſie Alles für ihn zu thun, was in ihren Kräften ſtehe, denn die Abſichten der Freunde fielen mit Auguſtens eigenen Wünſchen eng zuſammen.

„Ich bin der Meinung, und Erich ſtimmt mir vollkommen bei," erklärte die Baronin, „daß man Friedrich hindern müſſe, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Ein ſolcher Schritt macht ſo viel übles Aufſehen. Was ſollen der Gemeinde die Bekenntniſſe, mit denen er dieſen Entſchluß nothwendig

rechtfertigen müßte? Die Leute denken ohnehin mehr als ſie ſollten, glauben weniger als ihnen unerläßlich wäre. Mein Schwiegervater, der jetzt in dieſen Dingen ſo reizbar iſt, würde unerbittlich ſich von Ihrem Manne abwenden und ſich jedem Wiedereintritte deſſelben in ſein Amt entſchieden widerſetzen, ſelbſt wenn Friedrich einſt dazu die Neigung fühlte. Das Alles müſſen, können Sie für ihn und uns vermeiden."

„Und wie das?" fragte Auguſte geſpannt.

„Verlangen Sie von ihm, und das dürfen Sie verlangen, daß er nicht ſeinen Abſchied, ſondern vorläufig nur einen Urlaub auf ein Jahr begehren ſolle. Erklären Sie ihm, Sie wollten die Pfarre nicht verlaſſen, bis er ganz mit ſich im Klaren, ganz über ſeine Plane für die Zukunft mit ſich einig ſein würde. Erich wird ihm auch in dieſem Sinne rathen. Es iſt für alle Fälle der beſte Ausweg. Er läßt Ihnen wenigſtens äußerliche Ruhe, verhindert die ſchlimmen, öffentlichen Erörterungen, und erſpart auch Geld, denn ein Mann allein reiſt billig!"

Auguſte war betroffen. So wenig ſie inner-

lich mit ihm zuſammenhing, erſchrak ſie doch vor dem Gedanken einer ſo langen Trennung von ihrem Manne, aber grade der Schmerz, den ſie dabei empfand, machte ſie geneigter, dem Vorſchlage Gehör zu geben, deſſen praktiſche Vortheile nicht zu verkennen waren. Sie wollte Sidonien beweiſen, daß ſie ſich nicht in ihr geirrt habe. Sie wollte darthun, daß ſie gleicher Kraft und gleicher Selbſtverleugnung fähig ſei, als Jene. Mit innerer Erhebung verſprach ſie dieſem Rath zu folgen, und ging getröſtet von der Freundin nach dem Pfarrhauſe zurück.

Am Mittage fand Friedrich ſie über ſein Erwarten ruhig. Gegen ihre Art nahm ſie ſelbſt die Unterredung über ſeine Plane auf. Mit mehr Sammlung, als er an ihr gewohnt war, ſetzte ſie ihm ihre Meinung und ihre Wünſche auseinander.

Angeregt durch die Hoffnung, Friedrich werde den Vorſchlag dieſer Trennung vielleicht nicht annehmen, er werde ſich von ihr und Erich zum Bleiben überreden laſſen, und fortgeriſſen von ihrer Heftigkeit, hatte ſie zuletzt ſchnell und laut geſprochen, ſo daß ihre Erklärung, nicht mit ihm reiſen

zu wollen, hart und rauh erklang, und ſtatt ihn zu rühren, ihren Mann beleidigte.

„Du willſt hier bleiben? Du willſt alſo nicht mit mir gehen?“ fragte er verletzt.

„Nein!“ antwortete Auguſte feſt, einer nachgiebigen Antwort gewärtig. Aber Friedrich ſchwieg.

Das verwirrte ſie, und nochmals nahm ſie das Thema auf, indeß er ging nicht darauf ein. „Wozu ſprechen,“ rief er, „wo Alles jetzt geſagt iſt. Du haſt mich von Dir gewieſen, da ich mich bittend an Dich wendete. Ich werde Dich nicht zwingen, mir ein Opfer zu bringen, das Dir zu ſchwer iſt. Du ſollſt zurückbleiben und Dir wählen, wo Du leben magſt!“

Auguſte erſtarrte, aber aus ihrem Schrecken rang ſich der Zorn empor über die Leichtigkeit, mit der er ihrem Willen nachgab. So kampflos zu ſiegen, fühlte ſie als Schmach. Ihr Stolz, ihre Neigung waren gekränkt. Mit einer Härte, die ihr zur anderen Natur geworden war, ſagte ſie: „Wie kindiſch, daß ich mich hergab, eine Erlaubniß zu erbitten, die Deinen Wünſchen ſo entgegenkommt!“

„Glaubst Du, es könne mir lieb sein, eine sich opfernde, eine verzweifelnde Frau neben mir zu haben?“ entgegnete ihr Mann. „Meinst Du, ich werde mir jede Arbeit, jeden Aufschwung unmöglich machen durch den Gedanken, da sitzt ein Weib, das Alles entbehrt, was ihm Werth hat, und dem Kunst und Natur, dem alte und neue Zeit, dem Welt und Menschen nicht Ersatz zu bieten vermögen, für die gewohnte Lebensweise, für ein Paar Tische und Stühle! — Was sind daneben auch die Pflicht, die Ruhe, die Ueberzeugung Deines Mannes!“

Menschen, die sich an Streit gewöhnt haben, verlieren Maß und Ziel, sobald das erste Wort des Zwistes ausgesprochen ist. Nicht der gegenwärtige geringe Anlaß ist es, der sie dann erfaßt; die ganze Vergangenheit tritt vor sie, alle frühere Uneinigkeit wird lebendig, und bei dem gleichgültigsten Anlaß haben sie unter schwerem Leiden das ganze Unglück ihres Lebens durchzukämpfen.

Mit einer Erbitterung, wie sie sie niemals noch empfunden hatten, mit dem festen Vorsatze von beiden Seiten, das eigene Recht, den eigenen Willen

zu behaupten, erhoben ſie ſich von dem Mahle; Auguſte, um Sidonien mitzutheilen, daß ſie, und um welchen Preis ſie Friedrich nicht begleite, Friedrich, um das Entlaſſungsgeſuch an das Miniſterium aufzuſetzen.

Indeß noch hatte er es nicht beendet, als Erich bei ihm eintrat. Er bekannte offen, daß er in Folge einer Unterredung mit Auguſte komme, und während er dieſe mit Wärme vertheidigte und beklagte, verſuchte er es nochmals, den Freund zum Ueberlegen ſeines Entſchluſſes, ja zum Bleiben in ſeinem Amte zu beſtimmen.

„Ich habe Dir geſtern zugegeben," ſagte er, „daß Du gehen, daß Du Deiner Ueberzeugung folgen müſſeſt. Es iſt aber bei lebhaften Menſchen eine eigene Sache um die Ueberzeugungen. Ich ſelbſt, weniger erregbar als Du, habe große Sinnesänderungen an mir erfahren, habe an Dir, mein Freund, ſolch vollſtändigen Wechſel des Glaubens und der Ueberzeugungen erlebt, daß ich mißtrauiſch geworden bin gegen die Beſtändigkeit des Menſchen überhaupt. Laß mich alſo nochmals die Bitte wiederholen, Du mögeſt nicht in augen-

blicklicher Erregung einen letzten Entſchluß faſſen, der Dich gereuen könnte."

„Es handelt ſich hier nicht um eine Glaubensfrage, um eine Gemüthsauffaſſung, lieber Erich!" entgegnete der Pfarrer. „Eine Verſtandeseinſicht wird nicht wankend wie ein Glaube, und ſoll ich die Wahrheit zurückhalten, wenn ich eigens berufen worden bin, ſie zu lehren?"

„Sind wir nicht im Leben faſt immer gezwungen, uns mit halben Wahrheiten, wie überhaupt mit Unvollkommenheiten durchzuhelfen?"

„Was willſt Du damit ſagen, Erich?"

„Ich will Dich nur erinnern, daß Du ſelbſt nicht überall die volle Wahrheit förderlich erachtet haſt. Biſt Du es nicht geweſen, der darauf gedrungen hat, den Kindern in den Schulen nicht die Bibel zu übergeben, und ihnen die bibliſche Geſchichte nur in Auszügen mitzutheilen, ohne ihre junge Phantaſie mit den Gräueln zu erfüllen, von denen die Annalen der jüdiſchen Geſchichte wimmeln? Was aber iſt der geiſtig nicht vollſtändig entwickelte Menſch anders, als ein Kind?"

„Zugegeben!" bemerkte Friedrich. „Vergiß in-

deſſen nicht, daß ich für die Kindheit, die von ſelbſt in das reifere Alter übergeht, Maßregeln treffen durfte, die ich dem Erwachſenen gegenüber nicht aufrecht erhalten kann, ohne ihn zu ewiger Kindheit zu verdammen!"

„Das iſt wahr!" antwortete der Baron, geneigt, Zugeſtändniſſe zu machen, um wo möglich eine Ausgleichung ihrer Meinungen herbeizuführen. „Du gehſt aber in der Aufklärung des Kindes allmählich zu Werk. Du ſelbſt haſt es oftmals gegen mich ausgeſprochen, daß der dauernde Fortſchritt nur ein langſamer ſei, und Du willſt Dein Amt niederlegen, Deine Wirkſamkeit gewaltſam unterbrechen, weil Du nicht hintreten und Deine perſönliche Ueberzeugung nicht plötzlich einem unvorbereiteten Menſchenkreiſe ausſprechen kannſt — eine Ueberzeugung, eine Lehre, vor der Deine eigene Frau, mein Vater, Sidonie und ich, ich ſelbſt ein tiefes Widerſtreben fühlen. Wir Alle tragen Scheu vor der entgötterten Welt, weil wir Alle uns zu ſchwach empfinden, uns als letztgültige Inſtanz, als Herren unſeres Schickſals, als Richter über uns ſelbſt zu denken."

Da Friedrich ſchwieg, wie es ſeine Art war, wenn er lebhaft nachdachte, rief Erich: „Und was wird damit gewonnen ſein, wenn Du dem Kinde, dem unfertigen Menſchen den Glauben an einen perſönlichen Gott zerſtörſt?“

„Fühlſt Du denn nicht, fühlt Ihr Alle nicht,“ ſagte Friedrich, „wie undenkbar ein Gott iſt, den Ihr in Eurer Endlichkeit, mit Euren endlich beſchränkten Eigenſchaften ausgeſtattet habt? Fühlt Ihr denn nicht, wie ſchwer Ihr Euch verſündigt an dem unerfaßbaren Principe, das Alles ſchafft und hält, wenn Ihr dieſem Allwaltenden menſchliche Eigenſchaften beilegt? Ihr ſprecht von einem liebenden, von einem rächenden, von einem lohnenden und ſtrafenden Gotte in ganz perſönlichem Verhältniß zu Euch ſelbſt. Und über und in uns Allen lebt die Kraft, die unbegreifbare Werdekraft, die Nichts gemein hat mit Liebe und mit Haß, mit Lohn und Strafe, und die Ihr profanirt, indem Ihr ſie verkörpert!“

„Aber glaubſt Du,“ fiel ihm der Baron in's Wort, „glaubſt Du, der Du ſelbſt Dich zu klein nennſt, die Werdekraft zu begreifen, daß das Kind

und der Ungebildete dieſe kalte Abſtraction erfaſſen, ſich zu eigen machen können? Die Phantaſie des Kindes, des Naturmenſchen iſt plaſtiſch. Nimm ihm das Bild, unter der er das Allmächtige verehrt, nimm ihm die ſchöne Vorſtellung eines alliebenden Vaters, die das Chriſtenthum uns gegeben hat, und ſeine Phantaſie wird ſich leicht ein ungeheuerliches Phantom erſchaffen aus dem Weſen, dem er ſich hülflos gegenüber ſieht. Es iſt für den reifſten Menſchen ſchwer, ſich verſtändnißlos vor den Endfragen unſeres Werdens und Vergehens zu beſcheiden. Und Du hätteſt den Muth, eine ſolche Entſagung dem Volke aufzuerlegen? Du hätteſt den Muth, dem Volke, von dem Du täglich gezwungen biſt, die nothwendige Unterwerfung unter eine Autorität zu fordern, ſoll es nicht wüſter Verwahrloſung und anarchiſcher Zerſtörung anheim fallen, Du hätteſt den Muth, einem ſolchen Volke den Glauben an die höchſte Autorität zu nehmen, den Glauben an den Allmächtigen? — Bedenke das, Friedrich!"

„Ich habe Alles bedacht! Alles erwogen!" antwortete Friedrich ruhig. „Grade weil ich

fühle, daß es Frevel wäre, an den Glauben des Volkes, bei ſeinem jetzigen Bildungsgrade, zerſtörend Hand zu legen, darum muß ich gehen. Ich habe verſucht, mich mit mir ſelbſt abzufinden, ich habe vermitteln wollen. Ich wollte die Kinder, das Volk nicht in Disharmonie ſetzen mit der Welt, in der ſie leben. Ich ſprach ihnen von einem höchſten Weſen, aber ich gab ihm weder menſchliche Eigenſchaften wie Liebe und Rache, noch konnte ich ihn als einen Belohner oder Strafer darſtellen. Ich ſprach von dem Allgeiſte, der parteilos und ruhig wirkend über dem All ſchwebt, der dem Menſchen die volle Freiheit, die alleinige Verantwortlichkeit für ſeine Handlungen gelaſſen hat, aus denen Glück und Unglück, Lohn und Strafe für ihn erwachſen —"

„Nun, und was war die Folge davon?" fragte der Baron eifrig.

„Die nächſte Kirchenviſitation, Du haſt es ja mit mir erlebt," antwortete Friedrich, „die Kirchenviſitation ermittelte ſchnell, daß den Kindern der Begriff einer Vorſehung, die Vorſtellungen von Lohn und Strafe im Jenſeits, vom Teufel

und von der Hölle, von der Erbsünde und von allen anderen Dogmen fehlten, und ich erntete die mündliche Zurechtweisung des Superintendenten, den schriftlichen Tadel des Consistoriums dafür. Es giebt keine Vermittelung zwischen Glauben und Unglauben, keine, Erich! — Und ich gehe, weil ich erkenne, daß der Einzelne nicht vorschnell zerstören soll, was für Millionen seiner Mitlebenden noch das Heiligste und Höchste ist!"

Es entstand eine lange Pause. Endlich sagte der Baron: „Ja! Du kannst nicht bleiben, Du mußt fort! Aber bringe mir ein Opfer, das mit Deiner eben ausgesprochenen Ueberzeugung leicht vereinbar ist. Es kann einem Manne von Deiner Einsicht nicht darauf ankommen, durch ein öffentliches Bekenntniß Aufsehen und Proselyten im Volke zu machen, denn auch das wäre eine Gewaltsamkeit. Die religiösen Fragen zittern in der Luft, Ronge und Wislicenus haben die Gemüther aufgeregt. Mache Dein Fortgehen zu keiner Demonstration. Verweile noch unter uns, laß die Leute sich an den Gedanken Deiner Reise gewöhnen.

Du nützeſt mir damit. Es iſt ein Freundſchaftsdienſt, den ich von Dir begehre."

„Und was erwarteſt Du von meinem Bleiben?" fragte Friedrich.

„Beruhigung des Mißmuths, der im Dorfe herrſcht!" antwortete der Baron. „Nimmſt Du augenblicklich Deinen Abſchied, ſo muß ein neuer Geiſtlicher gewählt werden, und — "

„Der wird leicht gefunden ſein!" meinte Friedrich.

„Ja!" erwiederte der Andere, „aber Sidonie und mein Vater werden darauf beſtehen, einen Mann nach ihrem Sinne zu wählen. Das mannigfache Gute, das Du, das wir nach Deinen Anſichten hier gemeinſam in praktiſchen Dingen gefördert, wird für die Gemeinde verloren gehen. Der Zwieſpalt zwiſchen uns und den Dorfbewohnern wird wachſen, und ich werde die Laſt dieſer Mißverhältniſſe zu tragen haben, ich ganz allein. Dein öffentlicher Austritt aus der Kirche wäre für Niemand eine Wohlthat, ein Unrecht gegen ehrwürdige Verhältniſſe, ein Schmerz für Deine Frau,

ein Todesſtoß für Deine Mutter, und auch ein Unrecht gegen mich, gegen Deinen Freund!"

Friedrich war ſehr bewegt, der Baron ebenfalls. „Laß mich nicht denken," ſagte er, „daß Dein Unglaube Dich bis zur Selbſtſucht treiben könne, daß er Dich kalt gemacht für mich. Du biſt mir nöthig in dieſem Augenblicke, Du wirſt mir fehlen, immer fehlen, mehr als Du es weißt!"

Erich hatte Thränen in den Augen, der Pfarrer kämpfte ſichtlich mit ſeiner Erſchütterung. „Ich weiß," ſprach er, „was ich Dir war und bin, ich weiß, was Dir fehlen wird in mir. Ich war derjenige, der Dich aufrecht erhielt mit der Kraft des Idealismus, wenn Dein Herz Dich ſchwach machte gegen die Einflüſterungen Deiner Umgebung. Ich diente Dir zum Aufruf, wenn Du mich vor Dir im Selbſtkampfe gewahrteſt — und auch Du biſt mir viel geweſen, denn Du haſt mich vor dem Verſinken in einſeitige Unduldſamkeit bewahrt. Das danke ich Dir und —"

„Verweile noch!" rief der Baron mit der leidenſchaftlichen Wärme ſeiner erſten Jugend, „prüfe,

bedenke Alles. Nimm einen Urlaub für's Erſte, gehe nach Italien — aber laß mir die Hoffnung, daß eine Sinnesänderung für Dich möglich iſt, und daß Du uns erhalten bleiben kannſt!"

„Guter, treuer Freund!" ſagte Friedrich, „täuſchen wir uns nicht —"

„So gönne mir Zeit," fiel ihm der Baron in's Wort, „mich an den Gedanken zu gewöhnen, Friedrich! — und gehe unbekümmert. Die Sorge für Deinen Stellvertreter und für Auguſte bleiben mein, bis Du zurückkehrſt!"

Friedrich hatte keine Worte. Stumm drückte er dem Freunde die Hand, dann trennten ſie ſich für den Tag.

Neuntes Kapitel.

Kaum verbreitete ſich die Nachricht im Dorfe, daß der Pfarrer eine lange Reiſe antreten wolle, als ein allgemeines Bedauern darüber laut ward. Wer nur irgend ein Anliegen erdenken konnte, das ihn berechtigte, nach der Pfarre zu gehen, nahm es wahr, um aus Friedrich's eigenem Munde die Beſtätigung ſeines Vorhabens zu vernehmen, denn Niemand wollte daran glauben.

Selbſt diejenigen unter der Gemeinde, welche mit ſeinen Predigten nicht recht zufrieden geweſen waren, ſchienen das jetzt vergeſſen zu haben, und nur an den Werth desjenigen zu denken, was der Paſtor ihnen ſonſt geleiſtet hatte. Nicht ein Haus

war im Dorfe, in dem man ſich nicht ſeiner verſtändigen Hülfe, ſeines werkthätigen Rathes zu erinnern gehabt hätte. Ueberall ſprach man es aus, daß die Förderung des Wohlſtandes, deren man ſich erfreute, hauptſächlich dem Pfarrer zuzuſchreiben ſei, der durch ſein Beiſpiel viel zur vernünftigen Behandlung der kleinen Acker- und Gartenwirthſchaft beigetragen, und durch ſeine Anleitung eine kleine Induſtrie eingeführt hatte, welche ſich durchweg erfolgreich zeigte.

Von allen Seiten erging die Frage, wann er reiſen, wann er wiederkommen werde? und obſchon er verſicherte, daß die Zeit ſeines Fortgehens noch unbeſtimmt ſei, da ſie von der Entſcheidung der Behörden abhänge, ſah er ſich unabläſſig von Leuten umgeben, die ſich für die Dauer ſeiner Abweſenheit Raths bei ihm zu erholen wünſchten.

Gewohnt, dieſe Art der Thätigkeit für die Dorfbewohner als eine ſeiner natürlichſten Pflichten anzuſehen, hatte Friedrich allmählich den Maßſtab für ihren Werth verloren; und wie es zu geſchehen pflegte, hatte er geglaubt, Nichts geleiſtet, Nichts erreicht zu haben, weil er nicht Alles zu leiſten und

zu erreichen vermocht, was er erſtrebte. Jetzt, da ſich ihm thatſächlich die Ueberzeugung aufdrängte, daß er den Bedürfniſſen der Gemeinde entſprochen habe, wenn ſchon er ſelbſt ſich nicht genug gethan, jetzt gewann dieſe praktiſche Seite ſeines Berufes in ſeinen Augen wieder die alte, hohe Bedeutung. Unwillkürlich mußte er ſich immer und immer wieder die Frage vorlegen, welche Erich an ihn gethan, ob er ein Recht habe, ſein Amt aufzugeben, ſo lange er für die Bildung und den Wohlſtand der Gemeinde nützlich zu ſein vermöge? Indeß dieſe Zweifel ſchwanden, wenn er als Geiſtlicher aufzutreten hatte.

So oft er den Talar anlegte, um ſich in der conventionellen Glorie des Prieſteramtes als einen Mittler zwiſchen ſeinen Mitmenſchen und dem Höchſten darzuſtellen, überkam ihn das beängſtigende Gefühl der Unwahrheit. Es erhob ihn, in einfachem Verkehr als Lehrer und Berather der Gemeinde zu wirken, aber er fühlte ſich gedemüthigt, wenn er genöthigt war, eine beſondere prieſterliche Würde und Inſpiration für ſich in Anſpruch zu nehmen. Er vermochte nicht mehr als Prieſter

eines Gottes, den er nicht mehr glaubte, Sacramente zu verrichten, die für ihn kaum noch eine ſymboliſche Bedeutung hatten.

In dieſer Verfaſſung ſah er die erſten Tage des Sommers an ſich vorübergehen, ehe ein Stellvertreter ihm ernannt ward, und obſchon er deſſen Ankunft lebhaft wünſchte, fing er doch an, der Scheideſtunde mit Bangen zu gedenken, wenn er auf ſeine Mutter und auf Auguſte blickte.

Jetzt, da ſie ihn für lange Zeit entbehren ſollte, ſchien dieſe Letztere plötzlich zu begreifen, welch ein Glück ſie in der Ehe mit einem Manne hätte finden können, der, wie Friedrich, das Leben mit ſeinem Idealismus verklärte.

Die raſtloſe Haushaltsſorge, in der ſie ſich ſonſt zerſplittert, ruhte jetzt. Sie hatte Muße für Friedrich, ihre Fürſorge, ihr Beſtreben, ihm zu gefallen, bewieſen, wie ſehr ſie ihn zu halten wünſchte, und ſchnell gewinnbar, wie alle liebebedürftigen Naturen, verbarg er es ihr nicht, wie wohl er ſich in dieſem Augenblicke neben ihr befinde.

„Und wer zwingt uns, uns zu trennen?“ fragte ſie ihn, als ſie eines Abends unter dem Vordache

ihres Hauſes ſaßen, und Friedrich ſinnend den Garten überblickte, der, vom Dufte der Lindenblüthen erfüllt, im hellen Mondlicht ſchwamm. „Wer zwingt uns, von einander zu gehen?“ wiederholte ſie.

„Dein eigener Wille!“ antwortete er ihr. „Ich wollte Dich mit mir nehmen, Du — —“

Sie ließ ihn nicht enden. Mit einer Anwandlung jener Koketterie, die ihr einſt zur Natur geworden war, lehnte ſie ſich an ihn. „Kann die Welt an anderem Orte noch ſchöner ſein, als dieſe Gegend heute, ſo — — möchte ich ſie auch wohl kennen lernen!“ ſagte ſie.

Friedrich war erſtaunt. „Du willſt mit mir gehen?“ fragte er.

„Wenn Du mich noch haben willſt?“

„Und Dir bangt nicht davor, daß Du am Morgen nicht wiſſen wirſt, wo Dein Haupt am Abend ruhen ſoll? Du fürchteſt nicht mehr die Unſicherheit unſerer Zukunft?“

Sie hielt ihm den Mund zu. „Der Abend iſt ſo ſchön, die Welt ſo zaubervoll, ſprich nicht

ſo garſtige Dinge!“ bat ſie ſchmeichelnd, indem ſie ihn umarmte.

„Aber Deine Einwendungen —“

„Sind jetzt nicht mehr der Rede werth!“ unterbrach ſie ihn. „Denkt denn der Vogel, wenn das Feld voll Aehren ſteht, an die kurzen Tage des Winters? Es iſt Sommer, laß uns in die Welt gehen und das Leben genießen!“

Kein Mann widerſteht der Hingebung und der Zärtlichkeit einer Frau, von der er Gleichgültigkeit erfahren hat. Friedrich war hingeriſſen. Die Ueberraſchung raubte ihm Nachdenken und Ueberlegung, und Auguſte fühlte ſich befriedigt und erheitert durch den Eindruck, den ſie ihrem Manne machte. Der Abend verging in Reiſeplanen.

Indeß ſchon der folgende Tag hielt nicht, was der entſchwundene verheißen. Hatte Auguſte in jenen guten Stunden einzig an die Genüſſe der Reiſe gedacht, ſo rief der Morgen alle ihre ſonſt gemachten Einwendungen wach. Sie erinnerte ſich der Vortheile, welche ſie ſelbſt von ihrem Zurückbleiben erwartet, ſie dachte an Erich's und Sidoniens Anſicht, und wie ſie am Abende voll

von Reiſeluſt geweſen war, ſo verdoppelte ſie jetzt ihre Vorſtellungen gegen ihr eigenes Mitgehen, und bot noch einmal alle ihre Mittel auf, Friedrich ſelbſt zurückzuhalten.

Zärtlichkeit und Schmollen, Gründe der Vernunft und Bitten der Liebe, Vorwürfe, Beſchwörungen, Thränen beſtürmten ihn ohne Unterlaß. Sie wollte ihn nicht einſam ziehen laſſen, ihn nicht begleiten. Alle Verſuche, ſie zu beruhigen, ſie zu einem Entſchluſſe zu bringen, blieben ohne Erfolg. Weder Friedrich noch ihre Verwandten wußten ſich die plötzliche Ueberreizung zu erklären. Niemand begriff, daß der Gedanke an die Trennung Auguſtens Liebe für ihren Mann erweckt hatte, und daß mit dieſer ſpät erwachten Liebe eine leidenſchaftliche Eiferſucht in ihr aufgelodert war, während die Berechnung und die Sorge für die äußeren Bedingungen des Lebens ihren Sinn bereits ſo gewaltig eingeengt hatten, daß ſelbſt ihre Eiferſucht und Liebe ſie nicht mehr zu beſiegen vermochten. Ihre ganze Umgebung hatte von dieſem Zwieſpalte zu leiden, vor Allen aber Friedrich. Denn mit fremder Unklarheit zu kämpfen, wenn man ſeiner

ganzen Sammlung nöthig hat, den rechten Weg für ſich zu finden, das lähmt die Kraft des Stärkſten.

Mitten in dieſer Verwirrung fing der Geſundheitszuſtand der Meiſterin an, bedenklich zu werden. Ohne daß ſie krank war, hatten ihre Kräfte abgenommen, und ſchon im Frühjahr war ſie häufig nicht im Stande geweſen, ihr Lager zu verlaſſen. Aber gewohnt, ſich und ihre Wünſche nicht hoch anzuſchlagen, hatte ſie es immer zurückgewieſen, wenn Auguſte der Mutter Uebelbefinden als einen Grund benutzen wollte, Friedrich von ſeiner Reiſe abzuhalten. Jetzt indeſſen, da ſich zu der Abſpannung Fieberanfälle geſellten, mochte der Sohn ſelbſt nicht daran denken, die Mutter zu verlaſſen, und mit zufriedener Miene trat Auguſte eines Abends mit ihm in das Stübchen der Meiſterin, ihr zu erzählen, daß Friedrich ſeine Abreiſe noch aufgeſchoben habe und noch einige Wochen bleiben werde, obſchon ſein Stellvertreter nun in den nächſten Tagen endlich komme.

Die Meiſterin hörte ihr zu und ſchüttelte bedenklich das Haupt. „Kinder!“ ſagte ſie, „das

will mir nicht in den Sinn. Aufgeſchoben aufgehoben! Er hat ſich's ſein Leben lang gewünſcht, worauf ſoll er denn warten?"

„Auf Ihr beſſeres Befinden, Mutter!" meinte Auguſte. „Er hätte doch keine Ruhe, wenn er an Sie dächte."

„Ich bin ja gar nicht krank!" verſicherte die Meiſterin. „Es iſt nur, weil ich's grade haben kann. Ich bin nicht ſo ſchwach!"

Sie wollte ſich bei den Worten aufrichten, aber die Glieder verſagten ihr den Dienſt. Der Sohn hob ſie empor, während Auguſte ihr die Kiſſen zurecht rückte, und ein kleines Mädchen, das man ihr zur Bedienung gegeben hatte, ihr die Decken ordnete.

Als das geſchehen war, und ſie nun da ſaß in der ſaubern Jacke von geblümtem Kattun, die weiße Haube feſt anliegend an dem ſchmalen, bleichen Geſichte, blickte ſie heiter in dem reinlichen Stübchen umher und ſagte lächelnd: „Mir geht's wie dem Caro! ich hab's zu gut!"

„Was ſoll das heißen?" fragte Auguſte.

„Ach!" bedeutete die Meiſterin, „Sie können

das nicht wiſſen, Auguſtchen! der Fritz aber wird es ſchon verſtehen.“ Dann machte ſie eine kleine Pauſe und fuhr fort: „Es war der Hund von unſerem Nachbar Seifenſieder, ein gutes Thier und ſehr geduldig. Von Morgen bis ſpät Abends ging er vor dem Waſſerwagen, bis der Nachbar ſtarb. Frau und Kinder hatte der Nachbar nicht, ſein Hab und Gut kam an ſeine Anverwandten, die es auch bald nahmen. Aber den Caro, das arme Thier, den wollte Keiner. Von früh bis ſpät hörte man ihn heulen und winſeln, wie Alles weggeſchafft war und Thür und Laden zugemacht wurden, und am andern Morgen brachte der Fritz, der damals noch ganz klein war, ihn mit in's Haus, und da iſt er denn auch geblieben!“

Sie brach ab, ſuchte nach ihrem Taſchentuch umher und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, den das Sprechen ihr hervorgelockt hatte.

„Bei uns hat der Hund aber nicht lange mehr gelebt!“ bemerkte der Sohn.

„Grade darum!“ meinte die Mutter. „Er konnte das gute Leben nicht vertragen. Wie er nicht mehr zu ziehen und zu laufen brauchte, machte

er's nicht lange. Wer einmal daran gewöhnt ist, der muß arbeiten, sonst ist's mit ihm zu Ende!"

„Sie haben ja hier auch immer gearbeitet!" wendete Friedrich ein.

„Ja! so wie die vornehmen Damen arbeiten, so ein Bischen mit der halben Hand. Ich war's aber doch anders gewohnt bei des Vaters Lebezeit. Wenn der sehen könnte, wie ich nun so auf der faulen Seite liege, nur weil ich nicht recht bei Kräften bin, er würde seinen eigenen Augen nicht mehr trauen. Ich habe heut', den ganzen Tag an ihn gedacht."

„Ich ebenfalls!" sagte der Sohn. „Seit ich überhaupt die Reise vorhabe, kommt mir der Vater gar nicht aus dem Sinne. Er hat es so gewünscht, die Welt zu sehen!"

Mutter und Sohn schwiegen in Rückerinnerungen, dann hob die Meisterin an: „Mir ist's doch oft im Kopf herumgegangen, daß er so ohne Abendmahl gestorben ist, und ich habe Dir's schon lange sagen wollen, Fritz! ich möchte gern das Abendmahl genießen, eh' Du weggehst!"

„Das wird Sie angreifen!“ wendete Auguſte ein.

„Angreifen?“ wiederholte die Kranke, „was ſoll mich daran angreifen, wenn mir mein Sohn ſagt, daß mir mein Schöpfer meine Sünden vergeben hat? Mir iſt immer erſt recht wohl um's Herz geweſen, wenn ich von der Communion nach Hauſe kam. Und mir fehlt ordentlich 'was, weil ich Pfingſten nicht hingekonnt habe!“

Sie kam dann wieder auf des Sohnes Reiſe zu ſprechen, auf ſeinen Stellvertreter, auf Auguſtens Mitgehen oder Bleiben, und ſchien des Communicirens vergeſſen zu haben. Aber als Friedrich und ſeine Frau ſich entfernen wollten, fragte die Mutter, ob ihr Sohn denn nun den Urlaub antreten und morgen ſeine Abſchiedspredigt halten werde? Er beſtätigte es. „Nun,“ ſagte ſie, „da könnteſt Du denn wohl auch zu mir kommen mit dem Abendmahl. Ich denke, man muß es nicht aufſchieben, wenn's Einen ſo danach verlangt, wie mich!“

Dann legte ſie ſich zurecht, gab dem Sohne

die Hand und war eingeſchlummert, noch ehe die Ihren das Pfarrhaus erreicht hatten.

Der Abend verging Friedrich am Arbeitstiſche. Er durchdachte ſeine Abſchiedspredigt, und kam am andern Tage, nachdem er ſie gehalten, tief erſchüttert aus der Kirche heim. Am Nachmittage hatte er noch einige Taufen verrichtet und ſich dann in ſein Zimmer zurückgezogen, um auszuruhen.

Als er nun ſo am Spätnachmittage vor ſeinem Schreibtiſch ſaß, und für ſeine bevorſtehende Reiſe mancherlei Papiere ordnete, fiel ihm ein Päckchen in die Hände, das mit einem ſchwarzen Bande umwickelt war. In Gedanken verſunken löſte er das haltende Band, und erſt als es geſchehen, bemerkte er, daß es Papiere waren, welche ſich auf ſeinen Vater bezogen, und die ihm die Mutter nach deſſen Tode übergeben hatte. Es waren Reiſepaß und Wanderbuch, die der Vater als Geſell geführt, ein Paar Briefe, welche er aus der Fremde nach Hauſe und an ſeine Braut geſchickt, der eigene und des Sohnes Taufſchein, der Meiſterbrief des Vaters und die ſämmtlichen Schulzeugniſſe des Sohnes, welche der Alte ſorgfältig

numerirt und aufbewahrt hatte. Dabei lag eine ſtarke, graue Haarlocke, von der Mutter dem geliebten Haupte abgeſchnitten, und für den Sohn zu den Papieren gelegt.

Friedrich fühlte ſich von tiefer Bewegung ergriffen. Je feſter ſich ſeine Blicke auf dieſe Reſte eines entſchwundenen Daſeins hefteten, um ſo deutlicher ſtellte ſich das Bild des Vaters in nie zuvor gekannter Lebendigkeit vor ſeinen Augen dar. Ohne zu wiſſen, wie es zuging, ſchien es ihm, als ſehe er den herben, finſtern, verſchloſſenen Mann vor ſich, wie an dem Nachmittage, da er, auf dem Sterbebette liegend, jenen Stachel des Zweifels in des Sohnes Seele geſenkt, der nicht aufgehört hatte, ihn zu quälen bis zu dem Augenblicke, wo Friedrich nach langen, ſchweren Kämpfen ſich an demſelben Ziele angelangt ſah, an dem er den Vater in der Sterbeſtunde angetroffen hatte.

Welche wunderbare Wandlung der Dinge knüpfte ſich an dieſe Betrachtung! Damals hatte es ihm das Herz zerriſſen, ſeinen Vater ohne Glauben an ein Wiederſehen, ohne Verlangen nach

dem Troſte der Kirche ohne Glauben an die ſündenvergebende Kraft der Beichte und des Abendmahls dahinſcheiden zu ſehen. Und jetzt? — Hätte nicht geſtern die Mutter aus ſeinen Händen Leib und Blut des Herrn zu empfangen gewünſcht? Hatte ſie ſich nicht geſehnt, in ſeinen Buſen ſich des Bekenntniſſes ihrer menſchlichen Sündhaftigkeit zu entladen, und von ſeinen Lippen, aus dem Munde des verordneten Dieners der chriſtlichen Kirche den Troſt göttlicher Vergebung und die Stärkung ihrer Hoffnung auf ein ewiges Leben zu empfangen? Von ihm, der in dieſem Augenblicke ferner als jemals davon war, ſolchen Troſt in Wahrheit ausſprechen, ſolche Handlung mit Ueberzeugung vollziehen zu können. Tiefer als je zuvor empfand er den ungeheueren Widerſpruch ſeines Innern mit dem ihm auferlegten Amte.

Noch immer ſaß er in hinbrütendes Sinnen verloren vor den Papieren, als er eine leiſe Berührung auf ſeiner Schulter fühlte.

Faſt erſchreckt fuhr er empor. Er hatte nicht bemerkt, daß Auguſte in ſein Zimmer getreten war.

Sie ſah ihn liebevoll und mit einem bei ihr ſeltenen Ausdruck von mitfühlender Trauer an.

„Wünſcheſt Du Etwas?“ fragte er.

„Erſchrick nicht Friedrich!“ ſagte ſie, „aber — die Mutter —“

„Was iſt mit der Mutter?“ unterbrach er ſie, indem er eine Bewegung machte, ſich zu erheben, aber wie von einer unſichtbaren Hand niedergezogen auf ſeinem Seſſel ſitzen blieb.

„Sie hat hergeſchickt!“ ſagte Auguſte. „Sie war die Nacht nicht wohl. Erich hat ſchon heute früh den Doctor durch einen Reitenden aus der Stadt holen laſſen. Wir wollten Dir's nicht ſagen vor der Predigt und vor den Taufen! Aber ſie iſt jetzt beſſer, und verlangt nach Dir, um das Abendmahl zu empfangen. Sie war heute wie verklärt bei dem Gedanken, daß ihr Sohn ihr die heilige Tröſtung reichen ſoll, die labende Wegezehrung für die lange Reiſe. Das thut der rechte Glaube!“.

Friedrich erwiderte Nichts. Der Küſter, zu dem man geſendet hatte, war eingetreten. Er brachte den vergoldeten Kelch und die ſilberne Schale,

welche der Gutsherr in die Kirche geſtiftet. Mechaniſch ließ ſich Friedrich mit dem Talare und den Inſignien des geiſtlichen Amtes bekleiden, und bald fand er ſich, ohne zu wiſſen, wie er dahin gekommen, am Bette ſeiner Mutter.

Es war hohe Zeit. Die ſcheidende Abendſonne, welche durch die von grünem Laube umgitterten Fenſter ſtrahlte, vergoldete mit ihrem Glorienſchein das Antlitz der ſterbenden Frau, die wie durch magnetiſche Kraft die Gegenwart des geliebten Sohnes empfand. Sie öffnete die geſchloſſenen Augen, und ſah den zu ihr tretenden tieferſchütterten Friedrich mit einem Blicke ſeliger Freude an. Allein der Verſuch, ihm die Hand zu reichen, war vergebens. Nur ihre Lippen bewegten ſich leiſe und mit Rührung hörte er ſie die Worte eines alten Kirchenliedes herſagen, welche lauteten:

„Und in dieſem Fleiſch werd' ich
Jeſum ſehen ewiglich!“

Er erinnerte ſich, daß es dies Lied geweſen, das ſie ſich bei dem Begräbniſſe des Vaters beſtellt hatte, und ſeine Thränen fielen in den Kelch, den er der Sterbenden reichte.

Damit war die heilige Handlung vorüber. Friedrich ſchauderte in ſich zuſammeu. Es war ihm, als habe er einen Frevel begangen, als ſei ſein letztes Thun, ſein letztes Wort, das die Mutter vernommen, eine Lüge geweſen!

„Gott wird Dir lohnen, mein Kind!“ hauchte die Sterbende, „Gott, zu dem ich gehe und der mich zu Gnaden annimmt um ſeines Sohnes willen, wie Du,“ ſein Diener, mir verkündigt haſt. Bei ihm — bei ihm“ — ihre Stimme ſtockte — ein leiſes Röcheln durchzuckte ihre Bruſt — und ſich mit gewaltiger Anſtrengung zuſammenraffend, ſprach ſie: — „bei ihm ſehen wir uns wieder!“

Wenige Minuten ſpäter und Friedrich beugte ſich ſchluchzend über die Leiche ſeiner Mutter.

Zehntes Kapitel.

Der Tod übt eine bindende Kraft auf die Ueberlebenden. Das Scheiden ſeiner Mutter feſſelte Friedrich an ſeine Frau, an ſeine Heimath. Er mochte der Reiſe in dieſem Augenblicke nicht gedenken, ja er ſchien ihrer kaum zu bedürfen, da er durch die Ankunft ſeines Stellvertreters ſeines Amtes enthoben war. Die Ruhe erquickte ihn, und aus freiem Antriebe erklärte er ſeinen Vorſatz, bis in den Herbſt zu bleiben, und an der Feier Theil zu nehmen, mit der man den ſiebenzigſten Geburtstag des Barons begehen wollte. Indeß gegen ihr ganzes bisheriges Verhalten, wollte Auguſte von dieſem Aufſchube nichts wiſſen, und wie ſie

bisher Alles aufgeboten hatte, ihren Mann zum Bleiben zu bewegen, so drängte sie ihn jetzt zur Reise.

War man nun Anfangs geneigt, darin eine Selbstverleugnung zu ehren, so mußte bald die Hast und Herbheit auffallen, mit der sie Friedrich zur Ausführung seines Planes antrieb. Es war, als könne sie den Zeitpunkt seiner Abreise kaum erwarten, als falle ihr seine größere Zuneigung zur Last. Sie war aufgeregt und gereizt, und bald war die frühere Verstimmung zwischen den Eheleuten wieder eingetreten, die Friedrich jetzt, nach jener kurzen liebevolleren Annäherung, noch drückender empfand. So kam es, daß er einst nach einer verdrießlichen Scene mit Augusten, seine Abreise, für die sie ohne sein Zuthun alle Vorkehrungen getroffen hatte, auf einen der nächsten Tage festsetzte, und kaum war Auguste derselben sicher, als ihre Zärtlichkeit für ihn plötzlich zurückzukehren schien.

Wie alle edlen Naturen auf Gleichmäßigkeit der Gefühle angelegt, fand sich Friedrich durch die wechselnde Neigung seiner Frau nur um so mehr

verletzt und abgestoßen. Er konnte es nicht ertragen, seinen Werth für sie von ihren Stimmungen abhängig zu sehen, und erbittert gegen ihre Launenhaftigkeit, sehnsüchtig nach ungetrübter Ruhe, schied er von Auguste und von seiner Heimath.

So lange nun diese Reise auch beabsichtigt worden, so hatte ihre endliche Ausführung doch etwas Plötzliches. Auguste fühlte sich wie betäubt, als sisich eeinsam in dem Hause fand. Ihre gewohnten Klagen, daß das Leben ihr keine Rast, keine Freude gönne, daß sie stets gezwungen worden sei, sich das Liebste zu versagen, fanden jetzt nicht Maß noch Ende, und mußten ihren Verwandten um so räthselhafter und unberechtigter dünken, als sie Zeugen des Eifers gewesen waren, mit dem sie ihren Mann zu entfernen gestrebt hatte.

Sidonie, welche wenig Nachsicht mit fremder Schwäche hatte, weil sie strenge gegen sich selbst war, stellte die Klagende endlich einmal darüber zur Rede.

„Ich glaube," sagte sie, „Sie sind sich selbst

über Ihr Empfinden nicht klar. Entweder Sie mißtrauten der Liebe, die Sie für Friedrich jetzt mehr als früher zu fühlen glauben, und scheuten sich vor einer Täuschung, die Ihnen Beiden gleich schmerzlich geworden wäre, oder Sie lieben ihn wirklich und fürchteten, diese volle Liebe einem Manne hinzugeben, mit dem Sie leider nicht auf demselben sittlichen und religiösen Boden stehen. Ich begreife dies letztere Bedenken eben so vollkommen, als ich Ihnen jene spröde Schamhaftigkeit der Frauennatur nachfühlen kann, aber das Bedenken gegen ihn und das Mißtrauen gegen sich selbst — —"

Auguste hatte ihr nicht zugehört. Sie gab Nichts auf Erklärung der eigenen Zustände, denn sie meinte, Jeder wisse am besten, wie ihm zu Muthe sei, und mit allem Deuten und Ergründen würde man nicht zufriedener und nicht besser. So hatte sie sich lange gewöhnt, die Baronin in solchen Fällen ruhig sprechen zu lassen, die, der eigenen Ueberzeugung froh und sicher, fremder Zustimmung nicht weiter bedurfte. Indeß bei Sidoniens letzten Worten schien die Theilnahme der

Pfarrerin plötzlich rege geworden zu ſein, und heftig auffahrend rief ſie: „Mir ſoll ich mißtrauen? mir? — Ich müßte ja kein Weib ſein, wäre ich mir nicht klar über mein eigenes Herz! Nur die Männer kennen ſich nicht! Nur die Männer belügen ſich! Und weil ich das weiß, weil ich weiß, daß Keiner der Verlockung widerſteht, weil ich dies erlebt habe, darum mißtraue ich ihm, ihm allein — und auch ihr!“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, da Sidonie ſie befremdet anſah.

„Sie mißtrauen Friedrich und auch ihr?“ wiederholte ſie.

„Ja ihr!“ rief Auguſte, und als ſei ſie nicht länger im Stande ſich zu bemeiſtern, ſprach ſie mit jener ſcheuen Heftigkeit, welche alle überreizte Leidenſchaft mit dem Wahnſinne gemein hat: „Einem muß ich es ſagen, Einer muß es wiſſen, was mir das Herz abdrückt ſeit Wochen! Ich bin nicht launenhaft, ich bin nicht wahnſinnig, aber unglücklich bin ich, war ich, werde ich ewig ſein! ewig!“

Sie hatte alles Maß verloren und weinte und ſchluchzte laut. Sidonie, der jede gewaltſame Ge-

fühlsäußerung zuwider war, fand Auguſte in dieſem Augenblicke ſo abſtoßend, daß es ſie Ueberwindung koſtete, es ihr nicht auszuſprechen. Trotz ihrer Erregung bemerkte es dieſelbe. „Ja!“ rief ſie, „zeigen Sie mir nur, daß Ihnen meine Troſtloſigkeit verhaßt iſt. Wer mag ſich auch mit fremdem Elende befaſſen!“

„Sie ſind ungerecht!“ entgegnete die Baronin. „Das Unglück Ihrer Ehe hat mir ſtets Bedauern eingeflößt.“

„Bedauern?“ wiederholte Auguſte ſpöttiſch. „Was war da zu bedauern, da ich ihn nicht liebte? — Aber jetzt! grade jetzt! Wiſſen Sie, Sidonie! was Eiferſucht heißt?“ fragte ſie und faßte die Hand der Letztern mit ſolcher Gewalt, daß dieſe ſie erſchreckt und beleidigt zurückzog.

Die Pfarrerin beachtete es nicht. „Helene kommt!“ ſagte ſie leiſe mit dem Ausdruck der höchſten Bitterkeit. „Jetzt, grade jetzt! da wir uns gefunden hatten. Und mir, mir vertraut ſie die angenehme Ueberraſchung. Von mir verlangt ſie, es ſelbſt Ihnen und Erich zu verbergen, daß ſie zum Geburtstage des Vaters kommen will.

Bei mir will ſie abſteigen — — denn natürlich muß Friedrich der Erſte ſein, der mit dem Zauber ihrer Gegenwart begnadigt wird!"

„Alſo Helene kommt!" ſagte Sidonie, ohne weiter eine Bemerkung hinzuzufügen.

Auch die Pfarrerin ſchwieg, ihre Leidenſchaftlichkeit hatte ſich genug gethan, und mit größerer Ruhe fragte ſie nach einer Pauſe: „Was denken Sie von dieſer Ueberraſchung?"

„Ich finde es ſehr natürlich, daß ſie den Vater ſehen will!" antwortete Sidonie mit der abweiſenden Ruhe, welche ſie der Pfarrerin gegenüber immer annahm, ſobald es ſich um die Angelegenheiten der Heidenbruck'ſchen Familie handelte, zu der ſie Auguſte niemals rechnete. Aber ſich ſelbſt vergeſſend, fügte ſie hinzu: „Die Sucht der Ueberraſchungen iſt dieſen Koketten doch wie angeboren! Es iſt ſo leicht, ſich dabei vortrefflich in Scene zu ſetzen! Es ſollte mich nur wundern, wenn nicht auch Cornelie käme, durch Ueberraſchung ſich bei ihrem Vater wieder einzuführen!"

Beide Frauen ſchwiegen, als fürchteten ſie ein-

die Tiefe der Abneigung zu verrathen, die

ſie gegen die Gräfin und gegen Cornelie hegten. Indeß ſie verſtanden ſich wortlos, und plötzlich aufbrechend, ſagte die Baronin: „Vergeben Sie mir, liebe Auguſte! wenn ich Ihnen mit meinem Urtheil Unrecht that. Wir ſind ſo kurzſichtig gerade für unſere nächſte Umgebung! Sie hatten vollkommen Recht, die Entfernung Ihres Mannes zu verlangen, und ihm, deſſen Anſichten über die Heiligkeit der Ehe ſo locker ſind, die Begegnung mit einer Frau von den üblen Lebenserfahrungen der Gräfin zu erſparen. Sie hatten vollkommen Recht! ich hätte daſſelbe gethan!“

Das war das höchſte Lob, welches die Baronin einer Frau zu ſpenden vermochte, und mit erhobenem Bewußtſein rief Auguſte: „Es kommt auch noch der Tag, an dem er es mir danken wird!“

„Danken?“ wiederholte die Andere lächelnd. „Sie ſind älter, ſind mehr mit Männern in Berührung gekommen als ich, die ſtets unter dem Schutze meiner Mutter lebte, und Sie erwarten Dank von einem Manne, den Sie zu leiten ge-

zwungen worden ſind? — Hüten Sie ſich, daß er es nie erfahre, denn das verzeiht kein Mann!“

Damit wickelte ſie ſich in ihre Mantille und verließ das Pfarrhaus, mißmuthig gemacht durch die Nachricht von dem bevorſtehenden Beſuche ihrer Schwägerin, gegen deren oft gerühmte unwiderſtehliche Anmuth und Güte ſie inſtinctmäßig die tiefſte Abneigung empfand.

Sie ſchwankte, ob ſie Auguſten das Geheimniß bewahren, ob ſie Erich die Ankunft ſeiner Schweſter melden und von ihm verlangen ſolle, ſeine Mitwiſſenſchaft zu verſchweigen. Bald hielt ſie Helenens Kommen für ein übles, bald für ein gleichgültiges Ereigniß, immer aber war ſie, gegen ihren eigenen Willen, damit beſchäftigt. Sie fühlte ſich dadurch in allen Vorbereitungen für das Feſt gehemmt. Ueberall ſah ſie im Geiſte den Platz, der ihr gebührte, durch Helene, durch des alten Barons Lieblingstochter eingenommen. Wie es zu geſchehen pflegt, wuchs in ihr der Widerwille gegen das bevorſtehende Ereigniß, je länger ſie ſich damit beſchäftigte, bis ſie endlich Erich in das Vertrauen zog, um wenigſtens ihren Mann,

wie ſie es nannte, vor dem Unbehagen einer ſolchen Ueberrumpelung durch Helene zu bewahren.

Erich aber nahm die Nachricht mit ſichtlicher Freude auf. „Ich hatte ſie faſt mit Zuverſicht erwartet!“ ſagte er. „Georg kann bis zu dem Geburtstage in keinem Falle in Europa ſein, und Cornelie — Cornelie kann nicht kommen!“ ſprach er ſeufzend. „So rechnete ich auf Helene, in deren Natur es liegt, niemals zu fehlen, wo es Liebe zu bethätigen gilt!“

Als hätte die Ausſicht ſie zu ſehen, ihm Helenens Bild erſt wieder lebendig gemacht, ſo ausſchließlich blieb er von dem Tage ab, mit den Erinnerungen an ſie, mit ihrer Ankunft beſchäftigt. Das ganze Feſt bekam eine neue Bedeutung für ihn, denn Helene war ſeit Jahren nicht im Vaterhauſe, und ſeit ihrer Verheirathung nicht mehr auf dem Gute geweſen. Nicht ohne Grund beſchwerte Sidonie ſich darüber, daß er aus der Geburtstagsfeier des Vaters eine Apotheoſe für Helene machen werde. Nicht ohne Grund behauptete ſie, daß ſchon der Gedanke an die Gräfin ſeiner Stimmung und ſeinen Anſichten eine andere Richtung, ſeinen

Anſprüchen und Wünſchen einen anderen Charakter gebe.

Er beſtand darauf, mancherlei Aenderungen in der Einrichtung der Zimmer vorzunehmen, die er nicht im Einklange mit dem Geſchmack der Schweſter glaubte. Er fing ſelbſt an, die Toilette ſeiner Frau zu tadeln, deren frauenhafte Einfachheit er ſonſt ſtets gerühmt hatte, und während er ihr ausſprach, wie ſehr er wünſche, daß ſie und Helene einander näher treten möchten, während er ſeiner Frau einräumte, daß er glaube, ihr ganzes Weſen und der Anblick ihrer Ehe werde einen wohlthuenden Einfluß auf die Schweſter machen, erbitterte er Sidonie mehr und mehr gegen die Gräfin, mit der verglichen zu werden, ſie als eine ihr zugefügte Kränkung empfand. Gewohnt, ſeit Jahren von ihrem Manne und ihrem Schwiegervater ganz ausſchließlich beachtet, verehrt und gelobt zu werden, ſah ſie jeden als ihren Feind an, der von Erich und von dem Baron Aufmerkſamkeit und Liebe zu fordern und zu erlangen im Stande war. Ihr Mißmuth wuchs mit der Nähe des Feſtes, und ſo lange ſie auch auf das Ereigniß vorbereitet

geweſen war, ſchwand alle Farbe aus ihren Wangen, als ſie am Abend vor dem Feſte die Nachricht von der Ankunft der Gräfin erhielt.

„Helene iſt da!“ ſchrieb Auguſte. „Ich habe ſie auf ihr Zimmer geführt, die Kammerjungfer iſt bereits in voller Arbeit, der ganze Bezauberungsapparat wird ausgekramt. Meinen Mann nicht zu Hauſe zu finden, ſchien ſie zu überraſchen! Ich hatte mich alſo nicht geirrt!“

Der Ton dieſes Billetes beſchämte Sidonie. Sie zerriß das Blatt und warf die Stücke in das Kaminfeuer, damit Erich es nicht ſehe. Dann ging ſie ihm die Ankunft der Schweſter zu melden, und erbot ſich, da er ſich augenblicklich anſchickte in das Pfarrhaus zu eilen, ihn dorthin zu begleiten. Wenige Minuten ſpäter lagen die Geſchwiſter ſich in den Armen.

Helene weinte und lachte durcheinander. Sie umarmte Erich, umarmte die Baronin und dankte ihr mit Herzlichkeit für das Glück, das ſie dem Bruder bereite. Sie nannte es geſcheut von Auguſte, daß ſie ihr Geheimniß nicht bewahrt habe, und lobte die große Vorſorge, mit der ſie für ihre

Bequemlichkeit bedacht geweſen ſei. Für Jeden hatte ſie Dank, durch Jeden ſchien ſie Freude zu fühlen, aber ſchon nach wenig Augenblicken verlangte ſie, Erich ſolle den Vater auf ihre Anweſenheit vorbereiten, weil es ſie dränge, ihn wiederzuſehen.

Erich war anderer Meinung. Er hatte es ſich ausgedacht, daß Helene, nachdem die Familie und die Ortsangehörigen dem Baron ihre Glückwünſche dargebracht haben würden, zuletzt erſcheinen, und daß Weidewut durch ein Paar Verſe, welche er ihm für den Zweck gemacht hatte, dem Großvater die Nähe der Tochter verkünden ſollte. Indeß Helene wollte davon gar Nichts wiſſen.

„Macht mich doch nicht zur Hauptperſon," ſagte ſie, „wo ich jetzt nur noch ein armer Eindringling ſein kann. Soll ich denn, da ich eben erſt aufathme von dem Paradeweſen unſeres Hofes, gleich wieder Etwas darſtellen, ſtatt einmal recht in Liebe bei Euch auszuruhen?"

Sidonie und Auguſte ſahen einander flüchtig an, betroffen durch die Weigerung der Gräfin. Hatten ſie früher gefürchtet, daß Helene ſich zur

Hauptperſon des Tages machen werde, ſo verargten ſie ihr jetzt, daß ſie die überlegten Anordnungen verwerfen, allein die Freude des Barons erregen und genießen wolle. Als aber Erich dem Wunſche der Schweſter augenblicklich nachgab, ächelte die Baronin bitter, denn ſie ſah darin einen Beleg für ihren Glauben, daß Helene einen unberechtigten Einfluß auf den Bruder auszuüben ſtrebe, und daß ſie eine von den Frauen ſei, welche auch in Kleinigkeiten ihren Willen auf Koſten Anderer durchzuſetzen verlangen.

Eilftes Kapitel.

Das Feſt war ohne Störung mit aller hergebrachten Feierlichkeit begangen worden. Es hatte Nichts gefehlt, weder die weißgekleideten Mädchen, noch die Rede des Pfarrverweſers und die Lieder der vom Schulmeiſter geführten Jugend. Die Illumination, der Tanz im Parke und das Abendbrod, die man für die Dorfbewohner veranſtaltet, das Mittagmahl, an dem alle befreundeten Familien der Nachbarſchaft Theil genommen, das Alles war gebührend bewundert und anerkannt worden, aber mitten durch dieſe Herrlichkeit blieb doch bei Jung und Alt die Freude über die Anweſenheit der Gräfin vorherrſchend mächtig.

Es war, als ſei ein neues Leben mit ihr in dem Schloſſe aufgegangen, und fühlte Helene ſich auch befremdet durch den Ton in ihrem Vaterhauſe, fand ſie die Abgemeſſenheit deſſelben auffallend, den Bruder unverhältnißmäßig gealtert, und Sidonie kalt in ihrer äußeren Erſcheinung wie in ihrer Ausdrucksweiſe, ſo waren die Ihrigen, jeder auf ſeine Weiſe, überraſcht, daß die Zeit an der Gräfin faſt ſpurlos vorübergegangen.

Der Baron war förmlich ſtolz auf die blühende Schönheit, auf den unverminderten Liebreiz ſeiner Tochter. Er forderte von der ganzen Umgebung Anerkennung für ſie, und als genüge dieſe ihm nicht, hielt er darauf, beſtändig Gäſte im Hauſe zu haben, um ſeine Freude über Helene auch von Anderen getheilt zu ſehen. So ſtrenge er ſonſt auf eine geregelte Hausordnung hielt, war er es, der den Vorſchlag machte, die Mahlzeiten nach der Weiſe zu verlegen, an welche die Gräfin gewöhnt war, und wie er bisher Sidonie walten laſſen, ſo begehrte er von dieſer, daß ſie ſeiner Tochter nicht nur als Gaſt die üblichen Vorrechte einräume, ſondern daß ſie ſich ihr unterordne, eben weil

es ſeine Tochter ſei. Rückhaltlos, wie alle Egoiſten, nur auf ſich bedacht, wollte er jetzt weder die Tarokpartie, noch irgend eine der Unterhaltungen annehmen, mit denen Sidonie ihm ſonſt die Abende verkürzt. Der Gräfin Skizzenbücher, ihr Geſang, ihre Erlebniſſe boten ihm unabläſſig neues Intereſſe dar. Mochte Helene mit dem Tacte des Herzens und der Erfahrung ſich auch noch ſo ſehr bemühen, Sidonie durch doppelte Rückſicht für den Vorzug zu entſchädigen, den der Vater ihr gewährte, Sidonie war und blieb gekränkt, und Helene ihr ein Gegenſtand wachſender Abneigung. Die Selbſtvergeſſenheit, mit der die Gräfin ſtets bereit war, ſich den Wünſchen und Bedürfniſſen ihrer Umgebung zu fügen, ihre immer gleiche Ruhe, ihre Heiterkeit, erſchienen der Baronin unerklärlich an einer Frau, deren Leben von heftigen Stürmen, von unerlaubten Leidenſchaften zerriſſen worden war. Und daß Erich, daß ſelbſt ihr ſtrenger Schwiegervater keine Erinnerung mehr für die Fehltritte Helenens zu haben ſchienen, ſeit ſie wieder in ihrer Nähe lebte, das dünkte die Baronin unbegreiflich.

Ob Helenens Ruhe eine natürliche oder erkünſtelte, ob ſie endlich zu einem innern Abſchluſſe gelangt ſei, wie ſie mit ſich und ihrem Gewiſſen fertig geworden, das waren die Fragen, mit denen Auguſte und die Baronin ſich vorzugsweiſe beſchäftigten. Während die Erſtere es höhniſch ausſprach, daß die Männer nichts Beſſeres werth wären, als Frauen ohne Selbſtachtung und Würde, beſtärkte die Baronin ſich darin, nur in dem eigenen Bewußtſein ihren Lohn zu ſuchen, nur dem eigenen Ermeſſen zu folgen, und dieſes allein zum Maßſtabe ihrer Handlungen zu machen, da des Barons und Erich's Urtheil ihr ſo beſtechlich und unhaltbar erſchienen. Beide Frauen aber kamen darin überein, Helenens Rückſicht für Andere mit dem Namen einer Koketterie zu bezeichnen, welche ſelbſt dem Vater und dem Bruder gegenüber ſich nicht zu verleugnen vermöge.

Trotz jener Höflichkeit, welche Sidonie nie verließ, empfand Erich die Kälte ſchmerzlich, mit der ſie ſeiner Schweſter überall entgegentrat. Das verſtimmte ihn gegen ſeine Frau, und machte ihn nur liebevoller und hingebender für die Gräfin.

So hatte man bereits mehrere Wochen zugebracht, und die länger werdenden Abende mahnten an den Winter, als die Familie des Onkels aus Steinfelde für einige Tage um der Gräfin willen zum Beſuche kam, die denn auch natürlich den Mittelpunkt der Geſelligkeit bildete. Mit unermüdlicher Geduld legte ſie auf des Vaters Verlangen wieder und wieder ihre Skizzenbücher vor, und in dem Beſtreben, den Schloßbewohnern nicht durch die immer gleiche Unterhaltung läſtig zu fallen, erbot ſie ſich, nach einer ihrer Zeichnungen ein Tableaux aufzuſtellen, das einſt bei einem Hoffeſte eine günſtige Wirkung gemacht hatte.

Man ergriff die Idee mit Beifall, denn es waren junge Mädchen zugegen, welche ſich der Ausſicht auf eine phantaſtiſche Kleidung erfreuten, und Alles hatte den beſten Fortgang, bis Helene ihre Schwägerin bat, in dem Bilde eine Rolle zu übernehmen.

„Ich?“ rief Sidonie mit ſo ſcharfer Betonung, als würde ihr ein Ungeheures zugemuthet, „das iſt nicht Ihr Ernſt, Helene!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte die Gräfin arglos.

„O! dazu ſind wir doch zu alt! Laſſen Sie mich nur überhaupt ein für allemal bei ſolchen Dingen aus dem Spiele. Man muß gewohnt ſein, zu ſcheinen, was man nicht iſt, um daran Freude zu finden, ich kann das nicht!“

Sie mochte nicht die Abſicht gehabt haben, der Gräfin wehe zu thun, aber ihr Unmuth drängte ſich überall wie eine ſcharfe Winterkälte durch, und erbleichend vor dem Worte, ſagte Helene leiſe: „Wohl Ihnen, daß Ihr Loos ſo leicht iſt, und daß Sie dieſem Grundſatze ſtets nachleben dürfen!“

„Oder daß ich mich mit meinem Frauenlooſe zu beſcheiden wußte!“ entgegnete die Baronin mit harter Selbſtvergeſſenheit.

Die Gräfin antwortete nicht, ſo tief es ſie getroffen hatte. Sie blieb freundlich mit den Anordnungen für das Tableaux beſchäftigt, und der Abend entſchwand für die Geſellſchaft ruhig und ungetrübt, ohne daß Jemand ahnte, was in der Bruſt der Gräfin vorging.

Jenes wohlthuende Gefühl der Sicherheit im Vaterhauſe war wie mit einem Schlage in ihr ver-

nichtet. Die gehäſſige Geſinnung ihrer Schwägerin hatte ſich in den Worten verrathen. Helene kannte Sidoniens Einfluß auf Erich und auf den Baron.

„Wie konnte, wie durfte ich auch auf Liebe hoffen?“ ſagte ſie ſich. „Wie konnte ich von meinem Vater mehr als Nachſicht, von meinem Bruder mehr als Mitleid erwarten? Iſt es vielleicht doch nur des Vaters Achtung vor dem Gaſtrecht, die ihn abhält, mir ſeine Mißbilligung auszuſprechen, die ihn beſtimmt, mich rückſichtsvoll zu ſchonen!“

Der Gedanke, daß ihre Anweſenheit den Ihren nicht erwünſcht ſei, daß man ſie nur dulde, weil ſie unerwartet gekommen, daß man vielleicht ihre Entfernung erſehne, ließ ihr keine Ruhe. Das Gefühl, im Vaterhauſe nur ertragen zu werden, drückte ſie nieder, und es war ihr eine Erlöſung, als die Geſellſchaft ſich endlich trennte, als ſie mit dem Vater die Uebrigen verlaſſen und ſich zurückziehen konnte.

Der Baron, den die Schlafloſigkeit des Alters ergriffen hatte, pflegte ſich wenn die Anderen zur

* gegangen waren, oft noch ſtundenlang in

dem kleinen Salon aufzuhalten, der an ſeine Zimmer ſtieß, um dort ſeine Abendcigarre zu rauchen. Helene, an ſpätes Wachen gewöhnt, leiſtete ihm dann plaudernd Geſellſchaft. Auch heute folgte ſie ihm dorthin. Kaum aber waren ſie eine Weile beiſammen geweſen, als ihm die Niedergeſchlagenheit der Gräfin auffiel, ſo daß er ſie freundlich fragte, was ihr fehle?

Und als hätte es nur des löſenden Wortes bedurft, ſo plötzlich brachen die Thränen aus den Augen der Gräfin hervor.

„Was iſt geſchehen?“ rief der Baron befremdet.

„Nichts! Nichts!“ beruhigte die Tochter.

„Nichts? und Du weinſt? — das wäre unverzeihlich ſelbſt an einem Kinde. — Was iſt Dir geſchehen, was haſt Du? Rede!“ ſagte er und legte ſeine Hand auf ihre Schulter.

„Sei nicht ſo gut zu mir! Sprich es aus, was Du ja denken mußt, mein Vater!“ flehte die Gräfin. „Ich weiß es, ich fühle es tief, daß ich dieſe Liebe nicht verdiene!“

Sie weinte bitterlich. Dem greiſen Vater ſchnitt es durch das Herz. „Weine nicht, Helene!

Geſchehenes iſt nicht ungeſchehen zu machen!“ ſagte er und bot ihr die Hand. Aber die Gräfin nahm ſie nicht an und ſchüttelte das Haupt.

„Nein! nein! mein Vater! laß mich ſprechen! Es zieht mich dazu, wie es den Menſchen zieht, ſeine Seele zu entlaſten vor Demjenigen, dem er die Kraft der Vergebung zutraut. Seit ich dies Haus betreten habe, iſt mir der Tag gegenwärtig geweſen, da Du mich und Erich weihteſt zum Eintritt in das Leben. Ich habe nicht gehalten, was ich Dir verſprach. Mit dem Tage meiner Hochzeit begann mein Unglück, begann meine Schuld!“

Der Baron hatte ihr gegenüber Platz genommen und ſie mit düſterem Blick betrachtet. „Deine Worte klagen mich an, Helene!“ ſagte er tonlos.

„Anklagen?“ rief ſie. „Ich habe Niemand anzuklagen, Niemand, als mich ſelbſt; und das Leben hat meine Schuld ſehr hart an mir gerächt!“

Sie hielt inne, dann ſprach ſie mit leidenſchaftlicher Bewegung: „Mitten in dem Glanze um mich her hat der Wurm nicht geſchlafen in meiner Bruſt. Ich weiß, was er von mir denkt

der Graf. Ich kenne die Welt, die mir huldigt und über mich ihr Urtheil ſpricht. Ich fühle das Alles, es ſchmerzt mich Alles! — Hundertmal habe ich auf dem Punkte geſtanden," fuhr ſie fort, „mich an Deine Bruſt zu werfen und Dir zu ſagen: nimm mich zu Dir! Meine Ehe iſt mein Fluch! Mein Lieben war ein Verbrechen, meine Kunſt habe ich mißbraucht, den Zwecken eines Mannes zu dienen, der mich, der meine Liebe mit Füßen getreten hat — —"

„Halte ein, Helene! Halte ein!" rief der Baron und verbarg mit heftiger Bewegung ſeine Augen mit den Händen. Die Gräfin verſtummte. Er konnte die Selbſtanklage ſeines Kindes nicht ertragen. Beide ſchwiegen.

Der Pendel der großen Bronzeuhr auf dem Kamine tickte in ruhigem Gleichmaß fort. Der Baron ging mit ſchwerem Schritte auf und nieder, den Blick zur Erde geſenkt. Nur wenn er in Helenens Nähe kam, hob er das Haupt und ſah ſie an. Endlich blieb er vor ihr ſtehen, und ſagte in Gedanken verſunken: „Und ich wollte ihr Beſtes!"

Die Gräfin ſchreckte empor. Das Geſicht des Barons trug die Spuren tiefen Schmerzes, auch Helene war erſchöpft. Mit matter Bewegung faßte ſie des Vaters Hand. „Ich hätte ſchweigen ſollen," ſprach ſie, „aber dies Haus, dies Bild in Deinem Zimmer und — —"

Sie wollte Sidoniens Härte nennen, unterdrückte es jedoch. Der Baron ſah zu dem Gemälde hinauf, es war das Werk von Saint Albin. Er verſtand nicht, welchen Zuſammenhang es mit den Erinnerungen ſeiner Tochter haben könne, er forſchte auch nicht danach, und wieder ſchwiegen Beide, bis der Baron ſie fragte: „Wie verhält ſich Saint Brezan zu Dir?"

„Ich bin Herr über mich und mein Thun!"

„Furchtbar!" rief der Baron, „furchtbar und unverantwortlich vom Grafen! Deine Freiheit iſt — —"

„Mir ſchaudert vor dieſer Freiheit," rief die Tochter ihn unterbrechend, „vor dieſer Freiheit, die ich ſelbſt begehrte. Die Schuld iſt mein, mein allein! Aber mein Herz iſt leer, mein Beruf unerfüllt! Müde, recht lebensmüde, Vater, bin ich zu Dir

gekommen, das Einzige zu fordern, das mir noch werth hat — Deine Vergebung. Vergieb mir, o! vergieb mir Vater!"

Sie war aufgeſtanden und an ihn herangetreten, der Baron zog ſie in ſeine Arme und drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt. Sie hörte ſeinen Herzſchlag, ſie hörte die ſtarken Athemzüge, mit denen er ſeine Erſchütterung bekämpfte, ſie fühlte des Greiſes Thränen niedertropfen auf ihr Haupt. Plötzlich ließ er ſie los, richtete ſich hoch empor und ſagte: „Genug der Reue! ſie iſt unfruchtbar! Schließe ab mit der Vergangenheit, und dann auf neuem, beſſerm Wege vorwärts! — Jetzt aber geh zur Ruh!"

Er gab ihr die Hand, ſie küßte dieſelbe. Der Baron wollte ſich entfernen. Die Gräfin jedoch ſchien noch Etwas auf dem Herzen zu haben, denn ſie behielt ſeine Hand in der ihren, und ſah bittend zu ihm empor. Der Baron glaubte, ſie fühle ſich noch nicht beruhigt, küßte ſie auf die Stirne und wiederholte: „Geh zur Ruh, Helene, und ſchlaf wohl im Vaterhauſe!"

Da faßte die Gräfin ſich gewaltſam und mit

flehender Stimme bat ſie: „Soll ich allein das Glück genießen — ſoll nicht Cornelie —“

Der Baron zuckte zuſammen. „Schweig!“ herrſchte er. „Deiner Schwäche konnte ich vergeben, denn Du biſt ein Weib! — Sie, die mit kaltem Blute gegen ihren Vater Rechte zu behaupten wagte, ſie bedarf des Vaterhauſes nicht!“

Er wendete ſich danach ſchnell von ihr ab und verließ mit feſtem Schritte das Gemach, in dem die Gräfin einſam zurückblieb, bis die verlöſchenden Kerzen ſie zum Aufbruch mahnten.

Der nächſte Morgen fand ſie bleich und abgeſpannt, auch der Baron ſah angegriffen aus. Es war kein Schlaf in ſeine Augen gekommen. Hatte in der Tochter Gegenwart das Mitleid mit ſeinem Kinde ihn überwältigt, das Gefühl des Mannes gegen ein ſchutzſuchendes Weib ihn beſtimmt, ſo wuchtete ſich das Geſtändniß der Gräfin in der Einſamkeit nur um ſo ſchwerer auf ihn. Er konnte ſein bisheriges Verhältniß zu ihr nicht wieder finden. Sie ſelbſt hatte den Zauber zerſtört, der ihn ihre Schuld vergeſſen machen, ſie

ſelbſt hatte ihn daran erinnert, daß er ihr Schweres zu verzeihen habe.

Die Gräfin empfand die Veränderung, die in ſeinem Innern vorgegangen war, nur zu tief, und wie ein Gewitter in weiter Runde die Luft erkaltet, ſo machte ſich die Erſchütterung der Zuſtände zwiſchen Vater und Tochter allen Hausgenoſſen ſchnell bemerkbar. Helenens Hingebung an den Vater hatte einen Ausdruck der Gebrochenheit angenommen, und der Baron ſchien es plötzlich müde geworden zu ſein, nach ihren Erlebniſſen zu fragen. Er begann allmählich zu ſeinen alten Gewohnheiten, zu Vorleſungen und Kartenſpiel, zu der Baronin und der Pfarrerin zurückzukehren. Die Gräfin ließ es ruhig geſchehen. Das lange und ſtill getragene Bewußtſein einer Schuld hatte ſie geduldig und demüthig, und jede Art von Buße ihr erwünſcht gemacht. Der Baron aber verlor alles Behagen an den Zuſtänden. Es verdroß ihn, der Tochter die früheren Vorrechte zu entziehen, und er konnte ſich doch nicht entſchließen, ſie ihr Sidonien gegenüber ferner einzuräumen. Als Richter anerkannte, wollte und mußte er ein Richter ſein.

Sidonie ſah die wiedererwachende Theilnahme ihres Schwiegervaters für ſie, und benutzte ſie ſchnell. So gewann die Gräfin mehr Muße, ſich ſelbſt und ihrem Bruder zu leben, und in der Vertraulichkeit längerer Spaziergänge, in dem Geplauder mancher einſamen Stunde, ſchloſſen die Herzen der Geſchwiſter ſich einander auf. Dabei ward Erich gewahr, wie ſehr er an ſeiner Frau jenes liebevolle Verſtändniß ſeines Charakters, jenes Verſtändniß der wirklichen Welt entbehrte, welche ihm in der Schweſter überall entgegenkamen. Sidonie hatte eine feſte, ideale Vorſtellung von dem Charakter des Mannes, feſte ideale Vorſtellungen von dem Leben, und wo Erich, wo das Leben dieſen Abſtractionen nicht entſprachen, ſah ſie verdammliche Schwäche oder Schuld. Das zwang ihren Mann, ſich immer künſtlich zu jener Höhe emporzuſchrauben, auf der allein er ihren Begriffen zu genügen vermochte. Er durfte ihr nicht die Nachſicht mit der Unvollkommenheit des Menſchen und der menſchlichen Zuſtände zeigen, welche ſeine Lebenserfahrung und ſeine größere Menſchenkenntniß ihn gelehrt hatte. Er mußte

ſein beſſeres Wiſſen, ſeine reifere Einſicht, und mehr noch jede Schwäche ſeines Weſens vor ihr verbergen. Dabei aber wird ein wahrer Zuſammenhang zur Unmöglichkeit. Er durfte ſich achten in der Aufrechterhaltung des Charakters, zu der Sidoniens Auffaſſung ihn zwang, indeß er hatte das rechte Gleichgewicht verloren, denn er war genöthigt, gegen ſeine angeborne Milde und Weichheit zu handeln, und Niemand verleugnet ſeine Anlagen ohne wirklichen Nachtheil.

Er tadelte die Baronin nicht, allein er beklagte gegen die Schweſter die Erziehung der Frauen im Allgemeinen. „Es iſt nicht gut," ſagte er, „daß man ſie ſo wenig vorbereitet für das Leben, für die Wirklichkeit. Jeder Mann wird durch eine lange, ſtufenweis fortſchreitende Schule und Erfahrung für den Beruf herangebildet, dem er ſich beſtimmt. Man würde den für einen Thoren halten, der einem Lehrlinge die Vollendung eines Meiſterwerkes übergäbe, Niemand jedoch denkt an die Nothwendigkeit, das Mädchen vernünftig für die Ehe, für das Leben, durch Menſchenkenntniß und durch Wahrheit zu erziehen."

„Und wer trägt die Schuld davon?“ fragte die Gräfin, „wer anders als Ihr ſelbſt. Die Mütter ſind dahin gekommen, es dem Manne als einen Segen anzurechnen, wenn ſie ihm die Tochter ſo unerfahren wie ein Kind entgegenbringen, weil Ihr Männer, entſittlicht, wie ſo viele unter Euch es ſind, den höchſten Werth des Weibes in den Zauber jener ahnungsloſen Unſchuld ſetzt, den die Ehe doch zerſtört. Wie könnt Ihr fordern, daß ein Tag, daß wenig Monate dem Mädchen die Einſicht, die Selbſtverleugnung und das Verſtändniß Eures Weſens geben, die unentbehrlich ſind für eine Ehe? Woher ſollen dem Mädchen die rechten Vorſtellungen von dem männlichen Charakter, woher jene Menſchenkenntniß kommen, deren die Frau als Gattin, als Mutter, als Vorſteherin der Familie bedarf, und ohne die überhaupt Niemand mit dem Leben fertig werden kann?“

„Sidoniens Mutter theilte in gewiſſem Sinne Deine Anſicht, die leider nur zu wahr iſt!“ erwiederte Erich. „Auch war Sidonie mehr als Andere für ihren Frauenberuf erzogen. Sie hatte

über Liebe, über Ehe, über Erziehung viel gedacht —"

„Und ſich unerfüllbare Vorſtellungen davon gebildet, wie wir Alle," fiel die Gräfin ihm in's Wort, „weil man ihr die einzige Wahrheit verborgen hat, welche allein den Menſchen für das Leben richtig vorbereitet, die Wahrheit, daß der Menſch unvollkommen, und alle menſchlichen Zuſtände daher mangelhaft ſind. In dieſer Erkenntniß liegt alle höchſte Lebensweisheit. In ihr ſind alle Lehren der Liebe, der Nachſicht, der Barmherzigkeit enthalten. Und Gott weiß es, was es die Frauen koſtet, was es mich gekoſtet hat, daß man uns dieſe Einſicht abſichtlich vorenthält."

Erich hatte ihr ſchweigend zugehört, dann ſagte er plötzlich: „Ich habe Dich nie befragen mögen um Dein Sein und Leben, denn ich wußte, Du warſt nicht glücklich. Jetzt, da ich Dich mit ſo ſicherer Ruhe ſprechen höre, kann die Frage Dich nicht ſchmerzen. Haſt Du Dich in Dein Loos gefunden?"

Die Gräfin ſchüttelte ſchweigend das Haupt.

„Aber was ſoll aus Dir werden mit dieſem

Stachel der Unzufriedenheit im Herzen? Was forderſt Du vom Leben? was willſt Du beginnen?"

„Ich werde warten!" antwortete die Gräfin ſanft.

„Warten?" fragte ihr Bruder befremdet.

„Was kann der arme, kurzſichtige Menſch anders thun als warten, wo er keinen Ausweg findet!" entgegnete ſie. „Was kann er anders thun, wenn er nirgend einen Sonnenſtrahl für ſich erblickt, als auf den Tagesanbruch hoffen!"

Der Bruder ſah ſie befremdet an. Sie fühlte, er verſtehe ſie nicht und ſagte: „Es iſt nicht wahr, daß man abzuſchließen vermag mit dem Leben! Weder Schuldbewußtſein noch Reue, weder Enttäuſchungen noch Schmerzen, haben die Hoffnung in mir zu tödten vermocht auf ein Daſein, in dem ich mich rein waſchen kann von meinen unglückſeligen Erinnerungen, in dem ich ſchuldlos glücklich ſein kann durch Liebe!"

„So haſt Du auf's Neue eine Neigung gefaßt und denkſt alſo doch an Deine Scheidung?" fragte Erich.

„Nein! keines von Beiden. Aber haſt Du wohl die Erde im Frühlinge beobachtet, wenn die

Stürme ausgewüthet haben, und ſie nun da liegt noch unter dem Eindruck der vergangenen Schrecken, und doch wie leiſe träumend von der ſanften Schönheit, die ſich nun bald über ſie verbreiten wird? So ſtill erwartungsvoll iſt mir zu Muthe, ſeit ich neulich vor dem Vater gebeichtet habe!" —

„Gebeichtet?"

„Laß Dich nicht irren durch das Wort! Es iſt etwas Befreiendes in dem Ausſprechen deſſen, was uns drückt, vor einem Menſchen, den wir höher achten als uns ſelbſt. Und ich genieße den Frieden, der mir ſeitdem geworden iſt, als eine Segnung, als einen Balſam, der mir Heilung bringen wird und muß."

„Aber welches ſind Deine nächſten Plane?" forſchte Erich, der nicht den Muth hatte, der Schweſter zu bekennen, daß dieſe Ruhe, dieſe Hoffnung ihm auf neuer Täuſchung zu beruhen ſchienen.

„Ich habe keine Plane, ich warte!" anwortete Helene, „denn ich weiß, das Leben iſt viel klüger, als wir ſelbſt. So lange ich es meiſtern, ſo lange ich das Glück erjagen wollte und nach Liebe

ſtrebte, flohen mich Glück und Liebe. Jetzt, da ich Nichts erſtrebe, iſt mir der Friede gekommen. Wer weiß es, welche milde Löſung das Leben in ſeinen wunderbaren Verwicklungen mir noch für meine Zukunft aufbewahrt!“

Erich entgegnete ihr Nichts, bis er nach einer Pauſe ſagte: „Welch eine Klippe muß der Katholicismus in Italien für Dich geweſen ſein!“

„Ich habe oft ſehnſuchtsvoll an ihn gedacht!“ erwiederte die Gräfin. „Er iſt die Zuflucht für den Leidenden. Was hätte ich in mancher banger Stunde darum gegeben, hinknieen zu können, und meine Schmerzen auszuweinen in eine verſchwiegene Menſchenbruſt! Welch ein Troſt wäre es mir geweſen, nur einmal auszuſprechen, ich trage eine Hölle von Verzweiflung in mir —“

„Und einem Menſchen mußteſt Du das ſagen? genügte Dir nicht —“

„Das Gebet?“ ergänzte Helene mit Lebhaftigkeit, „nein! das Gebet zu einem Unſichtbaren hilft mir nicht. Meine ganze Natur iſt auf das ſinnlich Erfaßbare geſtellt. Ich kann nicht denken, ich will ſehen, hören, will empfinden. Es muß gegen-

wärtig ſein, was mir helfen ſoll. Ich kann nicht in mir ſelbſt beruhen, ich fühle das Bedürfniß nach einer leitenden Hand, nach einem Herzen, in dem ich Schutz und Zuflucht finde — und da das Schickſal mir dies Herz zu finden nicht vergönnte, zog es mich oft, den Troſt zu ſuchen in der Kirche, welche ihn uns durch ihre Stellvertreter lebensvoll verkündet."

„Friedrich beurtheilt den Katholicismus und namentlich die Prieſter, die er jetzt in der Nähe kennen lernt, aus einem andern Standpunkte als Du!" bemerkte der Baron, und mit großer Theilnahme rief Helene, als habe ſie nur dieſen Anlaß erwartet, die Frage zu thun: „Warum ſprichſt Du mir nicht von Friedrich? Warum höre ich Nichts von ihm, als die Klagen, welche Sidonie über ſeine Irreligioſität ausſpricht, und das Lob, das Auguſte dem Glücke ihrer Ehe ſpendet?"

„Was ſoll Dir dieſe traurige Erinnerung?" meinte Erich.

„Traurig nennſt Du ſie?" rief Helene. „Wie wenig kennt Ihr mich!" — Sie ſah nachdenkend vor ſich nieder, dann ſprach ſie: „In den Zeiten,

in denen ich aus blindem Schmerze irre geworden war an mir ſelber und an den Menſchen, als ich die Männer verachtete, weil Einer verächtlich an mir gehandelt, da blieb nur eine Erinnerung rein in mir, nur ein Mann frei in meinen Augen von dem Verdachte harter Selbſtſucht, eine Zeit meines Lebens frei von jedem Vorwurf — und das waren Friedrich und die ſchuldloſen Tage unſerer Jugendliebe. — Welch gute Kinder, welch glaubensvolle Idealiſten waren wir!"

Sie ſeufzte und lächelte dabei. „Du würdeſt ihn," ſagte der Bruder, „in ſeinem Charakter unverändert finden. Er hat noch immer den unbeirrten Glauben an den Menſchen und an alles Große —"

„So muß Auguſtens Schilderung ihres Glückes unwahr ſein! Ein ſolcher Mann kann ſie nicht lieben!" unterbrach ihn die Gräfin mit einer Art Heftigkeit. „Wie klein iſt es von ihr, mit einer Lüge vor mir zu prunken! und wie wenig kennt Sidonie das Leben, daß ſie es nöthig glaubt, Auguſtens Heuchelei mir gegenüber zu unterſtützen. Was kann ich gemein haben mit ihm, von dem ein

Menſchenleben mich trennt? Was können wir für einander hegen, als den Dank für eine Erinnerung? Und nur die meine hat er mir zu retten vermocht!“

Sie verſank in Nachdenken, und ſprach an dieſem Tage nicht mehr von Friedrich. Indeß ſchon nach kurzer Zeit war es Erich, der wieder und immer öfter auf den Freund zurückkam. Durch Helenens ſichtliche Hinneigung zum Katholicismus beſorgt gemacht, ſie könne ſich zu einem Uebertritt entſchließen, war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, ſie durch Friedrich, an den ſie glaubte, von einem ſolchen Schritte zurückzuhalten, der für den Baron ein furchtbarer Schlag ſein mußte; während er ander Seits dem Freunde es durch das Beiſpiel Helenens zu beweiſen meinte, daß eine ſichtbare Kirche von Menſchen der verſchiedenſten Bildungsgrade als ein unabweisbares Bedürfniß empfunden werden könne. Es lag für ihn etwas Verſöhnendes in der Vorſtellung, daß Helene und Friedrich, die das Leben in der Jugend getrennt hatte, beſtimmt ſein könnten, einander auf dem rechten Wege feſtzuhalten, und in gegenſeitiger Freundſchaft Erſatz

zu finden für das, was ihre Ehen ihnen nicht geboten hatten. Er gönnte Beiden den Troſt, ja er hoffte ſogar, Beide würden ſich leichter mit ihrem Looſe auszuſöhnen, ſich in ihren Verhältniſſen zurecht zu finden vermögen, wenn man ihrem idealen Zuge dieſe Befriedigung verſchaffen könne. Und gleich theilnehmend für die Schweſter wie für den Freund, machte er einſt, als er einen Brief von Friedrich erhalten hatte, der Schweſter den Vorſchlag, ein Paar Zeilen für Friedrich der Antwort beizufügen, die er ihm zu ſenden hatte.

Helene war von dieſem Vorſchlage ſichtbar betroffen. Sie verlangte zu wiſſen, wie Erich zu dem Einfalle gekommen ſei? Er verhehlte ihr es nicht, und der Gedanke, den einſt geliebten Mann vor der Troſtloſigkeit des Atheismus zu bewahren, ergriff Helene lebhaft. Ihr Herz und ihre Phantaſie bemächtigten ſich deſſelben augenblicklich, der Plan lockte und rührte ſie zugleich, aber ſchon bereit, ihre Zuſtimmung zu erklären, ſchien ſie plötzlich ihre Anſicht zu ändern. „Ich mag Auguſten nicht entgegentreten!“ ſagte ſie kurz und beſtimmt.

„Entgegentreten?“ erwiederte der Bruder.

„Würde ich Dir dazu rathen? Ihn auf dem Wege feſtzuhalten, auf dem am leichteſten eine Ausgleichung zwiſchen Friedrich und Auguſte zu vermitteln iſt, das forderte ich von Dir!“

„So ſchweige wenigſtens gegen ſie davon!“ ſprach die Gräfin nach flüchtiger Ueberlegung. „Ihr Mißtrauen würde ihn und mich verfolgen, und wo wir Frieden ſäen wollen, würde Streit erwachſen! Die theure Mutter hat mich einſt ſelbſt zu Friedrich's Ideal geweiht, möge Gott mir das Glück gewähren, ihm ein Rettungsengel zu werden!“

Es lagen eine Feierlichkeit und Frömmigkeit in ihrem Ausdruck, die den Bruder rührten. Sie verſank in Nachdenken, und ſagte endlich nach längerem Sinnen lächelnd: „Hatte ich nicht Recht, daß man nur warten müſſe? Jetzt zeigt mir ja das Leben ſelber wieder, wohin ich mich zu wenden habe, worauf ich meine Kraft und meine Hoffnung richten ſoll! — Eine Hoffnung! das war das Tageslicht, nach dem ich lang geſchmachtet habe!“

Zwölftes Kapitel.

Während der Freund und die Geliebte ſeiner Jugend ſich in der Heimath in ſolcher Weiſe um ihn ſorgten, lebte Friedrich in Rom ein Daſein voll neuer Eindrücke, voll ungeahnter Herrlichkeit.

Mit Eifer hatte er ſich der Arbeit hingegeben, aber dieſe Arbeit war ihm ein Genuß. Je mehr er ſich in das Studium der antiken Welt verſenkte, um ſo klarer trat ihm die Umgebung entgegen, in der er ſich befand. Je vertrauter er in dem Leben des gegenwärtigen Italiens wurde, um ſo klarer trat ihm der Sinn und die Bedeutung der alten Poeſie und Kunſt entgegen, um

ſo beſſer lernte er das Dauernde, das Ewige in der Menſchennatur erkennen und verſtehen.

Eines Tages hatte er, wie immer, im Vaticane ſtudirt und kam leichten Schrittes die große Treppe hinab, welche zur Colonnade von Sanct Peter leitet. Dann trat er aus derſelben heraus und ſchaute mit klarem Auge umher, als ſuche er Jemand, und augenblicklich ſchwenkte ein Fremder auf der Mitte des Platzes, den Hut, zum Zeichen ſeiner Anweſenheit. Es war ein junger Mann. Haltung und Kleidung verriethen den Engländer. Er ging ſchnell auf Friedrich zu, und als dieſer ihn entſchuldigend fragte, ob er ihn vielleicht zu lange habe warten laſſen, entgegnete Richard, denn er war es: „O! nicht allzulange! und in dieſer Jahreszeit hält man die Sonne wohl aus. Ich habe übrigens im Vorbeigehen auf der Poſt nachgefragt und eine Menge Briefe vorgefunden, ſo daß ich vollauf zu leſen hatte und mir die Zeit nicht lang ward. Auch für Sie iſt ein Brief dabei von Erich!“

„Und Sie haben gute Nachrichten erhalten?“

fragte Friedrich, indem er den Brief betrachtete, den Jener ihm aushändigte.

„Lauter gute Nachrichten, ſo weit es die Unſern betrifft. Sie ſind Alle wohl, auch Helene iſt noch auf dem Schloſſe, und ſie ſchickt mir einen Brief für einen Maler Feldheim. Er ſoll in den nächſten Tagen mit ſeiner Familie von Neapel eintreffen, um den Winter hier zu verleben. Kennen Sie die Leute zufällig?"

„Sehr genau. Ich freue mich von Herzen ihres Kommens. Aber haben Sie nichts Neues von Georg? Sie ſagten mir geſtern, daß Sie Nachrichten von ihm erwarteten!"

„Sie ſind auch eingetroffen, indeß iſt es faſt ein reiner Geſchäftsbrief. Nur am Ende ſchreibt er mir, die Toſta ſei in London geweſen, habe Furore gemacht, werde zur Saiſon wiederkommen, und ich darf alſo hoffen, ſie bei meiner Rückkehr dort zu finden. Larſſen war mit ihr und ſoll ſich ihr ganz als eine Art von Major Domus geweiht haben. Es iſt mir räthſelhaft, wie er zu ihr und ſie zu ihm gekommen iſt!"

„Welche Thorheit von einem Manne ſeines

Alters!“ rief Friedrich. „Und grade jetzt, da er ſich mühſam eine ſeinen Anlagen und Bedürfniſſen gemäße Exiſtenz gegründet hatte!“

„Es muß aber etwas Eigenthümliches um das Mädchen ſein, denn auch Georg war ganz angethan von ihr, als er von Paris zurückkam, und es war offenbar nicht ihre Schönheit, die ihn ſo gefeſſelt hatte,“ bemerkte Richard.

„Cornelie kann freilich keine gewöhnliche Frau durch ſo lange Jahre zu ihrem engſten Umgang machen!“ gab Friedrich zu, und Richard ſagte: „Helene ſchreibt ſehr liebevoll und ſehnſüchtig über Cornelie. Sie hat es vergebens verſucht, den Onkel mit der Schweſter auszuſöhnen. Alles, was ſie über Cornelie ſchreibt, iſt klug und wahr und gut. Sie hat den Verſtand des Herzens!“

Friedrich antwortete nicht darauf, bemerkte aber nach einer Weile: „Man ſpricht immer von Zaubermitteln, von Wundern! Welch ein Zauber iſt es eigentlich, daß ſolch ein unſcheinbar Blättchen Papier uns der nächſten Gegenwart entrückt!“

„Aus Angſt vor dieſem Zauber,“ meinte

Richard lachend, „mögen Sie Ihren Brief gar nicht eröffnen, wie es ſcheint!“

„Ehrlich geſtanden, ich fühle etwas der Art!“ rief Friedrich. „Hier, wo das goldene Licht der vollen Octoberſonne mir das Herz erweitert, hier mag ich nicht daran erinnert werden, daß es irgendwo Herbſt iſt auf Erden. Inmitten in dieſer lebenſtrotzenden Vegetation will ich nicht daran denken, daß irgendwo die Blätter fallen, daß Regen und Wind die Luft durchkälten, daß es einen Winter giebt. Ich empfinde, ſeit ich in Rom aufathmete, als wäre ich zum erſten Male in der Heimath. Ich möchte vergeſſen, daß ich nicht immer hier lebte, daß ich nicht immer hier leben werde. Ich möchte Alles von mir weiſen, was mich in die Vergangenheit zurückruft oder auf die Zukunft hinweiſt.“

Sie waren während dieſer Unterredung rüſtig vorwärts gegangen, umwogt von der fröhlichen Menge, welche die Octoberfeſte vor das Thor lockten. Ueberall ſah man Wagen voll von Männern oder Frauen des Volkes, die ſingend, Cither ſpielend und das Tambourin ſchlagend an ihnen vor-

überfuhren. Die Frauen in ihren farbigen Röcken, in den knappen, weitgeöffneten Spencern von ſchwarzem Sammet, die ſpitzen Männerhüte mit Bändern und Sträußen geſchmückt, Ohren und Hals mit Goldgeſchmeide geziert, grüßten mit der ſchönen Freiheit der Italienerinnen die Vorübergehenden freundlich, und hie und da ſchallte mit dem Gruße für Richard, ein beifälliger Zuruf für den ſchönen Fremden herab.

Und einen ſchönen Mann mußte Jeder ihn nennen, der ihn erblickte, mit dem ſichern hochaufgerichteten Gang, mit dem ſtolzen blauen Auge und dem blonden Lockenhaar, deſſen weicher Glanz noch dem Jünglinge anzugehören ſchien, während die feſte Körperhaltung und die Kraft der Glieder die volle Reife des faſt dreißigjährigen Mannes verkündeten. Friedrich ſelbſt erfreute ſich ſeiner, wie er ihn neben ſich herſchreiten ſah, in der bequemen Sommertracht, den Nacken nur loſe umſchlungen von dem ſeidenen Tuch, den Hemdekragen zurückgeſchlagen, ſich der Luft zu erfreuen, und jeden Zuruf, jeden Gruß der Römerinnen mit heiterer Entgegnung, mit neckendem Worte erwidernd. Er war ein

Bild der ungebrochenen Lebensfülle, und als ein solches bewunderte ihn der Freund.

Plötzlich wendete sich Richard, als eben wieder eine Schöne ihm ihr „che bello forestiere!“ zugerufen hatte, mit der Frage an ihn: „Könnten Sie wohl eine solche Italienerin lieben?“

„Alle!“ antwortete Friedrich, heiter angeregt durch die ihn umgebende Freude.

„Sonderbar!“ meinte der Andere, „diese glänzenden, brennenden Augen, dieses Rabenhaar, all die Farben- und Formenpracht dieser Frauen, so sehr ich ihre Schönheit anerkenne, lassen mich vollkommen kalt!“

„So müssen Sie irgend ein blondes Ideal im Herzen tragen, wenn ich nicht irre werden soll an Ihnen!“

„Auf mein Wort nicht!“ versicherte Richard, „aber ich will gern bekennen, daß grade die feurige Schönheit, die Zwanglosigkeit und der Stolz dieser Weiber mich sehnsüchtig machen nach den Frauen des Nordens. Es ist doch mehr Seele, mehr Gemüth, mehr Tiefe in den blauen, sanften

Augen, in denen man ſich wie in einen Bergſee ſtill verſenken kann!“

„Richard! was kommt denn über Sie? Sie werden ja zum Dichter, Sie, der Sie ſonſt die Schwärmerei ſo hart verdammen!“ ſcherzte Friedrich. „Nehmen Sie ſich in Acht, daß Ihnen heute keine ſchöne Landsmännin begegnet. Sie ſind heut ſehr geneigt, in der erſten beſten Blondine eine Helene zu ſehen!“

Richard lachte und ſie traten in eine der Oſterien ein, aus denen ihnen der laute Jubel der Volksluſt entgegenſchallte. Alle Tiſche und Bänke unter den Veranden und an den Hecken waren von Menſchen eingenommen, die beim Weine ſaßen und den Tanzenden zuſchauten. Ohne Muſik, nur nach dem Tacte des dumpfſchmettern-den Tambourin, tanzten Männer und Frauen mit immer ſteigender Lebhaftigkeit den römiſchen Sal-tarello, dieſen Tanz liebenden Suchens und Fin-dens. Je ſehnſüchtiger die Blicke der Tänzer leuch-teten, je begehrender der Jüngling die fliehende Jungfrau einzuholen, je leidenſchaftlicher er ſich ihr zu nahen, ſie ſich ihm zu entziehen ſtrebte,

um ſo lauter erſchollen der enthuſiaſtiſche Beifall, das jubelnde Bravo der Zuſchauer, bis die Paare, vom Tanze erſchöpft, raſteten, oder einer anderen Oſterie zueilten, und Brod- Orangen- und Olivenverkäufer Raum gewannen, ſich durchzudrängen, um den Trinkenden ihre Waaren anzubieten.

Als die Freunde ankamen, waren alle Tiſche beſetzt, und ſie gingen ſuchend umher, wo ſie ſich niederlaſſen könnten, als ihnen der Zuruf eines deutſchen Künſtlers Plätze an einem Tiſche anbot, der von einer aus Männern und Frauen beſtehenden Geſellſchaft eingenommen war. Kaum aber hatte der Zuruf die Uebrigen auf die Kommenden aufmerkſam gemacht, als ein älterer Mann ſich nach ihnen umwendete, der ſchnell über die Bank ſpringend auf Friedrich zueilte, von welchem er mit dem Ausrufe: „Sie hier, Feldheim!“ freudig begrüßt und umarmt wurde.

Feldheim ſchwenkte luſtig ſeinen grauen, zuſammengedrückten Kalabreſer in die Luft und jubelte: „Das iſt ja die wahrhaftige Allegria! Weib! Gretchen! da iſt der Candidat, da iſt der Brand, da iſt der Paſtor, der liebe Menſch!“

Dabei küßte und umarmte er ihn nochmals, und auch Frau Feldheim und die Tochter kamen freudig heran, den alten Bekannten willkommen zu heißen. Aber faſt erſchreckend trat Friedrich vor der Schönheit des jungen Mädchens zurück.

„Sind Sie das wirklich, Gretchen?“ fragte er überraſcht, und ſah die Jungfrau mit ſo unverhohlenem Entzücken an, daß ſie erröthend die Augen abwendete, und die Eltern ſich lächelnd ſeines Wohlgefallens an ihr freuten.

„Ja!“ meinte Feldheim, „ſie iſt's wirklich und wahrhaftig, und mir und ihrer Mutter, ſo gut das Mädel iſt, doch ein ſtarkes memento mori! Wir werden alt, mein lieber Freund!“

Indeß grade Feldheim und ſeine Frau ſchienen eine Ausnahme von der Regel zu machen, denn Beide waren vollkommen unverändert, die Mutter in ihrer ſtill verſtändigen Weiſe, der Vater in der vollen Friſche ſeines geſunden Humors. Alle Theile betrachteten die unerwartete Begegnung als einen ſicheren Gewinn, und Richard ſagte, nachdem Friedrich ihn den Freunden vorgeſtellt, daß ſie die Ankunft der Feldheim'ſchen Familie nach

den Briefen der Gräfin ſo bald noch nicht erwartet hätten.

„Ich wollte auch noch in Neapel bleiben,“ beſtätigte der Maler, „aber wie dem Mephiſto die Walpurgisnacht in allen Gliedern ſpukt, ſo geht es mir mit den Octoberfeſten, bin ich fern von Rom. Der verdammte Saltarello kam mir ſeit Tagen nicht aus dem Sinn! Nachts träumte ich mich hier vor Porta Angelica. Ich ſah die Tanzenden, ich fühlte die ganze allgemeine Allegria, es ließ mir keine Ruh. Was man ſo beinahe an die zwanzig Jahre mitgemacht, das kann man nicht entbehren. Ich mußte von Neapel fort nach Rom. Und da meine Alte mich nun auch ſchon an die zwanzig Jahre gewohnt worden iſt, konnte ſie mich eben ſo wenig entbehren, wie Gretchen die Mama. Da fanden wir uns denn geſtern eben wieder, ohne recht zu wiſſen, wie wir hergekommen waren, hier in Rom, in unſerer alten, lieben Wohnung, und die Navicella plätſcherte uns ihr funkelndes Willkommen entgegen!“

Er rieb ſich dabei ſeelenfroh die Hände, man rückte an dem Tiſche näher zuſammen, ein Brett

über ein Paar leere Fäßchen gelegt, bot gleich neue Sitzplätze dar, und ſchon nach wenig Minuten fühlten Friedrich und Richard ſich heimiſch in dem Künſtlerkreiſe. Die Stunden entflohen ſchnell, die Sonne ſank, lange ehe die allgemeine Feſtluſt ſich genug gethan hatte. Lachend und ſcherzend brachen endlich auch die Künſtler auf, den ſingenden und tanzenden Römern in die Stadt und von Oſterie zu Oſterie zu folgen, um die Freude auszukoſten.

Als Friedrich nach dem Feſte ſpät am Abende in ſeiner Wohnung anlangte, als die ſtattliche Wirthin ihm die felicissima notte wünſchte, und ihm die vierarmige römiſche Lampe auf den Tiſch ſetzte, der, hell vom Strahl des Mondes beleuchtet, am offenen Fenſter ſtand, während der Duft der Orangenblüthen aus dem Garten ſein Zimmer erfüllte, athmete er tief auf vor Freude.

„Und das Alles mein!“ dachte er, zündete Kerzen an vor der Marmorbüſte des Belvedere'ſchen Apollo, welche Richard ihm geſchenkt hatte, und ſetzte ſich in dem Seſſel am Fenſter nieder, ſeines Beſitzes und der glücklichen Gegenwart zu genießen.

Eine selige Ruhe war in ihm. Was er erlangt, hatte er fast Alles selbst errungen. Das gab ihm Glauben an sich und ein Gefühl der Sicherheit für seine Zukunft. Er hatte sich nicht getäuscht in den Erwartungen, die er sich von Rom gemacht. Schon jetzt nach wenig Monaten war es ihm ein Lehrer und ein Tröster geworden, wie er ihn nie zuvor gekannt. In langsamem Ueberblick ließ er seinen ganzen Entwicklungsgang an seinem innern Auge vorübergleiten, und wie man von dem Gipfel eines Berges, froh der überstandenen Mühe, froh der eigenen Kraft, in's Thal hinabschaut, so sah er in die Vergangenheit zurück, so schienen ihm aus der Entfernung alle Unebenheiten des Weges verschwunden zu sein. Wie ein stilles Thal lag sein Leben vor ihm. Kein Wehschrei, kein Schmerz, keine Kämpfe aus seinem vergangenen Dasein berührten ihn mehr. Was ihm Schweres, was ihm Gutes geworden, hatte sich eingefügt zu einem Bilde, das zu betrachten seinem Herzen wohl that. Selbst der Hinblick auf seine Ehe störte ihm den Frieden nicht. Die Entfernung wirkte auch hier mildernd und versöhnend.

Ohne ſich Rechenſchaft darüber zu geben, ob und wie dieſe Seite ſeines Lebens ſich einſt befriedigend geſtalten könne, überließ er ſich der Ueberzeugung, daß auch hier ſich das Nothwendige für ihn entwickeln werde, wenn er daran feſthalte, wie bisher, dem Gotte in der eigenen Bruſt zu folgen.

In dieſer Stimmung zog er den Brief hervor, den Richard ihm gegeben; aber kaum hatte er das Couvert erbrochen und die Blätter entfaltet, als eine plötzliche Bewegung über ſeine Züge glitt. Er wußte nicht, war es ein Schrecken, war es Ueberraſchung oder Freude, mit der er auf den Brief in ſeinen Händen blickte.

Seit langen, langen Jahren hatte er die Handſchrift nicht wieder geſehen, und doch kannte er ſie wohl, doch kannte er das kleine Siegel. Was konnte ſie ihm wollen? Was wollte ſie ihm in dieſer Stunde, da er ſo friedensvoll abgeſchloſſen hatte mit ſeinem Schickſalsloose?

Eine Art von Scheu überkam ihn. Es war ihm, als ſolle er einen Todten beſchwören, als ſei es Vermeſſenheit, die untergegangene Zeit

lebendig in das Leben einzuführen, und doch zog es ihn, das Blatt zu lesen.

Er trat zu dem Tische, setzte sich nieder, schnitt den leichten Umschlag auf, und las wie folgt:

„Werden Sie sich wundern, wird es Ihnen willkommen sein, meine Handschrift nach so langen Jahren wieder zu sehen? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Nichts in unserm Leben uns verloren sein soll, daß jedes Ereigniß seine fortwirkende Kraft für uns behält, und daß Nichts und Niemand uns vergebens auf dem Wege begegnet, den wir zu durchwallen haben.

„Oft, wenn ich in die Tage meiner Jugend zurückblickte, habe ich gefühlt, daß auch wir uns nicht vergebens gefunden haben können, daß das Leben eine andere Lösung für den schuldlosen Einklang unserer Herzen haben müsse, als die grelle Dissonanz, mit der wir schieden. Und doch habe ich es nicht gewagt, nach diesem sanfteren Abschlusse zu streben. Das Streben des Menschen wird so selten von dem rechten Glück belohnt, weil er dafür den rechten Augenblick nicht zu finden versteht. Wir verfrühen und verspäten so Vieles,

kurzſichtig wie wir ſind und von täuſchender Leidenſchaft geblendet!

„Indeß jetzt, da das Schickſal mich in die theure Heimath zurückführt, da Erich ſelbſt mir das Bild des unvergeſſenen Jugendfreundes mit aller Wärme ſeiner Freundſchaft nahe bringt, da drängt es mich, zu verſuchen, ob wir einander denn verloren ſein müſſen? ob ich mir nicht aus jenen glücklichen Tagen, aus jener friedensvollen Zeit, einen Freund erretten könne, den ich zu ſchätzen und hoch zu halten um ſo weniger verlernen konnte, als er der Einzige geweſen iſt, dem ich nur Liebe, nur Gutes zu verdanken habe, und dem ich das Höchſte ſchulde, den Glauben an ein ſittliches Ideal — wenn ſchon ich ſelbſt es nicht zu erreichen vermochte!“

Die letzten Worte waren ausgeſtrichen, dann aber wieder hingeſchrieben, und zwar mit einer Handſchrift, der man es anſah, daß ſich die Gräfin dazu gezwungen hatte, denn die Lettern waren groß und mit ſchneller Entſchiedenheit auf das Papier geworfen.

„Ruhig und ſtill nach manchem ſchweren

Kampfe, ſo trete ich zu Ihnen und biete Ihnen nach langer Trennung die Hand zu neuem Leben. Ihr Daſein wie das meine iſt gefeſſelt, aber es giebt eine Freiheit, die man uns nicht rauben kann, die tröſtliche Freiheit, liebend Antheil zu nehmen an den Menſchen, die man verehrt. Gönnen Sie ſie mir, mein Freund! dieſe Theilnahme an Ihrem Leben und denken Sie, daß ich irren, fehlen, unglücklich, ſehr unglücklich werden konnte, ohne daß Sie es bereuen dürfen, mir einſt Ihre Neigung geweiht zu haben, mir jetzt Ihre Freundſchaft zu gewähren."

„Möge Italien, das Land der Schönheit, das ich als meine zweite Heimath liebe, Ihnen ſeines Segens reichſte Fülle ſpenden! Das wünſch' ich Ihnen von Herzen. Helene."

Friedrich hatte den Brief lange beendet, als er noch immer das Blatt in ſeinen Händen hielt und ſinnend auf den Namen der einſt ſo heiß Geliebten blickte. Welche Stürme mußten über ſie ergangen ſein, die Lebensvolle zu dieſer Reſignation zu bringen, die Leidenſchaft, welche einſt in ihr getobt, zu dieſer ſanften Trauer umzuſtimmen, die

ihm das Herz zerſchnitt. Er ſah ſie vor ſich, wie in jener Nacht ihres Scheidens, in der Schönheit ihrer Jugend, in der Verzweiflung ihres Herzens. „O! hätte ich ſie gehalten!“ rief er aus, „hätte ich ſie mir zu erhalten gewußt!“ und bittere Wehmuth feuchtete ſeinen Blick, aber er zerdrückte die Thräne, die ihn trüben wollte.

Er empfand Zorn darüber, aus ſeinem Gleichmuth, aus ſeiner betrachtenden Ruhe herausgeriſſen zu ſein, er wünſchte, die Gräfin hätte ſich nicht an ihn gewendet — und doch klopfte ſein Herz mit aufwallender Freude, doch fühlte er, daß, wie Helene es nannte, Nichts in unſerem Leben uns verloren gehen ſoll!

Jetzt ſchmerzte es ihn, daß er aus Scheu, ſich ihr Bild zu zerſtören, es ſtets vermieden hatte, die näheren Umſtände ihres Schickſals zu erfahren. Er hätte ſie wiſſen mögen, um der Gräfin ein Troſt zu ſein. Er hätte ſie kennen mögen aus — er mußte es ſich geſtehen — aus eiferſüchtigem Haſſe. Wer waren die Männer geweſen, die ſie geliebt? Wer konnte ſo elend geweſen ſein, dies

ſanfte Weib zu verlaſſen, zu quälen, wenn er von ihr geliebt ward?

Er ſetzte ſich nieder, ihr zu ſchreiben, und unterließ es dennoch. „Was ſoll ich ihr ſagen?“ rief er und ſchalt ſich zugleich, daß er überlegte, daß er nicht dem Drange ſeines Herzens folgte und es ihr ausſprach, wie unvergeſſen, wie geliebt ſie fortlebte in ihm. Er hätte Alles darum gegeben, hätte er ſie jetzt nur einen Augenblick ſehen, nur ein Bild von ihr betrachten können. Und was hinderte ihn, aufzubrechen, zu ihr zu eilen, zu ihr die ihn rief? War er doch Herr ſeines Willens, ſeiner Zeit! Wenn er nicht zögerte, konnte er ſie noch erreichen, da ſie, wie er von Richard wußte, noch mehrere Wochen in dem Vaterhauſe bleiben wollte. Er malte ſich es aus, wie er ankommen, wie er das Schloß, das Dorf erblicken, wie er am Pfarrhauſe vorüberfahren würde — am Pfarrhauſe!

Er ſchrak zuſammen. „Werde ich nie verlernen, jung zu ſein?“ fragte er ſich und hatte keine Antwort für dieſe Frage.

Es war tief in der Nacht. Seine Stirne brannte, er trat an's Fenſter. Unten im Garten

plätſcherte eine der älteſten Fontainen Roms gleichmäßig herabfallend in ihr antikes Becken nieder, in deſſen Fluth die Mondesſtrahlen ſich brachen. Unverwandten Auges ſah er dem Spiele des Lichtes und des Waſſers zu, das, immer wechſelnd, doch ſtets daſſelbe blieb, ſchwermüthig hörte er das ſanfte Rauſchen, das ſchon ſo vielen vorübergegangenen Geſchlechtern ſeinen Zauber in die Seele geſenkt. „Wie vielen Herzen hat Dein Schall gerauſcht, wie vielen Herzen wird Dein Schall noch rauſchen!“ ſagte er ſinnend und verſank in träumende Gedanken, die er nicht zu verbannen vermochte, nicht feſtzuhalten wünſchte, und die ſich als Gaukelbilder hinüber ſpannen bis in ſeinen Schlaf.

Am Morgen, als der Tag klar und klug in ſeine Fenſter leuchtete, war er geneigt, das ganze Erlebniß für einen Traum zu halten, aber der Brief der Gräfin lag vor ſeinen Augen, und die Erregung der Nacht klang noch immer in ihm nach. Seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, las er die Briefe ſeiner Frau und ſeines Freundes. Erich bekannte ihm offen die doppelte Abſicht, welche er gehegt, als er Helene aufge-

fordert hatte, dem Freunde zu ſchreiben. Er ſchilderte ihm den Zuſtand ihres Herzens und berichtete dann, wie wohlthuend für ihn ſelbſt der Schweſter Umgang geworden ſei, wie er ſich verjüngt fühle durch die Jugend ihrer Seele. Auch von Geſchäften, von dem ſtellvertretenden Candidaten, von den Angelegenheiten der Dorfbewohner war die Rede, und überall glaubte Friedrich in Erich's Aeußerungen den milden Sinn der Gräfin von günſtigem Einfluß zu finden.

Anders aber lautete Auguſtens Urtheil über Helene. Sie rügte die Eitelkeit derſelben, die ſich in jugendlicher Tracht gefalle. Sie ſprach von der klugen Berechnung der Gräfin, die den Charakter der Demuth und der Buße annehme, um dem Tadel zu entgehen, „und," ſchrieb ſie ſchließlich, „ich glaube, ſie bedauert es noch heute, daß Du nicht hier biſt, weil ſie nicht genug hat an der Bewunderung Eines Mannes, an Erich's blinder Liebe und an ſeiner abgöttiſchen Verehrung. Du aber kannſt wohl froh ſein, daß Du fern biſt, daß Du nicht zu ſehen brauchſt, was das Leben aus dieſer Frau gemacht hat, und wie ſchwach Erich

iſt, deſſen Grundſätze ſie durch und durch erſchüttert. Auch zählt die gute Sidonie die Tage bis zur Abreiſe ihrer Schwägerin, wie ich die Stunden bis zu Deiner Rückkehr. Was auch an mir auszuſetzen ſein mag, ſo wird es ſchließlich doch wohl beſſer für Dich ſein, daß eine treue Hausfrau Dein geduldig in dem ſtillen Häuschen wartet, als wenn dieſe herzensunerſättliche, eroberungsluſtige Helene Dir zu Theil geworden wäre. Gott weiß es ſchon am beſten, was dem Menſchen frommt! An dem trefflichen jungen Manne aber, an Deinem Stellvertreter, ſehen wir, Sidonie und ich, es recht, welch ein Glück hier in der Begrenzung unſerer Verhältniſſe ſelbſt für den zu finden iſt, der, wie der Vicar, ſich in den größten Zirkeln bewegt hat, vorausgeſetzt, daß er ſich zu beſcheiden weiß. Die Gemeinde und wir Alle ſind wohl mit ihm zufrieden. Du kannſt in dieſem Punkte unbeſorgt nach Hauſe denken."

Friedrich warf den Brief unmuthig zur Seite. Er glaubte der Schilderung nicht, welche ſeine Frau ihm von der Gräfin machte, und doch verſtimmte ſie ihn in ſolchem Grade, daß der ein-

tretende Feldheim ihn fragen konnte, ob ihm etwas Unangenehmes widerfahren sei? Kaum aber hatte der Maler die Papiere auf dem Tische erblickt, als er hell lachend ausrief: „Sie haben Briefe bekommen! ja freilich, das ist immer eine Calamität! Jeder Brief aus Norden bringt uns ja mit dem Gepräge jenes verengten, stumpfen Lebens eine Kälte und ein Unbehagen in das Haus, die viel schlimmer sind, als eine brave Tramontana. Folgen Sie meinem Rathe: verbitten Sie sich alle Briefe, so lange Sie in Italien sind!"

Erheitert durch des alten Freundes immer gleiche gute Laune, sagte Friedrich: „Etwas von diesem Gedanken habe ich in der That schon mehrmals gefühlt, seit ich hier lebe. Rom fordert den ganzen Menschen, seine ganze Kraft, seine ganze Liebe, und oft genug habe ich mich auf dem Wunsche betroffen, vergessen zu werden von den Meinen und sie vergessen zu können, um mich ungetheilt dem Leben in Italien und der Freude an Rom zu überlassen!"

„Der Wunsch ist nur zu richtig!" bekräftigte der Maler. „Rom darf und muß den ganzen

Menſchen fordern, weil es mehr zu gewähren hat, als der Einzelne erfaſſen kann! Sie ſollen es noch kennen lernen, wenn Sie erſt hier heimiſch ſein werden! Jetzt aber laſſen Sie uns gehen!"

Er trieb damit den Freund zum Aufbruche an, da man verabredet hatte, die Antikenſammlung des Vaticans zu beſuchen. Als ſie aber die Via Siſtina durchwandert hatten und die ſpaniſche Treppe hinabſtiegen, bat der Maler, Friedrich möge ihm für wenig Augenblicke in ſein Studio folgen. „Ich habe einen Menſchen dort," ſagte er, „der mir ein in Neapel begonnenes Bild auf den Blendrahmen ſpannen ſoll, und das läßt mir keine Ruhe!"

Friedrich war gern bereit, ihm zu folgen. Nach wenig Augenblicken hatten ſie das Atelier erreicht. Man konnte es bemerken, daß der Künſtler eben erſt angekommen war. In allen Ecken ſtanden die Bilderkiſten noch umher, Stroh und Stricke bedeckten den Boden, die Staffeleien lehnten zuſammengeſchlagen in dem dunkelſten Winkel und halb untermalte Bilder und Skizzen waren gegen die Wände geſtützt.

Während der Maler mit ſeinem Arbeiter verhandelte, verſuchte Friedrich aus dem Wirrwarr eine oder die andere Farbenſkizze hervorzuziehen und zu betrachten. Feldheim ſah das und rief: „Was wollen Sie denn mit den Sudeleien? Die Kiſten ſind ja ſchon offen, nehmen Sie nur die Deckel herunter, da haben Sie doch Etwas für Ihre Mühe!“

Friedrich ließ ſich das nicht vergebens ſagen. Er trat an die nächſte Kiſte heran, die vor ihm gegen die Mauer geſtützt war, hob den Deckel fort, und blieb wie verzaubert vor dem Bilde ſtehen.

Es war Helene!

Aber dies ſanfte, traurige Geſicht, dieſe braunen Augen, auf deren langen Wimpern der feuchte Schmelz vergoſſener Thränen noch zu glänzen ſchien, das freundliche und doch ſo melancholiſche Lächeln dieſes Mundes, wie anders ſprachen ſie zu ſeinem Herzen, als das ſtolze Abbild der königlich geſchmückten Gräfin im Schloſſe ihres Vaters! Dieſe Augen hatten einſt ſo thränenfeucht zu ihm emporgeſehen, dieſen ſüßen Mund hatte

er einſt in leidenſchaftlichem Schmerze geküßt, dieſe Züge verriethen und beſtätigten die ganze Wahrheit des Briefes, der ihn ſo tief erſchüttert hatte.

Er konnte die Blicke nicht abwenden von dieſen Augen. Zum zweiten Male trat ihm das Bild Helenens in ſo unerwarteter Weiſe entgegen, und wieder war es Feldheim, der es in ſeine Nähe brachte.

Der Maler gewann dadurch etwas Dämoniſches für ihn, und dieſer Eindruck ſteigerte ſich, als er an Friedrich herantretend mit Selbſtgenügen ausrief: „Ja! ſehen Sie ſich's nur recht an! Dieſe Gräfin, wie ſie hier vor uns ſteht, die iſt mein Eigenthum!“

„Ihr Eigenthum?“ fragte Friedrich zerſtreut.

„Zuverläſſig!“ verſicherte der Maler. „Denn ſo hat Niemand ſie gemalt! Es gehört auch Courage dazu, es in ſich feſtzuhalten, daß ſo viel Schönheit, ſo viel Güte, daß ſolch ein Engel von einem Weibe verloren gehen ſoll, weil ſie keinen Mann gefunden, der ſie durch ſeine Liebe vor dem liebefordernden eigenen Frauenherzen zu bewahren

gewußt hat. Wäre ich jung und frei, die ſollte nicht mehr weinen!“

Friedrich antwortete nicht. Er ſah unverwandt auf das Bild, und wie in einem böſen Traume fuhr er empor, als der Maler die Kiſte aufhob und ſie gleichgültig in einer Ecke des Ateliers gegen die Mauer lehnte.

Die Statuen des Vaticans, die Erklärungen des kunſtverſtändigen Malers waren für Friedrich verloren an dem Tage.

„Sie geht zu Grunde, weil ſie keinen Mann gefunden hat, der ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen wußte!“ rief es immerfort in ihm. Er, er allein trug die Schuld ihres verfehlten Lebens. Er war der Verblendete, der ſich von elenden Vorurtheilen, von noch elenderen Nahrungsſorgen zu einer Reſignation hatte verleiten laſſen, welche auf die Geliebte zurückgefallen war. Wie oft mochte ſie ihn angeklagt haben in ihrem Herzen, denn ſie hatte ihn ja nicht vergeſſen, und doch enthielt ihr Brief kein Wort des Vorwurfs, doch glaubte ſie noch an ihn, hoffte ſie noch Troſt von ſeiner Freundſchaft.

„Wäre ich frei!“ das war der Gedanke, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, vor dem der Gleichmuth, deſſen er noch am vorigen Tage ſo froh geweſen war, ſich in die heftigſte Erregung verwandelte. Er konnte es nicht ertragen in der Geſellſchaft ſeiner Freunde, er mußte fort, nach Hauſe, in die Einſamkeit, zu ihr.

Den ganzen Tag verbrachte er am Schreibtiſch. Was er ſich ſeit lange nicht mehr geſtanden hatte, was er ſelbſt in ſich begraben glaubte, das ſprach er vor ihr aus. Er gab ihr ein Bild ſeines ganzen Lebens ſeit der Stunde ihrer Trennung. Er ſagte ihr, wie unvergeßlich, wie unvergleichlich ſie ihm geblieben ſei. Er verbarg ihr nichts, nicht das Unglück ſeiner Ehe, nicht den Vorſatz, unter keinem Verhältniſſe in ſein Amt zurückzukehren.

„Und nun Sie Alles wiſſen,“ ſagte er ihr, „nun Sie mich kennen, wie ich ſelbſt mich kenne, nun werden Sie mich nicht von ſich weiſen, wenn ich mich Ihnen angelobe für alle Zukunft, wenn ich Sie beſchwöre, auf mich zu zählen, als auf einen Menſchen, der fortan Ihr eigen iſt.

„Meine Ehe läßt mich frei. Was Sie von mir begehren, was ich Ihnen darbringe, theure Gräfin, diese verehrende Freundschaft, diese theilnehmende Huldigung, die hat Auguste nie von mir besessen, nie von mir zu fordern vermocht. Es würde sie beängstigen, solchen Empfindungen entsprechen zu müssen, wie Ihr bloßes Dasein sie gebietet. Ich werde ihr besser genügen, wenn ich nicht mehr vermissen und entbehren muß, was sie nicht zu geben hat. Und indem ich so den äußeren Frieden meiner Ehe sichere, gönnen Sie mir den Trost, so weit es in meiner Macht steht, die schwere Schuld zu sühnen, deren Ihr Schicksal mich anklagt!

„Unsere Trennung war ein Irrthum unserer Herzen, unserer Jugend. Unser Wiederfinden dagegen, ich Ihnen, Ihrer Einsicht, Ihrer Güte. So überlassen Sie es mir, den heiligen Schatz zu wahren, den Sie mit Ihrem Vertrauen, mit Ihrer Freundschaft in meine Hände legen. Der Jüngling erwirbt sich die Geliebte rauben, der Mann wird sie Freundin zu verdienen, zu erhalten wissen!“

Er siegelte den Brief, sobald er ihn

hatte, und trug ihn nach der Post. Als er ihn hinter dem Gitter des Beamten in den Postkasten fallen und verschwinden sah, ward er ruhiger.

Es war viel Leben auf der Piazza Colonna vor dem Postgebäude, das lockte ihn, und stieß ihn doch eben so schnell wieder zurück. Was hatte er mit diesen Menschen gemein? was konnte er von ihnen wollen, was erwarten? Er besaß ja Alles, mehr als er je noch zu hoffen wagen durfte. Der Gedanke, dem Maler, den Freunden zu begegnen, war ihm zur Last. Er sehnte sich nach Einsamkeit, und schnell entschieden, eilte er zurück zur Post, eine Karte für den Corriere zu lösen, der früh am andern Tage nach Neapel fahren sollte, und mit dem er in das Albaner Gebirge zu gehen beschloß.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gebirge war schon von Fremden und von Künstlern verlassen. Die Gasthöfe standen unbewohnt, die prächtigen Laubgallerien, welche von Albano nach Arriccia führen, waren still und menschenleer. Dadurch genoß Friedrich zum ersten Male das Glück ruhiger Einsamkeit in der Natur des Südens.

Oftmals, wenn er als Knabe, die Schulbücher unter dem Arme, in der heißen Mittagsgluth, nach dem Gymnasium gegangen war, hatte er, auf einer Brücke stehend, mit neidischer Lust die Schwäne betrachtet, die sich langsam hingleiten ließen durch die Kühle der Fluth. So wie sie, sich der Luft,

der Sonne, des Waſſers, der Wärme und der Friſche zu erfreuen, ſo wie ſie frei zu ſein, und ſtolz hinzuſegeln in dem Gefühle dieſer Luſt und dieſer Freiheit, das hatte der Knabe ſich ſtets als den Zuſtand des höchſten Glückes gedacht. Oft war er im Traume dahingezogen mit den weißen Schwänen in der blauen Fluth, bis ſie ſich zuſammen emporſchwangen, um fliegend in dem noch tieferen Blau des Aethers zu baden.

An dieſe Tage, an dieſe Wünſche und Träume gedachte er jetzt, wenn er in der warmen Sonne des goldigen Herbſtes einſam durch die Gegend ſtrich, umfluthet von der friſchen, klaren Bläue der italieniſchen Bergesluft. Mit jeder Stunde ward ihm die Schönheit dieſer Natur vertrauter, mit jeder einſamen Stunde der Geiſt des Landes verſtändlicher. Hier in der Zurückgezogenheit, im Studium der alten Dichter, lebte ihm die Vergangenheit auf, lernte er in immer ſteigendem Maße das rein Menſchliche, das Ewige von dem Wandelbaren, von dem Zufälligen unterſcheiden. Selbſt die Vergänglichkeit des Schönen, die ihm in Rom vor den verſtümmelten Werken der Kunſt, vor den ver-

ſunkenen Tempeln, vor den zerfallenden Paläſten, ſo niederſchlagend geweſen war, erſchien ihm hier in milderem Lichte, wenn er neue Vegetation und neues Leben aus den tauſendjährigen Trümmern erwachſen ſah, wenn das ſchöne Menſchengeſchlecht in ſeiner Göttlichkeit vor ſeinen Augen umherwandelte, die lebenden Künſtler zu neuem Schaffen, zu neuer Kunſtgeſtaltung herauszufordern.

Fortgezogen von dem verlockenden Zauber, den die Ferne und das Fremde auf den Menſchen üben, dehnte er ſeine Streifereien immer weiter in das Gebirge aus. Je länger er in demſelben weilte, je näher er die Bewohner deſſelben kennen lernte, um ſo weniger mochte er an Rückkehr denken. In jedem Hauſe gaſtlich empfangen, von Männern und Weibern zutraulich und liebevoll behandelt zu werden, das ſchien ihm bald ſo natürlich, daß er vergaß, wie wenig er deſſen in der Heimath gewohnt geweſen war. Die großen, kahlen Zimmer, der ſchlichte Tiſch, das räumige Bett, die kräftige und doch ſo einfache Ernährung, die allen ſeinen Bedürfniſſen genügten, ließen ihn mit Beſchämung zurückblicken auf jene Maſſe erkünſtelter

Genüſſe und Gewohnheiten, die zu befriedigen er für nothwendig erachten lernen, die zu entbehren Auguſte unmöglich geglaubt hatte.

Vergängliche Vorurtheile und ſolch leere Aeußerlichkeiten waren es einſt geweſen, die ihn von der Liebe ſeiner Jugend trennten! Immer und immer wieder mußte er ſich's wiederholen, was er ſchuldlos verſchuldet, was er erlebt, was er verloren und unerwartet wieder gefunden hatte. Helenens Bild, wie er es bei dem Maler geſehen, kam ihm nicht mehr aus dem Sinne. Er lebte nur in ihrem Gedenken. Mittheilend von Natur, begann er ihr zu ſchreiben. Was er ſah und dachte, was er empfand, das brachte er ihr dar, ihr, die Italien liebte, wie er ſelbſt, ihr, zu der er jetzt wieder, wie in den Tagen ſeiner Jugend, ſeine ganze Seele wendete, und was er ſchrieb, ward unwillkürlich zum Gedicht.

Daß er ein Amt verwaltet und aufgegeben hatte, daß er an Auguſte gefeſſelt, daß ſeine Zukunft nicht geſichert ſei, das Alles verſchwand vor ſeinen Blicken. Alle Verhältniſſe, die ihn beengt, die ſocialen Probleme, die ihn beſchäftigt hat-

ten, waren wie vergeſſen. Er fragte ſich nicht, was er empfinde; er fragte ſich nicht, ob Helene in gleicher Weiſe an ihn denke. Er war frei, er war in Italien, er hatte die Jugend der Seele wiedergefunden, und er genoß derſelben mit dem vollen Bewußtſein des reifen Mannes, der ihren Werth zu ſchätzen weiß, weil er ſie für immer verloren zu haben geglaubt hatte.

Mit dieſer Freude im Herzen war er an einem Mittage aufgebrochen, eine neue Seite der Gegend zu durchſtreifen. Sein Hauswirth hatte ihm Weg und Steg bezeichnet, aber von dem blauen Spiegel des Sees angelockt, hatte Friedrich bald die breite Straße verlaſſen, um auf Nebenpfaden das Waſſer zu erreichen, das er von der halben Höhe des Berges in der Tiefe glänzen ſehen. Indeß ſchon nach einer Stunde mußte er von der rechten Straße abgekommen ſein. Die gebahnten Pfade hörten auf, und von der Luſt verleitet, welche uns nach den Höhen zieht, verſuchte er nun wieder, ſich durch das Dickicht zurecht zu finden, bis zur Bergesſpitze, von der aus er leichter in die rechte Straße zurückzukommen hoffen durfte.

Nicht ein Laut war zu hören in der waldigen Einſamkeit. Die mächtigen immergrünen Eichen wölbten ein Dach über ſeinen Weg, durch welches goldigbraun die Sonnenſtrahlen ihre Lichtfunken herniederfallen ließen. Große Farrenkräuter umgaben die Wurzeln und bedeckten den Boden, während der Epheu und die noch kräftigeren Ranken des wilden Weines ſich von Stamm zu Stamm zogen, und in flatternden Gewinden von den Aeſten niederhingen. Hie und da erhob es ſich wie ein grüner Altar. Es waren Ueberreſte alter Bauwerke, welche die Natur mit üppiger Vegetation bekleidet hatte, den fehlenden Marmorſchmuck zu erſetzen. An einem ſolchen grünen, moosbewachſenen Altare machte er Raſt, und ſchnell hatte ihn die Stille in ein träumendes Brüten verſenkt, in dem Bilder aus Vergangenheit und Zukunft, bald klar, bald wieder verlockend nebelhaft, vor ſeinem Auge ſich entfalteten.

Wie lange er ſo geruht, er hätte es kaum zu ſagen gewußt, als plötzlich aus der Höhe leiſer Glockenton zu ihm hinunterſchallte. Er ſtand auf und blickte um ſich. Die Sonne neigte ſich ſchon

dem Westen zu, die Hitze des Tages war vorüber, und rüstig schritt er, dem Glockentone folgend, den Berggipfel empor, nicht ohne oftmals das Auge zurückzukehren in die eben verlassene Einsamkeit. Er hatte sich noch mitten in dem Walde geglaubt, jetzt bemerkte er, daß er sich hart am Ausgange desselben und auf der Höhe des Berges befand, dessen andere Seite vielfach bebaut, sich in lang abfallender Linie zum Thale senkte. Hoch oben auf dem Gipfel des Berges, mit dem Rücken gegen den Wald gelehnt, breiteten sich die Mauern eines Klosters aus.

Durstig und einer Labung bedürftig, zog er die Glocke an der engen, kleinen Pforte. Ein Mönch öffnete das Schiebefenster, Friedrich sprach sein Begehren aus. Die Pforte wurde aufgethan, der Mönch winkte ihm einzutreten und entfernte sich dann, indem er Jenem ein Zeichen gab, ihn zu erwarten.

Allein gelassen, blickte Friedrich um sich her. Der Hof war von drei Seiten durch die Mauern des Klosters eingeschlossen. Eine Säulenhalle trug das erste Stockwerk und setzte sich als offene Gal-

lerie an der vierten Seite fort. Sie ließ den Blick in den Kloſtergarten frei, der ſich am Bergesabhange hernieder ſenkte. Mitten im Hofe erhob ſich das ſteinerne Bild des Gekreuzigten, während zu beiden Seiten plätſchernde Fontainen ihren ſonnendurchleuchteten Strahl in die Luft emporſchickten. Die Becken des Springbrunnens waren antik, auch die Quadern, mit denen der Hof gepflaſtert war, und die Mehrzahl der Säulen zeigten den heidniſchen Urſprung in ihren verſtümmelten Emblemen.

Kein Menſch war zu ſehen. Gedankenvoll betrachtete Friedrich die Thyrſusſtäbe, welche auf der einen Fontaine über die entblößte Schulter einer taumelnden Bacchantin geworfen waren, von deren Kopf und Körper weiter keine Spur geblieben. Da hieß eine Stimme ganz in ſeiner Nähe ihn willkommen. Friedrich fuhr empor, der Ton klang ihm wunderſam bekannt. Er wendete den Kopf um, ein Mönch, der unhörbar herangetreten war, ſtand neben ihm.

Es war eine kleine, ſchmächtige Geſtalt. Die weiße Kutte, mit ſchwarzem Riemen um den Leib

befeſtigt, floß in ſchweren Falten an dem magern Körper nieder. Die trotz des warmen Abends heraufgezogene Capuze verſchattete ein bleiches Geſicht, das ein langer Bart nur noch bläſſer erſcheinen machte. Dennoch hatte Friedrich den Mönch kaum angeblickt, als er mit Erſtaunen einen Schritt zurück trat, um ſich zurechtzufinden in den Zügen dieſes Mannes, der ihm offenbar mit gleicher Ueberraſchung gegenüberſtand, bis er mit feierlichem Augenaufſchlage die Hände gefaltet zum Gebet erhob. Dieſen Blick, dieſe Bewegung kannte Friedrich.

„Sie hier! — und in dieſem Gewande?“ rief er in deutſcher Sprache, und wagte doch kaum den eigenen Sinnen zu trauen.

„Der Herr hat es wohlgemacht mit mir!“ entgegnete der Mönch, dem deutſchen Ausrufe in gleicher Sprache begegnend. „Seine Wege ſind wunderbar, ſeine Gnade iſt unermeßlich!“ Aber trotz der feierlichen Ruhe dieſer Worte, hörte Friedrich an dem vibrirenden Klange der ihm ſo wohl bekannten Stimme, die Rührung des alten Lebensgenoſſen, deſſen hohle Wangen, deſſen offenbar dem Tode verfallene Geſtalt ihn tief bewegten.

Der Mönch verſtand den Ausdruck von Trauer, mit dem der Blick des Freundes auf ihm verweilte. „Mir iſt wohl und meine Seele hat Frieden gefunden!“ ſagte er. Dann fügte er hinzu: „Sie müſſen müde ſein, unſer Berg iſt ſteil. Ruhen Sie hier bei uns aus!“

Er ſchritt ihm bei den Worten voran, nach der Säulenhalle am Garten, und nöthigte ihn, ſich auf der Steinbank niederzulaſſen. Ein anderer Mönch brachte Waſſer, Brod und reife Trauben herbei, ſetzte die Erfriſchungen vor dem Gaſte nieder und entfernte ſich ſchweigend.

„Wir gehören zur ſtrengen Obſervanz!“ ſagte Friedrich's Führer, als wolle er den andern Mönch entſchuldigen, den Fremden nicht begrüßt zu haben. „Es iſt auch eine Gnade Gottes, daß es heute an mir iſt, im Namen unſers Kloſters zu verkehren mit der Welt!“

„Sie haben ſich zum Schweigen verdammt?“ rief Friedrich erſchrocken aus.

„Verdammt?“ wiederholte tadelnd der Mönch. „Hätten die Menſchen es vernommen, wie Gott

ſpricht, wenn ſie ſelber ſchweigen, es würden Viele in die Stille flüchten!“

„Und weiß Cornelie — —“ hob Friedrich an.

„Mag Gott ihr gnädig ſein!“ entgegnete der Mönch mit einer abwehrenden Handbewegung.

Seine Ruhe that dem Freunde weh. Er konnte ſich nicht daran gewöhnen, ihn ſo abgeſtorben zu ſehen, und mit tiefer Rührung ſagte er: „Gab es keine andere Hülfe für Sie, Pleſſen?“

„Laſſen Sie den Namen!“ bat der Mönch. „Er iſt zurückgeblieben in der Welt — und was iſt ein Name hier?“

Friedrich verſtummte. Es ſchnürte ihm das Herz zuſammen. Er hätte fragen, hören mögen, auf welchem Wege Pleſſen hierher gelangt ſei, aber er fühlte, daß dieſer jetzt nicht zurückzublicken geneigt war. So ſaßen ſie ſchweigend beiſammen, ſchweigend wie am Sterbebette, und doch umgeben von der Herrlichkeit der ſüdlichen Natur, umleuchtet von dem goldigen, warmen Strahl der untergehenden Sonne. Wie von lichten, blauen Schleiern verhüllt, breitete ſich das Thal zu ihren Füßen in dämmernder Ruhe aus, während die Höhen

noch glühten im Sonnenſchein. Unten jenſeits der Gartenmauer trugen breiträderige Wagen mit weißen Stieren beſpannt die Ernte vom Felde. Männer, Weiber und Kinder kamen vom Tagewerk. Die Burſche hatten das Ackergeräth mit den Blättern der Canna beladen, die Weiber trugen des Weinlaubs Fülle über der Conca gethürmt, auf ihren Häuptern heim, während die langgezogenen Cadenzen eines Ritornells ſich aus ihrer Mitte hören ließen. Es war ein Bild voll friſchen, ſchönen Lebens. — Und neben Friedrich ſaß ein Mann, ſein Freund, nur wenig älter als er ſelbſt, der ſich gedrungen fühlte, auf Alles, ſogar auf den Gebrauch der eigenen Sprache zu verzichten.

Plötzlich aber war es, als ob eine innere Flamme das Antlitz des Mönches erhellte. Ein leichtes Roth flog über ſeine Wangen. Er richtete ſich aus ſeiner gebückten Stellung empor und ſagte tief aufathmend: „Sie werden fortgehen und wir werden uns nicht wieder ſehen, ſo will ich die Gnade benutzen, die mir Gott durch Ihr Kommen heute gewährt hat, und noch einmal zu den

Menſchen ſprechen, die mit mir ſtrebten, die mit mir irrten!"

Er hielt nachdenkend inne, dann legte er mit einer ſanften, faſt zärtlichen Bewegung, die weiße, magere Hand auf Friedrich's Arm und bat: „Sagen Sie Allen, die mein denken, daß es mir wohl iſt, wie dem müden, ſchiffbrüchigen Sohne in des Vaters ſchützendem Hauſe! Wohl, ſehr wohl und frei! Es wird ſich friedlich in demſelben ſchlafen laſſen."

„Glauben Sie ſich Ihrem Ziele ſo nahe?" fragte Friedrich.

„Es kann mir nicht mehr fern ſein!" entgegnete der Mönch, „und ich ſehne mich danach. Ich habe das Gute geliebt, das Rechte gewollt, all mein Streben war darauf gerichtet. Aber meine Seele verzehrte ſich in vergebener Mühe, denn ich ſuchte das Himmliſche in der Welt, ich wollte die Wahrheit finden auf dem Felde der Lüge, ich wollte Labung ſchöpfen aus dem Feuer. Sagen Sie es Allen, Allen, die es hören können, was ich Ihnen hier als das Vermächtniß meiner Liebe offenbare. Es iſt kein Heil zu finden, denn

in der heiligen Kirche Roms. Alles, was wir zu säen, zu wirken hofften außerhalb derselben, war eitler Trug. Der Glaube kann nicht wachsen auf dem Boden des Zweifels, die Seligkeit nicht reifen auf dem Boden des Abfalls, und was ist der Protestantismus, als ein schnöder Abfall, als ein blöder und doch frecher Zweifel an der Unfehlbarkeit der heiligen Mutterkirche?"

Er war immer lebhafter geworden, seine Sprache tönte hell, seine Auge glänzte. „Ich war in Gnadenfrei," fuhr er fort, „ich lebte unter denen, welche die erste christliche Gemeinde herstellen zu können wähnen, aber ich fand dort nichts als bange Sorge um irdischen Erwerb, und bangere Sorge noch um der Seele Heil. Sündig von seinem Urbeginne an, muß der Mensch sündigen, so lange er zu kämpfen hat mit den Versuchungen des Lebens, muß er verzweifeln an der Gnade, die ihm nicht zugesichert werden kann, so lange er sie durch sich selbst erringen will. Beirrt durch Leidenschaften aller Art, durch Eigennutz, durch Herrschsucht und durch Liebe, beirrt durch seine Priester, die wie der Laie im Banne dieser Leidenschaften

kämpfen, verwirrt vor dem Auge des Menſchen ſich Alles. Wie ein Taumelnder in immer weiterem Kreiſe nach einem Anhalt ſich zu ſtützen ſucht, ſo greifen ſie umher nach immer neuen Mitteln. Was ſie aber auch ergreifen, es ſtützt, es hält ſie nicht. Es bricht in ihrer Hand, und von des Atheismus kalter Höhe, von des eigenen, ohnmächtigen Glaubens ſchwacher Barke ſinken ſie hinab in die Tiefe einer abgrundtiefen Verzweiflung!"

Er hielt inne wie erſchöpft von ſeinen Vorſtellungen. Friedrich war keines Wortes mächtig. Auch er hatte ſie einſt empfunden dieſe Verzweiflung deſſen, der nicht zu glauben, nicht ohne Glauben zu leben vermag. Auch er hatte umhergegriffen nach einer Stütze, und jede war in ſeiner Hand zerbrochen, bis er die einzig haltbare gefunden in der eigenen Kraft und in dem eigenen Willen; aber er vermochte denjenigen nicht zu tadeln, dem dieſe Kraft gebrach.

Der Mönch hatte ihn nicht beachtet, er war ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt. „Ich konnte den rechten Weg nicht finden," ſagte er, „Angſt und

Verzweiflung lagen über mir, ich war krank. Man rieth mir, nach Italien zu gehen. Es war Winter, todter, eiſiger Winter, und ich hatte mich ergeben, unter ſeiner kalten Hand in dem Gefühle ewiger Verdammniß zu ſterben. Plötzlich ergriff mich eine Sehnſucht nach Licht und Wärme! Eine tiefe, gewaltige, gottgegebene Sehnſucht! Ich brach auf, ohne zu wiſſen, wohin. Aber der Herr führte mich. Müde und erſchöpft langte ich an vor den Thoren der ewigen Stadt. Als ich ſie erblickte, als die Kuppel von St. Peter in der Glorie des Sonnenlichtes vor mir emporſtieg, fuhr es mir wie ein Blitz durch alle Glieder, ein Blutſtrom entquoll meinem Munde, die Sinne ſchwanden mir!" —

Er faltete die Hände und blickte weit hinaus in die Ferne, als ſuche er die Stelle, an der ihm ſo geſchehen war. Erſt nach längerer Pauſe hob er wieder an: „Als ich erwachte, befand ich mich in einem Kloſter. Ein Mönch ſaß an meinem Lager. Es war ein Deutſcher, wie ich. Er fragte, ob ich beichten wolle; meine Seele lechzte danach. Sein Ohr vernahm das vergebene Wollen meines ganzen

findet er den Frieden Gottes; nur wenn er verzichtet auf das Leben, gewinnt er das Leben und besiegt er den Tod!"

Während er so sprach, tönte noch immer die Glocke in sanften, melancholischen Schwingungen durch die Dämmerung. „Wie mild sie locken!" sprach der Mönch. „Ihr letzter Klang giebt mich dem Schweigen, dem Hören Gottes wieder! Wie sanft sie es verkünden!"

Er schien ganz an die Töne hingegeben zu sein, und die Anwesenheit des Freundes kaum noch zu beachten. Plötzlich verstummten die Klänge. Der Mönch athmete tief auf, drückte Friedrich schweigend die Hand, blickte ihm noch einmal fest in's Auge, wendete sich dann von ihm ab und schritt der Kirche zu, durch deren Fenster die Lichter des Altares glänzten.

Friedrich sah ihm lange nach. Die Töne der Orgel erhoben sich klagend und doch so mächtig in der Dämmerung, sonst war Alles still. Eine überwältigende Wehmuth kam über ihn. Es war ihm, als tönten sie über einem Grabe, und doch hatten diese Ruhe, diese Einsamkeit einen be-

fangenden Zauber. Sein geſundes Herz wehrte ſich dagegen, er raffte ſich auf und eilte dem Thore zu. Erſt als ſich die Pforte geöffnet hatte, als er jenſeits der Mauer ſtand, den Blick gen Oſten gewendet, wo der aufſteigende Mond das Thal erhellte, erſt da fühlte er den Druck von ſich genommen, der ſich auf ihn gelaſtet hatte. Unwillkürlich entblößte er das Haupt. Er ſehnte ſich, die friſche Abendluft zu fühlen, und tief aufathmend eilte er mit ſchnellem Schritte von der einſamen Höhe, hinab zu den geſellig geſchaarten Wohnungen der Menſchen.

Wandlungen.

Wandlungen.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

Erſtes Kapitel.

Als Friedrich's Brief an die Gräfin auf dem Schloſſe eintraf, hatte ſie daſſelbe bereits verlaſſen. Die Verſetzung des Grafen an einen der andern nordiſchen Höfe machte ihre Anweſenheit in dem Hauſe ihres Mannes nöthig, und die plötzlich gemeldete Ankunft fürſtlicher Perſonen, denen er die Honneurs zu machen hatte, nahm ihre ganze Zeit in Anſpruch.

Ermüdet durch eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit für dieſe fürſtlichen Gäſte, abgeſpannt durch eine Reihe von Bällen und Feierlichkeiten, an denen ſie ſeit lange die Luſt verloren hatte; ohne eine wohlthuende Beſchäftigung, und doch nicht Herr ihrer Zeit; umgeben von Verehrung und ohne einen Freund, ſo waren der Gräfin bereits vier-

zehn Tage nach ihrer Rückkehr hingeſchwunden, als ihr Erich den Brief des Freundes ſendete.

Helene ſaß in ihrem Ankleidezimmer vor dem Spiegel. Ihr Kammermädchen war damit beſchäftigt, ihr einen Kranz von Aehren in das Haar zu flechten. Hellfarbige Gewänder, Blumen, Sandalen und Spangen lagen auf den Tiſchen ausgebreitet, das Coſtüm der Ceres zu vervollſtändigen, welches die Gräfin dieſen Abend am Hofe in einem Maskenzuge tragen ſollte. Auf ein leiſes Klopfen ging das Mädchen nach der Thüre, nahm dem Diener den Brief ab und brachte ihn der Gräfin. Sie öffnete mit Gleichmuth das Siegel, kaum aber hatte ſie in dem Couverte neben dem Schreiben ihres Bruders einen zweiten Brief erblickt, als eine ſanfte Freude über ihre Züge flog. Sie ſtand vom Spiegel auf, ſchickte das Mädchen fort, und ſetzte ſich am Kamine nieder, die erſehnte Antwort zu leſen.

Mit jedem Worte wuchs ihre Theilnahme, mit jedem Worte ihre Freude und ihr Schmerz. Wie dem Verſchmachtenden, der in dem brennenden Sande der unabſehbaren Wüſte plötzlich das Rie-

ſeln einer Quelle vernimmt, ſo friſch, ſo belebend, ſo labend drangen Friedrich's Worte in ihr Herz. Die Urſprünglichkeit und Treue dieſer Natur, die ſchlichte, faſt kindliche Einfalt dieſes reifen, klaren Mannes ließen ſie empfinden, was ſie durch ihr Leben an eigener Jugend eingebüßt, was ſie in Friedrich beſeſſen haben würde. Seine unausgeſprochene Klage über ihren einſtigen Verluſt, ſeine Freude, ſie wiedergefunden zu haben, die frohe Hingebung, mit der er ſich ihr gelobte, erſchütterten ſie tief. Ein neues Leben breitete ſich vor ihren Augen aus, ein Halt, ein Troſt für ihre Zukunft, ein Gefühl, dem ſie ſich freudig überließ; denn Friedrich war ihr Bürge für ſich ſelber und für ſie.

Das war es, was ſie ſtets erſehnt, das war es, was ſie erhofft hatte. Ein Freundesherz, an das ſie flüchten, ein Männerherz, dem ſie vertrauen durfte, weil es Nichts von ihr verlangte, als was ſie ſpenden und gewähren konnte. Sie hätte ihm antworten mögen, gleich in dieſer Stunde. Sie nahm ſich vor, ihm täglich, und wären es auch nur wenige Zeilen, zu ſchreiben. Er ſollte

ihr Gewiſſen ſein und ſie forttragen über alles Niedrige und Kleine ihres Lebens in der Welt. Sie ſah eine Zukunft voll Frieden vor ſich, ſie glaubte an die Möglichkeit, ſich mit den Banden ihrer Ehe, ſich mit dem Grafen auszuſöhnen durch Friedrich's Freundestreue. Ihm wollte ſie Alles danken, ihre eigene Erhebung und ihr Glück.

Mit der leidenſchaftlichen Liebebedürftigkeit ihrer Natur wendete ſie ſich zu ihm, erwartete ſie von ihm, was ſie bedurfte. Sie malte es ſich aus, wie ſie ihn wiederfinden werde, ſie hörte den ſanften Ton ſeiner Stimme, ſie ſah ihn wie an jenem Abende, da ihr leichtſinniges Wort ihn aus dem Saale ihrer Eltern forttrieb, ſie ſah ihn wie in der Nacht im Garten. Ihre Jugend ward lebendig vor ihr, ſie war jung und ſchuldlos wie damals, denn Er hatte ihr verziehen, Er glaubte an ſie, Er, gegen deſſen Liebe ſie am ſchwerſten ſich verſündigt hatte.

„Ich will wieder werden, ich will ſein, was er einſt in mir geliebt hat, was er noch in mir erblickt!“ Das war der Gedanke, mit dem ſie ſich erhob, als ihr Mädchen zum zweiten Male

erſchien und ſie erinnerte, die Stunde des Balles nicht zu verſäumen.

Ganz mit dem Wiedergefundenen beſchäftigt, ließ ſie ſich ankleiden und fuhr zu dem Feſte. Der Glanz, die Pracht deſſelben waren ihr zu vertraut, um ſie zu zerſtreuen, die Formen der Unterhaltung ſind zu gleichförmig, um von den eigenen Vorſtellungen abzuziehen. Während Tauſende von Kerzen ſie umleuchteten, während rauſchende Tanzmuſik die Säle erfüllte und huldigende Männer ſie umgaben, wanderte ihr Geiſt weit ab von dieſem Feſte, in der ſanften Einſamkeit des ewigen Roms an der Seite des erſehnten Freundes.

Allen Menſchen hätte ſie es zurufen mögen: „Ich habe einen Freund gewonnen! Eine Lebenshoffnung iſt mir aufgegangen!“ und mit Freuden ſah ſie das Ende des Feſtes herannahen, begierig den Brief, dies neue Evangelium ihres Herzens, noch einmal in ruhiger Stille zu genießen.

Als ſie an der Seite des Grafen ihr Hôtel erreicht hatte, und Beide die Treppe des erſten Stockes emporgeſtiegen waren, wollte ſie ſich, wie

ſonſt immer, in ihre Zimmer zurückziehen; aber gegen ſeine Gewohnheit und trotz der ſpäten Stunde, erſuchte der Graf ſie, in den Salon zu treten, und befahl dem vorleuchtenden Diener, ſich zu entfernen.

Die Feuer in den Kaminen des Saales waren lange erloſchen. Es war kalt. Die Kerzen des Armleuchters, den der Diener zurückgelaſſen hatte, erhellten nur unvollkommen das Gemach. Die Gräfin hatte den Pelz im Vorſaal abgeworfen und ſchauerte zuſammen, als der Graf ſie bat, ſich nieder zu ſetzen. Er war noch immer eine ſtattliche Erſcheinung. Seine Maske, die ſtrenge, ſchwarze Tracht eines venetianiſchen Edelmannes paßte zu ſeiner Figur und hob ihre Bedeutung. Aber ſeine Stirn war verdüſtert, ſeine Lippen durch unterdrückten Zorn zuſammengepreßt, und mit jener Kälte, die bei ihm ſtets der Deckmantel der Erregung war, ſagte er: „Ich bedaure, daß ich genöthigt bin, Dich hier zurückzuhalten, indeß, was ich Dir zu ſagen habe, iſt kurz.“

Helene, aller Erörterungen müde, wo niemals

eine Verſtändigung erfolgt war, erſchrak bei dieſen Worten, ohne zu wiſſen weshalb.

„Was iſt geſchehen?“ fragte ſie.

„Geſchehen?“ wiederholte der Graf, „wie kommſt Du zu der Frage? Was befürchteſt Du?“

„Hippolyt!“ bat die Gräfin nur noch mehr beunruhigt, „quäle mich nicht. Wie kann man ſagen, was man fürchtet, ſo lange man noch für irgend eines Menſchen Leben Sorge trägt. Wir ſind ſeit Wochen ohne Nachricht von Georg.“

„Und Du lebſt ſo ſehr in der Erinnerung und in der Sorge um die Deinen, Du haſt Dich wieder ſo vollkommen in die Romantik dieſes Familienlebens verſenkt,“ unterbrach ſie der Graf, „daß Du darüber jede Rückſicht aus den Augen ſetzeſt, die Du mir und meinem Hauſe ſchuldig biſt!“

„Ich?“ rief Helene betroffen, „was habe ich denn gethan?“

„Du haſt vergeſſen,“ antwortete er, „daß die Gräfin St. Brezan nicht in ſentimentalen Stimmungen zu leben hat, wie eine Penſionairin in der Kloſterſchule!“

Helene athmete auf, von ſchwerer Angſt befreit.

„So haſt Du mir nichts Schlimmeres mitzutheilen?“ fragte ſie.

Der Graf ſah ſie achſelzuckend an.

„Ich habe viel von Dir ertragen,“ ſagte er, ohne ihre Frage zu beachten, „habe Dir viel verziehen! Die Apathie aber, der Du Dich ſeit Deiner Rückkehr überläßt, die Gleichgültigkeit, welche Du, ſelbſt gegenüber der Gnade unſers Prinzen, heute an den Tag zu legen für gut befunden haſt, ſind unerträglich. Der Ausdruck unerlaubteſter Ermüdung war unverkennbar, war unſchicklich in Deinen Zügen ausgeprägt, Du warſt ſehr lächerlich mit Deiner Schwermuth im Coſtüm der Flora. Lächerlich in hohem Grade!“

Helene machte eine Bewegung der Ungeduld, aber ſie ſchwieg.

„Nun, Helene!“ rief der Graf, und wieder ſchwieg ſie.

„Ich will Antwort haben, Helene! Biſt Du krank?“ herrſchte der Graf, indem er vor ſie hintrat.

„Nein!“ entgegnete ſie beſtimmt.

„So verlange ich von Dir, und das war es,

was ich Dir zu ſagen hatte, daß Du Dich nicht mehr bloßgiebſt, wie es heute geſchehen iſt. Fühle Dich unglücklich, wenn Du es nicht lernen willſt und kannſt, Dich zufrieden zu fühlen auf einem Platze und in Verhältniſſen, welche Millionen Menſchen Dir beneiden. Fühle Dich unglücklich — aber zeige es nicht. Dein verborgener Kummer iſt Dein eigen, die Schwermuth, die ein Weib zur Schau trägt, klagt ihren Gatten an und fällt auf ihn zurück. Du darfſt den Menſchen nicht bedauernswerth erſcheinen!“

Er ging, während er ſo ſprach, im Zimmer auf und nieder. Sein Schritt war unhörbar. Die ſchwarz gekleidete, hohe, feſtgetragene Geſtalt glitt ſpukhaft an den dunkeln Wänden hin. So oft er an der Gräfin vorüberkam, verſchattete er das Licht, das an der Wand auf einem Tiſche ſtand, und aufgeregt, wie ſie es war, fühlte ſie dieſe Zufälligkeit wie ein Symbol.

„Immer und ewig zwiſchen mir und dem Lichte, das mir leuchten könnte!“ rief es in ihr. Sie fühlte ſich unerklärlich beängſtigt, ſie hätte weinen mögen, indeß ſie mißgönnte dem Grafen

dieſen Triumph, der noch immer mit unterdrückter Heftigkeit umherging, ab und zu das große dunkle Auge auf die Gräfin gerichtet, als erwarte er, daß ſie ſprechen, daß ſie ihm Anlaß geben werde, ſich ſeines Zornes weiter zu entlaſten.

Aber die Gräfin verharrte in dem früheren Schweigen, bis ſie endlich in gefaßtem Tone ſagte: „Und das war Alles, was Du mir zu ſagen hatteſt?“

„Alles!“ rief er. „Alles, und fürwahr genug. Was Dich auf's Neue erfaßt hat, was Dich bekümmert, wonach Du Dich ſehnſt — ich verlange es nicht zu wiſſen. Aber ich fordere von Dir, daß Du Deine Bekümmerniß, Deine Sehnſucht, wem ſie auch gelten möge, verſchließeſt in Dir ſelbſt. Ich fordere, daß Du den Prinzen nicht beleidigſt, weil er zufällig Dich in lieberen Gedanken ſtört! Ich muß es fordern, denn er iſt mein Gaſt und iſt mein Herr!“

Die Gräfin hatte ſich erhoben, ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Worüber lachſt Du?“ fragte beleidigt ihr Gemahl.

„Ueber die Bizarrerie der Scene! Masken, welche die Wahrheit zum Verbrechen ſtempeln!“

Der ſpottende Ton ihrer Worte klang unheimlich in dem Raume wieder. Der Graf fuhr auf, trat an ſie heran und ergriff mit ſeiner kalten Hand ihren Arm, den er gewaltſam feſt hielt.

„Lache nicht, Helene!“ rief er mit einem Ausdrucke, vor dem ſie erbebte, „lache nicht! Wer zwang mich zu der Maske? Wer anders als Du ſelbſt! Und ſo wahr Gott lebt, Du ſollſt mich nicht zwingen, ſie jemals abzulegen, Du ſollſt mich nicht zwingen, mich ſelber Lügen zu ſtrafen, um Dir und Deinen eitlen Grillen zu genügen!“ — und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſchritt er der Thüre zu. In der Thüre aber blieb er ſtehen: „Geh auf Dein Zimmer,“ ſagte er, „es iſt kalt, und eine Erkältung, ein Fortbleiben vom Hofe wäre jetzt ein neues Ridicül!“

Ein Seufzer, der faſt wie ein Aufſchrei klang, entwand ſich Helenen's Bruſt, als ihr Gemahl das Zimmer verlaſſen hatte. „Friedrich! Friedrich!“ rief ſie, „wenn Du es ahnen könnteſt, dieſes Elend, in das mein Leichtſinn mich und ihn ge-

ſtürzt hat! Wenn Du ſie kennteſt, dieſen Groll, dieſe Erbitterung zwiſchen mir und ihm — wenn Du ſie kennteſt, die Folterqualen dieſer Heuchelei! Und er wird ſie nie beenden!“ murmelte ſie düſter vor ſich hin. — „Er wird es halten, was er ſprach — aus Selbſtſucht, und aus Rache!“

Sie hatte ſich in einen Seſſel niedergeworfen, die Laſt ihres Unglücks wuchtete ſchwer auf ihr. Die düſteren Wände, der erloſchene Kamin, die erſterbenden Kerzen und der ſcharfe Wind, der den Hagel und Schnee in leiſem Kniſtern durch die Eſſe jagte, waren ganz dazu gemacht, ihre innere Verdüſterung zu ſteigern. So kalt, wie dieſes Zimmer, war des Grafen Haus ihr ſtets geweſen. ſo einſam hatte ſie ſtets an ſeiner Seite gelebt. Es war ihr, als lege ſich eiſiges Erſtarren um ihre Glieder, als rückten die Mauern des Zimmers zuſammen, ihr Licht, Luft und Leben zu entziehen. Mit der ſcheuen Angſt eines Kindes ſprang ſie empor.

„Nur Licht! nur Luft! nur einen Athemzug der Freiheit!“ rief ſie, und als höre ſie das Ge-

bälk zuſammenbrechen über ſich, ſo ſchnell enteilte ſie dem Saale.

Als das helle Licht und die milde Wärme ihres Zimmers ſie umfingen, athmete ſie auf. Hier war ſie heimiſch. Tauſend Erinnerungen an Schmerz und Freude erfüllten dieſe Räume, die der Graf nur ſehr ſelten zu betreten pflegte. Die Bilder ihrer Eltern und Geſchwiſter, Andenken an ſo manche Freunde, umgaben ſie, und war doch auch der Gruß des Mannes, der ihr ſeine ſtützende Hand für alle Zukunft dargeboten hatte, ihr hier gekommen an dieſer lieben Stätte.

Faſt zögernd nahm ſie Friedrich's Brief hervor, und wieder übte er ſeine erhebende Kraft auf ſie aus. Sie wollte ihm antworten, aber ſie wagte es nicht. Noch zitterte der Groll in ihrem Herzen, noch war der Gedanke an die eben durchlebte Scene zu mächtig in ihr, als daß ſie es hätte wagen mögen, dem Freunde in dieſer Stimmung ſich zu nahen. Aber der Gedanke an ihn tröſtete ſie, als ſie in Thränen einſchlief, und ſein Bild webte ſich leuchtend durch die Träume ihres Schlummers.

Zweites Kapitel.

Friedrich war von seiner Begegnung mit Pleſſen ſehr ergriffen worden. Er hatte vorgehabt, ſchon am folgenden Tage Cornelie zu benachrichtigen, daß und wie er ihren früheren Verlobten wiedergeſehen habe. Indeß als er ihr ſchreiben wollte, bis zu welcher vernichtenden Selbſtentäußerung der Unglückliche gekommen ſei, hatten ſeine Gedanken ſich auf Helene und auf ihre ihm gemeldete Hinneigung zur römiſchen Kirche gewendet, und ſtatt Cornelien hatte er der Gräfin geſchrieben. Mit Wärme hatte er ihr das Begegniß erzählt, und mit innig er Freude auf der Schilderung ſeines Aufenthaltes in der Bergeseinſamkeit verweilt.

Es war ihm ein Genuß, ihr, die Italien liebte und ſich nach dem Süden ſehnte, die gleiche Vorliebe, die tiefe Befriedigung auszuſprechen, deren er ſich im Genuſſe ſeines italiſchen Lebens erfreute. In dem Beſtreben, die Entfernte Theil nehmen zu laſſen an dem Großen und Schönen, das ihn umgab, ihr die Gedanken und Empfindungen auszuſprechen, welche es in ihm erzeugte, ward er ſelbſt ſich der Eindrücke um ſo deutlicher bewußt, prägten ſich ſeine Erinnerungen ihm um ſo feſter ein, und bald ward es ihm zur Gewohnheit, zum Bedürfniß, für Helene ſeine täglichen Erlebniſſe aufzuzeichnen.

So entſtand ein geiſtiger Verkehr zwiſchen Friedrich und der Gräfin, der ihn mehr und mehr beſchäftigte und erfüllte. Während er zum erſten Male ſich mit Ruhe in die Tiefen des eigenen Weſens verſenkte und dort Schätze und Kräfte gewahr ward, die er früher in ſich nicht gekannt hatte, glaubte er, es ſei Helene, welche in ihm die dichteriſche Fähigkeit erzeuge. Ihr meinte er danken zu müſſen, was er doch ſelbſt beſaß und mit hingebender Freude für ſie ver-

wendete. Alles, was er in dieſen Zeiten ſchrieb, ſeine Tagebücher, ſeine Briefe, waren bald Dithyramben, bald Elegien, alle prieſen ſein Glück, prieſen Helene, beklagten ihre Trennung und trugen alle unverkennbar den Stempel des dichteriſchen Genius.

Sich einer Kraft bewußt zu werden, iſt das eigentliche Glück. Friedrich genoß es mit jugendlicher Freude. Vor den Meiſterwerken griechiſcher Kunſt, vor den blühenden Schöpfungen Titian's und Rafael's lernte er empfinden, daß er ſelbſt ein Künſtler ſei, ward der Gelehrte plötzlich zum Dichter. Aber gerade die antike Kunſt erſchloß ihm die Weisheit griechiſchen Lebens, das Verſtändniß jener einfachen, auf das Sichtbare, auf das Diesſeitige gerichteten Weltanſchauung.

Getheilt zwiſchen archäologiſchen Studien und eigenem Schaffen, im Umgange mit Feldheim und Richard, die ſeinen Sinn für das Schöne und das Praktiſche entwickeln halfen, im Genuſſe einer ſüdlichen Natur, im Verkehr mit einem Volke, in welchem er noch ſo viel antike heidniſche Elemente geſunder Kraft und lebendigen Schönheitsſinnes

mit Freuden wiederfand, floſſen Friedrich's Tage in ſteigender Luſt dahin. Er lebte nur für ſich und für die entfernte Freundin. Seine Briefe an Auguſte wurden ſeltener. Was ihn bewegte, was ihn beglückte, durfte er ihr nicht ſagen. Scheute er ſich doch ſelbſt vor Erich davon zu reden.

Die Antworten, welche er auf ſeine ſpärlicheren Mittheilungen aus der Heimath erhielt, bewieſen aber dennoch, daß ſeine veränderte Stimmung, ſeine neue Lebensluſt, den Zurückgebliebenen bemerklich geworden waren. Ihre Ermahnungen, der Heimath zu gedenken, in der Poeſie des Südens nicht der nothwendigen Lebensproſa und der ernſteren Lebensverhältniſſe des Nordens zu vergeſſen, verſtimmten ihn mehr und mehr. Jede ſolche Ermahnung trübte ihm Tage, deren kurze Dauer er nur zu gut berechnen konnte. Während Auguſte ihn mit den Schilderungen der winterlichen Stille ihres Dorfes und ihres mannigfachen häuslichen Treibens an die Heimath zu feſſeln glaubte, während ſie ihm zu dieſem Ende ſelbſt die alltäglichſten Vorkommniſſe und Verdrießlichkeiten ihrer Exiſtenz mit ausführlicher Wichtigkeit

ſchilderte, ſteigerte ſie ſeinen Widerwillen gegen dieſelben, ſeine Scheu vor der Beengung ſeines früheren Lebens. Und der Enthuſiasmus, mit dem er ſich der jetzigen Einſamkeit, der Freiheit und Helenen hingab, wurde noch erhöht durch den Gedanken, wie bald er vielleicht dies Alles für ewig aufzugeben habe.

Er wollte es auskoſten das Glück dieſes italiſchen Lebens, und nicht daraus erweckt werden, ehe der unerbittliche Tag des Scheidens für ihn anbrach, ihn aus ſeinem Paradieſe zu vertreiben. Der Egoismus der Selbſterhaltung war über ihn gekommen, deſſen keines Künſtler Natur entbehren kann. Die Nothwendigkeit ſich und den Genius in ſich zu erretten, brachte das Bedauern zum Schweigen, mit dem er Auguſtens und der verlaſſenen Heimath nur zu oft gedachte.

So abgeſchloſſen in ſich ſelbſt, allein auf ſein Bedürfen geſtellt, beglückt durch ſein Verhältniß zu Helenen, hatte er mehrmals den Vorſatz gehabt, ſich dem Doctor und Cornelien mitzutheilen, aber die keuſche Scheu eines Werdenden hatte ihn davon abgehalten. Als jedoch der Doctor ihm in warmer

Vaterfreude die Geburt ſeines erſten Kindes und Corneliens Geneſung meldete, da erſchloß ſich vor dem Glück der alten vielbewährten Freunde die Seele Friedrich's, und mit erneuter Hingebung ward der lange zwiſchen ihnen unterbrochene Verkehr wieder aufgenommen.

Als Friedrich's Antwort den Freunden die erwünſchte Kunde von ſeinem Leben und Ergehen brachte, ruhte Cornelie nach fleißiger Arbeit von ihrem Tagewerke aus. Zurückgekehrt in ihren Seſſel, blickte ſie mit ſeligem Frieden zu ihrem Töchterchen hinab, das in einem Korbe an ihrer Seite geſchlummert hatte, und nun erwachend, in träumeriſchem Behagen die kleinen Glieder dehnte.

Der Doctor war noch nicht zu Hauſe. Sein Verlangen nach einer ihm gemäßen Thätigkeit, und die Anſprache kranker Landesleute hatten ihm auch in der Fremde bald wieder eine ärztliche Kundſchaft gebildet, die einen großen Theil ſeiner Zeit ausfüllte. Daß ſich die Flüchtlinge vorzugsweiſe gern an ihn wendeten, war durch ſeine Verhältniſſe geboten, und wie er ihr Beiſtand war in

aller Leibesnoth, ſo ward er auch hier der Berather, ja der Mittelpunkt ſeiner Geſinnungsgenoſſen.

Die Nachricht von den revolutionären Erhebungen in Krakau und in Galizien, die Vorgänge zwiſchen der däniſchen Regierung und ihren deutſchen Unterthanen hatten die Gemüther aufgeregt, die Verbannten und Unzufriedenen von allen Nationen zu neuen Hoffnungen, zu unruhigem Thatendurſte angetrieben. Polen, Italiener, Deutſche, die im Exile lebten, franzöſiſche Republikaner, welche ſich unter der Herrſchaft Louis Philipp's und unter ihrem entſittlichenden Einfluß in der Heimath nicht heimiſch zu fühlen vermochten, ſie Alle waren in Bewegung. Der ſchwere Druck, der auf ihnen gelaſtet hatte, machte ihre Pläne hochfliegend, und da ſie die Kräfte und Wünſche der im Vaterlande Zurückgebliebenen nach dem eigenen Empfinden maßen, erwarteten ſie mit Zuverſicht, was ihre Sehnſucht erwünſchte. Nur der Doctor vermochte dieſe Hoffnungen nicht zu theilen, und faſt immer kehrte er ſorgenſchwer nach Hauſe zurück, wenn er mit den Häuptern der Emigration zuſammen geweſen war.

Auch an jenem Tage wußte Cornelie ihn in einem Club beſchäftigt, und vielleicht niemals hatte ſie eifriger auf den fortrückenden Zeiger der Uhr geſehen, als heute, da ſie ihm das Kind noch vor dem Einſchlafen in aller ſeiner Lebensfriſche zu zeigen wünſchte. Sie hatte es von ſeinem Lager aufgenommen und hielt es auf den Knieen, als ſie Schritte auf dem Vorſaal hörte.

Ein ſeliges Lächeln flog über ihr Geſicht, während ſie ſich zu der Kleinen niederbog. „Strecke nur noch einmal Deine lieben Händchen ſo empor, wenn Dein Vater kommt, mein ſüßes Kind!“ bat ſie ſchmeichelnd, und das Gefühl der Freude, mit dem ſie in des Lieblings Augen ſchaute, war ſo mächtig, daß ſie ſich der Thränen nicht erwehren konnte.

In dieſem Momente trat der Doctor ein. „Iſt ſie noch wach?“ fragte er, und richtete des Kindes Köpfchen mit der Rechten empor, während er die Linke um Corneliens Nacken ſchlang. Da hob die Kleine, als hätte ſie der Mutter Bitte verſtanden, die runden Aermchen in die Luft und

ſah mit ihren großen ſchwarzen Augen zu dem Vater auf.

„Das hat ſie heute gelernt!“ rief die Mutter. „So frei hat ſie die lieben Glieder nie vorher bewegt. Und ſieh! wie gut ſie iſt. Ich bat ſie, daß ſie Dich begrüßen ſollte. Wie ſchön hat ſie's gethan.“

Der Doctor hatte ſich, Hut und Stock auf den Teppich legend, hingekniet und küßte das Kind. „Ob Du nicht wirklich glaubſt“, ſagte er lächelnd, „das Kind habe Deine Bitte erhört, Deinen Willen gethan?“

„Ich glaube Alles, Alles, worin die Liebe und ihre magnetiſche Kraft ſich offenbart!“ rief Cornelie. „Es iſt ja unſer, dieſes holde Leben, unſer Geſchöpf! Unſer Wille belebte ſie, mein Leben nährt ſie bis auf dieſe Stunde ganz allein; wie ſollte mein tiefſtes Sehnen nicht die Macht beſitzen, ihre kleinen, willenloſen Glieder zu bewegen? Wie ſollte der Mutter verſagt ſein, mit ihrer Liebe magnetiſch einzuwirken auf ihr Kind? — Sieh! ſie wird es gleich noch einmal machen!“

Dabei bog ſie ſich hernieder und wiederholte

tändelnd: „Guck' den Papa an, Martha! Gieb ihm Deine Händchen!“ und angeregt durch Ton und Blick, die ſie zu empfinden begann, machte die Kleine abermals die ihr neue und behagliche Bewegung.

Die Mutter lachte hell auf vor Freude. Ueber das Geſicht des Doctors aber glitt der Ausdruck einer tiefen Rührung, und mit bewegter Stimme ſagte er: „Du wirſt mit Deiner Liebe mich an jedes Liebeswunder glauben machen, und wie ſollte das Kind mich nicht lieben, das mich mit Deinen treuen Augen anſieht?“

Cornelie umſchlang ihn. Sie hatte ihr Haupt an das ſeine gelehnt, das Kind ruhte zwiſchen ihnen. Beide Gatten ſchwiegen. Die höchſte Liebe findet keinen Ausdruck für ſich in der Beſchränkung der Sprache, das Unermeßliche iſt in Worte nicht zu bannen.

Eine Bewegung der Kleinen unterbrach die Andacht dieſes Glückes. Der Doctor ſtand auf, küßte Weib und Kind und ſagte: „Bleibt mir leben!“ aber der Ton, mit dem er dieſe Worte ſprach, hatte die Inbrunſt des Gebetes.

Auch die Mutter hatte ſich erhoben. Sie hüllte die Kleine in ihre Tücher ein und trug ſie in das Nebenzimmer, ſie für die Nacht zur Ruhe zu bringen. Als ſie nach einer Weile wiederkehrte, ſaß der Doctor, ſichtlich erquickt durch die nöthige Ruhe, am Kamine.

„Komm!“ rief er Cornelien entgegen, „komm, ſetze Dich zu mir, ich habe in Dein Manuſcript geblickt, Du haſt viel gearbeitet, Du wirſt auch müde ſein! und Martha ſtört Dir doch die rechte Nachtruhe, armes Weib!“

„Ich fühle das nicht!“ entgegnete ſie heiter. „Wenn ich ihre kleine Stimme höre, wenn ich höre, daß ſie lebt und daß ſie mein bedarf, ſo empfinde ich eine Wonne, die mich kräftigt, wie der beſte Schlaf.“

„Das Naturgemäße kann den Geſunden freilich nicht ermüden! und geſund biſt Du jetzt, geſund an Leib und Seele!“ beruhigte der Doctor ſich ſelbſt, indem er mit Freude in das blühende Antlitz, in die ſtrahlenden Augen ſeines Weibes ſchaute.

„Was könnte mir auch fehlen! Ich habe

Dich, ich habe unſer Kind und habe Arbeit! das iſt höchſte Lebenserfüllung und die allein macht geſund!“ entgegnete Cornelie, fügte aber nach einer Weile hinzu: „Heute indeß fühle ich mich doch angegriffen!“

„Angegriffen? und wovon?“ forſchte der Doctor.“

„Von der Arbeit!“ ſagte ſie. „Es iſt ein eigen Ding um ſolches Schaffen! Immer wieder werde ich dabei an Göthe's Zauberlehrling erinnert. Da ruft man mit der göttlichen Machtvollkommenheit freier Schöpfungskraft die Geſtalten aus dem Nichts hervor, und nun ſtehen ſie vor uns und fordern ihr Genügen, fordern Spielraum für ihr Daſein, ihre Thatkraft, fordern eine ihrer innern Nothwendigkeit gemäße Entwicklung. Und ſie dürfen das fordern, denn auch ſie leben, auch ſie ſind Menſchen, und ihr Daſein hat unleugbar eine beſtimmte, fortzeugende Kraft.“

Der Doctor lächelte. „Lache nicht darüber!“ rief ſie eifrig. „Es iſt mein heiliger Ernſt. Glaubſt Du nicht ſelbſt, daß Werther, daß Wilhelm Meiſter und Natalie, daß Indiana und Corinna, daß Hunderte von den dichteriſchen Geſtalten aller

Nationen, lebendiger, lebenzeugender, fortwirkender geweſen ſind, als Millionen jener Dutzend-Menſchen von Fleiſch und Blut, die neben uns in Frack, in Mantel und in Ballputz ihr Leben gedankenlos verſchwenden?“

„Unbedenklich!“ ſagte der Doctor.

„Und nun,“ fuhr Cornelie immer lebhafter fort, „nun drängen ſie auf uns heran, nun fordern ſie ihr Recht! Je näher das Ende herannaht, um ſo unerbittlicher! Jeder hat einen Anſpruch, Jeder bedarf der Befreiung, des Abſchluſſes, ſei es durch den Tod oder durch einen gewonnenen Standpunkt, von dem aus er fortleben, auf dem er ſich ſelbſtthätig erhalten kann in der Erinnerung des Leſers. Da ſteht man denn und findet, wie am Lebensende, was man noch Alles zu thun hätte, was man verſäumt, was man verfehlt hat. Der ganze warme Schöpfungsdrang wird ein Schmerz, ein Ungenügen, und ohnmächtig klammert man ſich an ſein redlich Wollen, wie an einen letzten Troſt!“

Sie hielt einen Augenblick inne, dann ſagte ſie aufſeufzend, während ihr die Thränen in die

Augen traten: „Wie furchtbar muß es ſein, wenn man ſeinen Kindern keine freudige Lebensentwicklung zu bereiten vermag! — Wenn Martha uns deſſen jemals anzuklagen hätte, es wäre mir der allerſchwerſte Fluch.“

Der Gedanke an ihre eigene Jugend mochte ſie dabei überkommen, denn ſie ſchauerte zuſammen und ſchmiegte ſich an ihren Mann, der ſie liebevoll in ſeinen Arm nahm. Auch er war nachdenkend geworden.

„Eine freudige Lebensentwicklung!“ wiederholte er. „Wie ſoll ſie gedeihen in Mitten einer Civiliſation, der alle Bedingungen dafür fehlen? Wie kann der Einzelne zu ſeinem Rechte kommen, zur Entwicklung ſeiner ganz beſonderen Anlagen, zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, in Staatsverfaſſungen, die mit der Unbefangenheit der Uncultur nur die beiden Gegenſätze gut und böſe, nur das blinde Entweder Oder anerkennen? die Alles unter feſtgegliederte Regiſter bringen, und nach Schablonen Urtheile fällen und Geſetze geben?“

„Du biſt verſtimmt,“ ſagte Cornelie, „und

warſt es ſchon, als Du nach Hauſe kamſt. Was haſt Du beſter Mann?"

„Mich bekümmern die Revolutionen, deren Ausbruch für den ganzen Continent und deren Fehlſchlagen und Ende ich deutlich vor mir erblicke!"

„Soll ich auch Dich entmuthigt ſehen?" rief Cornelie im Tone eines klagenden Vorwurfs. „Willſt auch Du den Glauben verlieren an den endlichen Sieg der Vernunft?"

Der Doctor richtete ſich auf. „Ich verdiene es, daß Du mich ſchiltſt!" ſagte er. „Leicht Errungenes verwöhnt! — Aber ſeit ich Dich beſitze, ſeit ich in Dir und unſerm Kinde kennen lernte, wie einfach, wie leicht zu finden die Bedingungen des Glückes ſind, ſeitdem hat mich noch tieferer Zorn ergriffen gegen jede Verkümmerung deſſelben, gegen eine Civiliſation, welche für ſo Viele die Begründung und das Gedeihen einer Familie unmöglich macht. Ich bin ungeduldig worden!"

„Ungeduldig? Du?" fragte Cornelie. „Du, der mich lehrte, das Leben im Augenblicke erſchöpfend zu genießen, und es doch nicht nach ſeinen Tagen und Monaten zu zählen. Du, der

mich lehrte die Geſchichte der Menſchheit im Zuſammenhange zu betrachten, um ſich an ihrer fortſchreitenden Erhebung zu tröſten über das augenblickliche Mißlingen? — Du darfſt nicht ungeduldig ſein, auch nicht aus Menſchenliebe!“

Der Doctor küßte ſie. „Du treues Herz!“ rief er, „das mich zur rechten Stunde immer auf mich ſelbſt zurückführt, denn nur aus unſerm eigenſten Erkennen erwächſt uns Muth und Kraft. Und doch wird es mir immer ſchwerer, die nutzloſen Anſtrengungen zu betrachten, mit denen die Völker ſich in Empörungen, in politiſchen Revolutionen vergebens erſchöpfen, wo nur eine neue Weltanſchauung und die aus ihr hervorgegangene ſociale Neugeſtaltung aller Zuſtände Erlöſung bringen können. So lange die Menſchen ihre Leiden, ſo lange ein Volk den Druck, unter dem es ſchmachtet, als eine Schickung der Vorſehung ertragen — bringt keine Revolution ihnen Befreiung und Erlöſung, und das umſonſt vergoſſene Blut, das umſonſt heraufbeſchworne Elend bedrücken mir die Seele!“

Bei den letzten Worten des Doctors war

Larſſen eingetreten. Er hatte ſie noch gehört, und mit der ihm eigenthümlichen Neugier ſah er bald Cornelie, bald den Doctor an, bis er ſich niederließ und ſich zu fragen entſchloß, wovon man eben jetzt geſprochen habe.

Cornelie ſagte es ihm. Larſſen ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Es altert doch Jeder!“ ſagte er mit ſeinem heiſern Lachen, „auch Du wirſt pedantiſch. Doctor! Du nimmſt die Sachen viel zu ernſthaft, viel zu buchſtäblich!“

„Was ſoll das heißen?“ fragte der Doctor.

„Schickung! Vorſehung!“ ſpottete Larſſen, „das klingt muhamedaniſch, das klingt fanatiſch, das klingt ergeben! Aber wo ſteckt dieſe Ergebung in der Chriſtenheit? Glaubſt Du wirklich daran, daß irgend ein Chriſtenmenſch ſo ergeben iſt, die Schickungen der Vorſehung ohne Weiteres zu ertragen?“

„Glauben Sie es nicht?“ forſchte Cornelie.

„Nein! ganz und gar nicht; denn jeder Blick in die Zeitungen lehrt uns das Gegentheil, lehrt uns, daß die Menſchen nichts weniger als blind ergeben ſind, wo es ihre Intereſſen gilt, und was

es mit ihrer Fügung in den Willen der Vorsehung auf sich hat, die Du für so bedenklich hältst."

Der Doctor liebte es nicht, mit Larssen über diese Gegenstände zu verkehren, weil demselben der sittliche Ernst gebrach, aus dem das Gemeingefühl für die Menschheit, aus dem jene religiöse Stimmung hervorgeht, die den Doctor in allem seinem Handeln belebte. Cornelie aber, der es in diesem Augenblicke nur daran gelegen war, den geliebten Mann zu erheitern, fragte Larssen, was er mit seinen Bemerkungen über die öffentlichen Blätter meine.

„Haben Sie nie bedacht, wie die Leute sich zu schützen suchen gegen den harten Willen der Vorsehung?" rief er lachend. „Die Mehrzahl der Menschen rühmt sich ihrer Ergebung, sieht Noth und Tod, sieht Blitz und Hagelschlag, Feuer- und Wassergefahr als heilsame Strafgerichte an, aber sie versäumen doch nicht, sich diesen heilsamen Strafen möglichst zu entziehen. Sie versichern sich gegen Schiffbruch, gegen Blitz und Hagelschlag und Feuer. Sie sehen ihren Tod als eine höhere Fügung an. Trotzdem versichern

ſie ihr Leben, um die höhere Fügung möglichſt unſchädlich für die Ihrigen zu machen, und wäre ich Fürſt, wäre ich Haupt einer Kirche, wäre ich der Papſt — — alle Aſſecuranzen würde ich verbieten. Sie taſten den Glauben an, ſie vernichten die Unterwerfung unter eine höhere Fügung, unter Strafgerichte. Sie zerſtören den Glauben, in dem allein die Tyrannei den Beweis ihrer Berechtigung und die Hoffnung ihres Dauerns finden kann! Sie ſind ſtaatsgefährlich und unchriſtlich, ſie ſind geradezu atheiſtiſch!“

Er rieb ſich dabei, während er ſich an den Kamin ſetzte, vergnügt die Hände. Der Doctor lächelte unwillkürlich über den Einfall, Cornelie aber ſagte: „Laſſen Sie das Regine nicht hören!“

„Regine!“ rief Larſſen. „Keine Folter ſollte mir in ihrer Gegenwart eine Sylbe entlocken, die ihren rührenden Glauben trüben könnte. In dieſem Glauben liegt ja ihre Macht! Weil ſie ein frommes, gottvertrauendes Kind geblieben iſt, trotz den ſchmerzlichſten Erfahrungen des Weibes, darum geht ſie feſten Schritts einher, wo Andere bangen, wo Andere ſtraucheln. Weil ſie ihr Ta-

lent als eine Gnade Gottes anſieht, ihr gegeben zur Erlöſung von dem Uebel, darum iſt ſie ſo heilig ernſt in ihrer Kunſt, darum iſt jeder Ton aus ihrer Bruſt ein wahres Loblied ihres Gottes!“

Er war plötzlich in eine ganz andere Stimmung gerathen und verſank in Schweigen. Der Doctor ließ ihn eine Zeitlang gewähren. Dann klopfte er ihm auf die Schulter und ſagte: „Freund Larſſen, ich habe Dir es lange ſagen wollen, denke an Dich ſelbſt! Niemand iſt ſo alt, daß er nicht durch ſein Herz noch leiden könnte. Hänge nicht Dein ganzes Sein an Regine. Sie hat noch Anſprüche an das Leben, und — —“

„Still!“ rief Larſſen mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Still! ich weiß das Alles, Alles! Es wäre ja Wahnſinn! Rede nicht davon! Wer denkt auch daran! — Bisweilen — freilich bisweilen!“ Er ſtieß die einzelnen Worte mit leidenſchaftlicher, unterdrückter Bewegung hervor. Plötzlich ſtand er auf und ſagte mit gewaltſamer Faſſung: „Ja, ich liebe ſie, dieſe Offenbarung aller Schönheit! Ich könnte ein Verbrechen begehen, ſie zu ſchützen. Ich fühle mich reich durch die nie

raſtende Sorge um ſie!“ Er hielt wieder inne und ſprach dann nach einer Pauſe: „Nun wißt Ihr's — ſchweigt davon!“

Sein ganzes Weſen war geläutert in dem Augenblicke. Ein Adel, eine Energie, wie Niemand ſie je an ihm geſehen, hoben ſeine Geſtalt und ſeinen Ausdruck. Den Idealismus, den der Jüngling in ſich zerſtört, hatte der faſt fünfzigjährige Mann wiedergefunden. Er ging langſam im Zimmer auf und ab. Die Freunde betrachteten ihn mit tiefer Theilnahme. Endlich blieb er ſtehen und fragte: „Wo bleibt ſie aber? Es iſt bald acht Uhr!“

Und kaum hatte er das geſagt, als Regine in vollem Schmuck hereintrat, ſich zu einem Hofconcerte zu begeben.

Ein weißes Atlasgewand floß in glänzenden Falten um ihren ſchlanken, vollen Körper, reiche Spangen umgaben ihre Arme und hielten die Aermel zurück, während ein Stirnband von Brillanten ihr Haar einſchloß.

„Wie ſchön ſie iſt!“ rief Larſſen.

Auch der Doctor und Cornelie blickten ſie mit Freude an; ohne jedoch ihr Erſtaunen zu beachten

fragte Regine: „Schläft die Kleine ſchon?“ und als die Mutter es bejahte, verließ ſie das Gemach, das Kind noch zu ſehen, ehe ſie ſich entfernte.

Cornelie und der Doctor folgten ihr nach. Larſſen blieb in der Thüre ſtehen. Aber als die Mutter mit leiſer Hand den Vorhang aufhob, unter dem ihr Liebling ſchlummerte, als die ſchöne, königlich geſchmückte Regine ſich niederkniete, das Händchen der ſchlummernden Kleinen noch mit leiſem Kuſſe zu berühren, und der Vater von der andern Seite herzutrat, ſich zu laben an dem Anblick ſeines Kindes, und Niemand Larſſen rief, und Niemand an ihn dachte, da konnte er plötzlich die Freunde an der Wiege nicht erkennen. Es ſchwamm ihm vor den Augen, er nahm die Brille ab, die unwillkommene Thräne zu entfernen.

„So viel Liebe—und Niemand, der ſie braucht!“ ſagte er kaum hörbar zu ſich ſelber, während der Wagen vorfuhr und Regine ſich ſchnell erhob, um ſich nach dem Schloſſe zu verfügen.

Scherzend und lächelnd geleitete Larſſen ſie die Treppe hinab. Er ließ es ſich nicht neh-

men, ihr ſelbſt die Mantille umzugeben, die der Diener bereit hielt. Er machte ihr den Wagenſchlag zu, und hatte noch eine Menge Warnungen und Bitten auszuſprechen, ſich doppelt vor Erkältung zu verwahren, da ihre Reiſe nahe ſei, ehe er den Wagen fahren ließ, dem er ſo weit er konnte mit den Augen folgte.

Es war nämlich das letztemal, daß Regina während dieſer Saiſon in Paris zu ſingen hatte, und nur einige Tage der Raſt wollte ſie ſich gönnen, ehe ſie nach London ging, wohin ſie engagirt war. Da ſie fortdauernd ein Hausgenoſſe ihrer Freundin geblieben, ſahen Cornelie und der Doctor mit Bedauern ihrer Entfernung entgegen, und begierig, der Scheidenden noch froh zu werden, war man auch an dieſem Abende übereingekommen, Regina zu erwarten, die gleich nach beendetem Geſange heimzukehren verſprochen hatte. Der Doctor aber war genöthigt, ſich nochmals zu entfernen, um einen ſchwer Erkrankten zu beſuchen, und Cornelie und Larſſen blieben ganz allein zurück.

Sie hatten ſich behaglich niedergelaſſen, es

war Thee aufgetragen worden, indeß ſo ſehr Larſſen es ſonſt liebte, den Thee zu bereiten, ſo vergaß er es heute dennoch. Er war ſehr ernſt, auch Cornelie blieb nachdenklich, und wie es in ſolchen Stimmungen zu geſchehen pflegte, wendete ſich die Unterhaltung in die Vergangenheit zurück. Der Brief Friedrich's bot dazu den nächſten Anlaß und Cornelie theilte dem alten Freunde Pleſſen's Uebertritt zum Katholicismus mit.

„Ich habe das Wort Göthe's in früheren Jahren nie verſtehen können," ſagte ſie, nachdem ſie Alles berichtet, was Friedrich ihr geſchrieben hatte, „ich habe das Wort nie verſtehen können, daß Göthe ſich ſelbſt hiſtoriſch geworden ſei. Nun mache ich die Erfahrung an mir ſelber, was es damit auf ſich hat. Meine Verlobung mit Pleſſen, die Irrthümer, durch die ich gegangen bin, liegen mir ſo fern, daß ich mich daran erinnern muß, wie ſehr ſie Theile meiner Entwicklung geweſen ſind, um ſie noch als mein eigen zu empfinden. Manchmal erſcheint mir das wie eine ſchlimme Vergeßlichkeit. Ich tadle mich, daß ich Pleſſen kaum noch im Zuſammenhange mit mir zu denken vermag, ich

werde mißtrauiſch gegen mein Herz — und doch dünkt mich jedes Erinnern nutzlos, das Nichts mehr in uns zu ſchaffen fähig iſt."

„Das iſt es auch!" bekräftigte Larſſen. „Sie aber als Dichter müſſen noch ganz beſonders die Erfahrung gemacht haben, wie vollkommen die Zuſtände ſich von dem Menſchen los löſen, die er ſich gewöhnt hat, ſchaffend mit ſelbſtloſem Auge zu betrachten!"

„Ja!" erwiderte ſie, „und darin liegt das befreiende der Dichtung. Die Eigenliebe vergrößert ſonſt Alles, was uns ſelbſt betrifft, wir verlieren den Maßſtab für unſere Leiden, wie für unſere Freuden. Dieſe Uebertreibung giebt ſich auch in der Sprache des Ungebildeten, des ganz auf ſich geſtellten Menſchen kund, der niemals an eine Vergleichung ſeiner Zuſtände mit denen der Anderen gedacht hat. Dem Ungebildeten, ſo wie dem Kinde, iſt Alles unerhört, ungeheuer, furchtbar, oder einzig und wundervoll, was ihn ſelbſt betrifft, und nirgend fühlt man die Selbſtſucht des gewöhnlichen Menſchen und die Uncultur des Dichters leichter heraus, als in der Maßloſigkeit ſeiner Beiwörter."

„Sie haben viel an ſich erzogen in dem Punkte,“ meinte Larſſen, „aber auch Regina hat das gethan, denn alle Kunſt neigt in ihren erſten Anfängen aus Unbildung zur Uebertreibung. Wäre Regina bei der Leidenſchaftlichkeit ihrer erſten künſtleriſchen Leiſtungen geblieben, ſo würde ſie ſich in kurzer Friſt aufgerieben haben.“

„Ach!“ rief Cornelie, „das iſt ſo natürlich. Sie können es nicht wiſſen, was ein Weib in ſich zu überwinden hat, ehe es mit einer Leiſtung, mit einem Kunſtwerke vor das Publikum hintritt, ehe es ſein inneres Leben dem kalten Auge fremder Menſchen bloßlegt!“ Sie verſank in Nachdenken, die Erinnerung an ihre erſten dichteriſchen Verſuche ging an ihrem Geiſte vorüber.

„Als ich mein erſtes Werk verfaßte,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „da fühlte ich noch jene Erbitterung gegen die Verhältniſſe im Vaterhauſe, da glaubte ich noch das Opfer einer unerhörten Tyrannei, der Spielball nie dageweſener Verhältniſſe und Verwicklungen zu ſein. Als Regina zuerſt in der Rolle der Donna Anna auftrat, brannte noch der ganze Schmerz ihres Liebesleides in ihr,

wähnte ſie noch Untragbares geduldet zu haben. Die dichteriſche Kraft hatte ſich in beiden Fällen des perſönlichen Geſchicks bemächtigt, hatte es in ſeiner Schwere übertrieben, und Jede von uns fühlte nur die Nothwendigkeit, ſich des langgehegten, unterdrückten Wehes gewaltſam zu entladen. So entſtand mein erſtes Buch, ſo ſpielte Regine ihre erſte Rolle, die Donna Anna. Wir wurden erlöſt von unſerer Laſt, wie die Mutter erlöſt wird von dem Kinde, das ſie in ſich trägt — durch befreienden Schmerz!"

„Ich verſtehe das," entgegnete Larſſen, „und die theure Regina hat es mir wohl ähnlich ausgeſprochen, dennoch vermag ich den Künſtler nicht zu beklagen."

„Wer fordert das auch?" rief Cornelie. „Wie der Menſch ſich hiſtoriſch wird in ſeinen Erinnerungen, ſo wird der Künſtler ſich ideell, ſich ſelbſt zum Ideal in ſeinen Schöpfungen. Wenn er arbeitet, ſeine künſtleriſchen Geſtalten zu veredlen, zu vollenden, veredelt er ſich ſelbſt. Indem er ſich gewöhnt, das Leben in der Dichtung mit großem Blick zu überſchauen, lernt er das eigene

Geſchick mit Ruhe anſehen, das Verworrene entwirren, das Bewegte beruhigen. Den größten Nutzen von ſeinen Schöpfungen zieht der Künſtler für ſeine eigene Bildung, wenn nämlich die Kunſt ihm das iſt, was ſie jedem ſein ſollte — ein religiöſer Cultus! Ein Cultus, der mit anerkennender Duldung alles Vorhandene zu verſtehen, nach ſeinem Werth zu würdigen trachtet."

„Mißdeuten Sie es nicht," ſagte Larſſen nach kurzer Pauſe, „wenn ſich meine Gedanken immer wieder auf Regina wenden. Was Sie durch Bildung und Reflexion gewonnen haben, dieſe Klarheit über ſich ſelbſt, dieſe vollkommene Ruhe und Sicherheit, die hat Regina noch nicht und —"

„Sie kann ſie nicht haben," unterbrach ihn Cornelie, „denn ihr Leben iſt nicht erfüllt, und nur die Erfüllung erzeugt die Ruhe."

Larſſen antwortete nicht gleich, er ſchien zu ſchwanken ob er ſprechen ſolle, endlich fragte er: „Glauben Sie, daß Regina noch an Erich hängt?"

„Sie war ſein Weib! Kann ſie das je vergeſſen?" erwiederte Cornelie. — Es entſtand eine Pauſe. Cornelie ſah, daß Larſſen noch Etwas

auf dem Herzen hatte, für das er die Worte nicht finden konnte, und ihm zu Hülfe kommend, wünſchte ſie zu wiſſen, was ihn beunruhige.

„Ich ſehe Regina ungern nach London gehen!“ antwortete er ſchnell.

„Und weshalb das?“ fragte ſie. „In ſich gefeſtet, wie ſie iſt, geachtet von Allen, die ſie kennen, verehrt von meinem Bruder, der mit voller Ergebenheit ihr überall zur Seite ſteht, was können Sie da fürchten?“

„Nichts! in dem Sinne gewöhnlicher Befürchtung — Alles für Reginen's Ruhe!“ ſagte er mit Nachdruck. „Aber fragen Sie mich Nichts! Man muß ſolch banges Ahnen nicht in Worte kleiden. Das Wort macht den Gedanken lebendig und ſchafft ihn zur Wirklichkeit um. Mögen alle guten Geiſter ſie beſchützen!“

Drittes Kapitel.

Während Cornelie ſich in ſolcher Weiſe eines ſeltenen Glücks erfreute, Regina auf ihrer ruhmreichen Künſtlerlaufbahn vorwärts ſchritt, und Friedrich ſeines dichteriſchen Talentes und ſeiner Neigung für Helene immer froher wurde, hatten die Verhältniſſe in dem Schloſſe Erich's und in der Pfarre eine weſentliche Veränderung erlitten.

Helenens Abreiſe hatte eine Lücke in Erich's Daſein zurückgelaſſen. Zum erſten Male fand er die Einſamkeit auf ſeinem Schloſſe drückend. Von der ernſten, immer auf ein förderndes Ziel gerichteten Unterhaltung ſeiner Frau, von ihrer immer wachen Reflexion, unter deren Einfluß ſelbſt

auf dem Herzen hatte, für das er die Worte nicht finden konnte, und ihm zu Hülfe kommend, wünſchte ſie zu wiſſen, was ihn beunruhige.

„Ich ſehe Regina ungern nach London gehen!“ antwortete er ſchnell.

„Und weshalb das?“ fragte ſie. „In ſich gefeſtet, wie ſie iſt, geachtet von Allen, die ſie kennen, verehrt von meinem Bruder, der mit voller Ergebenheit ihr überall zur Seite ſteht, was können Sie da fürchten?“

„Nichts! in dem Sinne gewöhnlicher Befürchtung — Alles für Reginen's Ruhe!“ ſagte er mit Nachdruck. „Aber fragen Sie mich Nichts! Man muß ſolch banges Ahnen nicht in Worte kleiden. Das Wort macht den Gedanken lebendig und ſchafft ihn zur Wirklichkeit um. Mögen alle guten Geiſter ſie beſchützen!“

Drittes Kapitel.

Während Cornelie ſich in ſolcher Weiſe eines ſeltenen Glücks erfreute, Regina auf ihrer ruhmreichen Künſtlerlaufbahn vorwärts ſchritt, und Friedrich ſeines dichteriſchen Talentes und ſeiner Neigung für Helene immer froher wurde, hatten die Verhältniſſe in dem Schloſſe Erich's und in der Pfarre eine weſentliche Veränderung erlitten.

Helenens Abreiſe hatte eine Lücke in Erich's Daſein zurückgelaſſen. Zum erſten Male fand er die Einſamkeit auf ſeinem Schloſſe drückend. Von der ernſten, immer auf ein förderndes Ziel gerichteten Unterhaltung ſeiner Frau, von ihrer immer wachen Reflexion, unter deren Einfluß ſelbſt

der Genuß des Lebens niemals zu jener heiteren Unmittelbarkeit und Unbefangenheit gelangte, die ihn allein erfreulich macht, begann er ſich nach jener Einfachheit zu ſehnen, welche ſich harmlos der Empfindung und dem Zuge des Augenblickes überläßt. Er fühlte ſich alt werden unter dieſem Einfluſſe ſeiner Gattin. Es war ihm, als ſei er ſich ſelbſt entfremdet, wenn er überall nur den Maßſtab des Zweckmäßigen, des Würdigen anlegen, und alle Handlungen, die eigenen wie die fremden der unerbittlichen Kritik unwandelbarer Geſetze unterwerfen ſollte. So ſchmerzlich ihm die Fehltritte der Gräfin waren, hatte dennoch ihre Schuld wie ihre Reue ihn nur noch feſter an ſie gekettet. Ihr weibliches Irren, ihre Sehnſucht nach Buße ließen ihm das Frauenherz in ſeiner Schwäche nur noch ſchöner und rührender erſcheinen.

Die Wärme, in welcher Friedrich und die Gräfin ihm das Glück ihres Wiederfindens ſchilderten, die Jugendfriſche, die aus den Briefen und Poeſien des Reiſenden hervorleuchtete, verſtärkten Erich's Sehnſucht nach wechſelnder Anregung, nach

Schönheit und Genuß. Seine Erinnerungen verweilten immer länger bei ſeinem früheren Leben in der großen Welt, ſeine Stimmung ward mißmuthig, und Sidonie, ſtets darauf bedacht, in ſich und in ihrer Umgebung keine Charakterfehler aufkommen zu laſſen, ſtellte ihn darob zur Rede, als er ihr eines Tages beſonders übler Laune ſchien.

„Ich habe Helenens Anweſenheit nicht umſonſt gefürchtet," ſagte ſie. „Es iſt ein böſer Geiſt mit ihr in unſer Haus gekommen, und ich verdiente nicht Deine Frau zu ſein, machte ich Dich nicht aufmerkſam auf die Veränderung, die ſie in Dir erzeugt hat. Glaubſt Du, ich fühle nicht, daß ſie Dich wieder hineingezogen hat in eine Richtung, die Du ſelbſt mißbilligteſt? Glaubſt Du, ich empfinde es nicht, daß Alles, was Dich hier ſo edel und ſo liebevoll umgiebt, Dir gering erſcheint gegen die Aeußerlichkeit ihres Daſeins? Du langweilſt Dich in Deinem eignen Hauſe!"

„Solche Ermahnungen machen es freilich weder unterhaltend noch angenehm!" bemerkte der Baron.

Sidonie fuhr auf, unterdrückte aber ihre Be-

wegung ſchnell. Ihr Gatte ſah es und bereute die gethane Aeußerung. Er ſtand auf, ging zu ihr hin und ſagte: „Vergieb mir das Wort! es war nicht ſo bös gemeint. Du magſt Recht haben, Du biſt verſtändig und gut, aber Dir fehlt die Klugheit eines liebevollen Herzens, die Helene in ſo hohem Grade beſitzt. Heute grade, da ich in der That verſtimmt bin, hätteſt Du mich nicht mahnen ſollen, daß ich Unrecht habe, es zu ſein!“

Die meiſten Menſchen finden in einem ſolchen Zugeſtändniß nicht die Aufforderung, den Fehler des Andern freundlich zu ertragen, ſondern die Berechtigung, ihn noch härter zu rügen. Auch Sidonie beging den Mißgriff. „Ich würde Dich und mich erniedrigen,“ ſagte ſie, „wollte ich Dich behandeln, wie Helene alle Welt behandelt!“

„Beſäßeſt Du ihre rückſichtsvolle Schonung,“ meinte Erich, „ſo würdeſt Du viel leichter Deine guten Abſichten erreichen.“

„Wer ſich der Schonung nicht bedürftig weiß, braucht ſie nicht ſo ſchmeichelnd zu üben!“ entgegnete Sidonie. „Und Du würdeſt mich überhaupt verbinden, wollteſt Du Helene nicht immer

zu Vergleichungen mit mir benutzen. Unſere Art und unſere Wege ſind wirklich gar zu ſehr verſchieden!"

Erich ward bleich, die Ader auf ſeiner Stirn ſchwoll zornig an. „Danke es der Achtung, die ich vor unſerer Ehe habe," ſagte er, „daß ich Dir hierauf nicht erwiedere, wie Du's verdienſt. Du ſprichſt von meiner Schweſter, und Du weißt, daß ich Helene liebe!"

Er wollte das Zimmer verlaſſen, in dem Augenblicke kam der Knabe herein. Sein Daſein ſchien Sidonie auf andere Gedanken zu bringen. „Geh nicht ſo von mir, Erich!" bat ſie in milderem Tone, „laß uns verſtändig ſein!"

Der Baron ließ ſich auf einem Sopha nieder, Sidonie blieb auf dem andern ſitzen, der Knabe kramte ſeine Bücherkaſten auf dem Tiſche aus, ſah aber bald die Mutter, bald den Vater an, als fühle er, daß irgend Etwas vorgegangen ſei. Das ward Erich peinlich. „Geh auf Dein Zimmer, lieber Junge!" ſprach er.

„Darf ich nicht hier bleiben, Papa?"

„Mama und ich haben Etwas zu ſprechen, was Du nicht hören ſollſt!“ bedeutete der Vater.

„Ihr ſprecht ja nicht! Ihr ſeid ja ſtill!“ wendete der Sohn ein und fügte dann, von dem Unbehagen der Scene ergriffen, hinzu: „Ich will doch lieber gehen!“ damit packte er ſeine Bücher zuſammen und entfernte ſich.

Erich war bewegt. Er ſetzte ſich zu Sidonie. „Wir werden das Leben des armen Jungen und unſer eigenes verbittern, wenn wir uns nicht in einander ſchicken lernen! Laß uns Frieden ſchließen, Sidonie!“ ſagte er.

Die Baronin weinte. Das war eine große Seltenheit. Ihre Thränen erſchütterten Erich deshalb tief. Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie.

„Du läßt es mich ſchwer entgelten,“ ſeufzte ſie, „daß die Ehe den Reiz des Wechſels entbehrt. Das Loos der Frauen iſt hart genug auch ohne das! und doch bin ich zufrieden, nur Du biſt es nicht!“

Der Baron ſchwieg, er ging innerlich mit ſich zu Rathe. Endlich ſprach er: „Du haſt die Schonung heute eine Schmeichelei, und haſt ſie ſonſt

wohl Schwäche und Verweichlichung genannt. Laß uns denn offen mit einander reden, und ſehen, wohin uns dieſes führt."

Sidonie richtete ſich empor und trocknete die Augen.

„Du meinſt, ich fühle mich unbehaglich in den Verhältniſſen, in denen ich hier lebe, und Du haſt Recht, es iſt ſo!" ſagte Erich.

„Ich wußte es ja, daß Du die Welt nicht entbehren kannſt, daß Du Dich ſehnſt —"

„Ich ſehne mich nach Niemand und nach Nichts, als nach Thätigkeit", unterbrach ſie der Baron.

„Thätigkeit? und haſt Du nicht, was Du ſo lebhaft wünſchteſt, die freie Dispoſition über einen bedeutenden Beſitz, die Sorge für Land und Leute, die Erziehung Deines Sohnes?"

„Das iſt keine ausfüllende Thätigkeit!" meinte Erich. „Die wenigen Anordnungen, welche für ſolch einen Beſitz zu treffen ſind, vollführt der Inſpector. Für das Wohl der Leute ſorgen der Paſtor und Du. Der Knabe bedarf der männlichen Hand noch nicht! — Und was will das Alles

ſagen? — Ja! hätten wir ein politiſches Leben wie in England, wäre der Gutsbeſitzer Mitbeſitzer des ganzen Landes, hätten wir wirklich freie Dispoſition und eine für das ganze Land und für das ganze Volk erſprießliche Arbeit, dann würde man ſich ſeiner Kräfte bewußt werden —"

„Ach!" fiel ihm Sidonie in das Wort, „das Eine wünſche nicht! Es iſt ohnehin Verwirrung genug in der Welt. Wünſche nicht, daß auch unſer Vaterland in eine tauſendköpfige Regierungsform hineingezogen werde, die wie eine Hydra des Landes Wohl, das Glück des Einzelnen und der Familien verſchlingt. Debatten in der Regierung, Debatten in der Familie! — Nirgend mehr Harmonie und Einheit, nirgend mehr der Friede des patriarchaliſchen Gehorſams!"

So ernſthaft der Baron zu Anfang des Geſprächs geweſen war, lächelte er plötzlich über den anticonſtitutionellen Eifer ſeiner Frau. Dieſe aber meinte: „Lache nicht, Erich! es wäre nicht gut für uns, würde Dein Wunſch erfüllt, ich fühle das wie eine Ahnung. Unſere Anſichten —"

„Liebe Sidonie! es geht in unſerem Staate

ſo patriarchaliſch als möglich zu," wendete ihr Gatte ein, „und doch handelſt Du, ſobald es Deine Anſichten gilt, den meinigen ſchnurſtracks entgegen."

„Was ſoll das heißen?" fragte ſie.

„Du weißt es ſo gut als ich, was mich in dieſen Tagen ſo verſtimmt macht!" antwortete der Baron. „Die Unterſuchung, welche das Conſiſtorium gegen Friedrich eingeleitet hat —"

„Hat er verſchuldet und verdient!" rief ihn unterbrechend Sidonie.

„Habt Ihr, Du und Auguſte, recht eigentlich heraufbeſchworen!" entgegnete Erich. — „Es iſt ein Unrecht von Dir, es iſt unverantwortlich von ſeiner Frau!"

Die Unterredung hatte damit plötzlich ihren Ausgangspunkt verlaſſen, und beide Gatten ſchienen der Mäßigung, welche ſie bis dahin bewahrt, müde geworden zu ſein.

„Unverantwortlich," meinte die Baronin, „daß die arme Auguſte jedes Mittel aufbietet, ihren Mann zu ſich zurückzubringen? Unverantwortlich, daß ihr in der gerechten Empörung über ſeine Untreue ein Wort des Zornes gegen den Superintendenten

entfahren iſt? Es giebt Leiden und Schmerzen, die Alles rechtfertigen!"

„Du bedenkſt nicht, was Du redeſt!" erinnerte Erich, „und Du würdeſt nicht mit ſo ungerechtem Eifer für Auguſte Partei ergriffen haben, hätte ſie nicht durch Deine Schuld Mittheilungen über Friedrich und Helene empfangen, die Du ſelbſt nur einem Zufalle verdankteſt!"

„Bei einer Frau, welche ſich verrathen ſieht, finde ich Alles erlaubt!"

„Sidonie!"

„Ja!" wiederholte ſie. „Ja! ich darf das ſagen, da es mich ſelbſt gar nicht betrifft. — Friedrich beſingt jetzt die Liebe, läßt Liebeselegien drucken, feiert eine Andere, die Niemand verkennen kann, und hat doch nie gefühlt, daß er ein Dichter war, ſo lange er in der Ehe mit Auguſten lebte."

„War es ſeine Schuld, wenn ſeine Ehe ihn nicht begeiſterte, ihm keine Erhebung, keinen wahren Genuß des Daſeins gewährte?"

„Genuß?" wiederholte die Baronin. „Dem Manne der Genuß, der Frau die Pflicht! das

iſt das alte Wort! Meine Mutter wußte, was ſie that, als ſie mich auf dieſen Grundſatz der Männer vorbereitete, und mich auf die Erfüllung meiner Pflicht verwies."

„Und Du thuſt das Deine, mir Deine Pflichterfüllung nicht zum Genuß zu machen!" entgegnete Erich.

„Soll ich wie eine Buhlerin täglich um die Gunſt meines Mannes werben und ringen? Soll ich als reife Frau noch Jugendlichkeit erheucheln? Soll ich mich putzen, Dir zu gefallen? auf Mittel ſinnen, Dich, der mein iſt, zu feſſeln?"

„Als Braut verſchmähteſt Du das nicht!"

„Die Ehe iſt kein Brautſtand! Sie iſt der Ernſt des Lebens, nicht ſein Spiel."

„Und kann der Ernſt nicht ſchön ſein? kann er nicht mild ſein, Sidonie? Iſt es Schwäche, wenn Du mir gefallen willſt? Iſt es Unrecht, wenn Du Dich meinen Wünſchen, den Anſichten zu bequemen ſuchſt, die meine weitere Einſicht vor Dir voraus hat? Oder ſoll ich mich den deinigen anpaſſen?"

„Sie haben mindeſtens den Vorzug der Unwandelbarkeit für ſich!“

„Unwandelbarkeit iſt Beſchränktheit!“ fuhr Erich heftig heraus, und wie von einem Blitzſtrahl erleuchtet, trat ihm plötzlich klar und hell jene Nacht in das Gedächtniß, in der er ſelbſt ſich ſeiner unwandelbaren Anſichten gerühmt, und der Doctor ihn faſt mit den gleichen Worten zurechtgewieſen hatte.

Jene ferne Vergangenheit und ſeine Gegenwart berührten ſich in dieſem Augenblicke. Das bewegte ihn, und mit milderem Tone ſprach er: „So wie Du, habe ich einſt auch gedacht und das Leben hat mich die Vermeſſenheit jener Worte kennen lehren. Ich bin von Vielem abgefallen — —“

„Und Du wirſt auch von mir abfallen!“ meinte Sidonie, „von mir und von Dir ſelber!“

„Nicht von mir ſelber und nicht von Dir!“ verſicherte Erich feſt und feierlich. „Ich werde Geduld haben, bis Dir beſſere Einſicht kommt. Aber mache mir das Warten neben der Mutter meines Sohnes nicht zu ſchwer!“ Und ohne ihr Zeit zu einer Entgegnung zu laſſen, ſchritt er hinaus.

Sidonie ſah ihm mit Beſtürzung nach. Es lag etwas Trennendes in ſeiner feierlichen Betheuerung, an ihr feſtzuhalten. Die Vorſtellung, er könne daran gedacht haben, ſie zu verlaſſen, ſeine oft ausgeſprochenen Reiſepläne könnten die Abſicht verborgen haben, ihrer Nähe zu entgehen, erſchreckte ſie.

Der Mittag kam heran und noch immer ſaß ſie nachdenkend auf ihrem Platze. Als die Glocke zur Tafel läutete, erhob ſie ſich.

„Ob ich die Kleidung wechsle, wie Helene?“ fragte ſie ſich, denn Erich hatte es an der Schweſter ſtets gerühmt, daß ſie auch in der Einſamkeit des Familienlebens die ſorgfältigen Gewohnheiten der Geſellſchaft beibehielt. Aber eben ſo ſchnell als der Einfall ihr gekommen war, verwarf ſie ihn wieder. „Zu ſolchen Künſten mag ich nicht meine Zuflucht nehmen, was haben ſie Auguſten denn geholfen?“ dachte ſie, als ſie die Pfarrerin unter den Bäumen der großen Allee hervortreten ſah, um in das Schloß zu kommen.

Der Stellvertreter ihres Mannes, der Candidat von Stillberg, ging an ihrer Seite.

Er war ein hübſcher, blonder Mann von dreißig Jahren. Einer angeſehenen Familie angehörig, hatte er einen der jüngeren Prinzen erzogen und dann, im Beſitze einer angemeſſenen Penſion, die Aufforderung angenommen, Friedrich zu vertreten, um in der zeitweiligen Verwaltung dieſes Amtes abzuwarten, bis ſich in der Stadt eine ihm zuſagende Stellung bieten würde.

Seine gute Erziehung, ſein angenehmes Aeußere machten ihn gleich Anfangs in der Heidenbruck'ſchen Familie zu einem gern geſehenen Gaſte. Man ſuchte ihm den Aufenthalt auf dem Lande lieb zu machen, und bald hatte es ſich herausgeſtellt, daß die Frauen in ihm einem entſchiedenen Geſinnungsgenoſſen begegneten. Machte ihnen das ſeine Nähe erwünſcht, ſo ſchien auch er ſich in dem Kreiſe zu behagen, und ſich nach der langen glänzenden, aber oft ſehr drückenden Abhängigkeit aufrichtig ſeiner wieder errungenen Selbſtſtändigkeit zu erfreuen.

Kaum hatte er bemerkt, daß er auf den Beiſtand der Baronin und der Pfarrerin rechnen dürfe, als er, wie er es nannte, daran ging, einigen

Fehlgriffen und Uebelſtänden zu begegnen, welche der Enthuſiasmus ſeines Vorgängers, wenn auch in der beſten Abſicht, veranlaßt hatte. Weit entfernt, Friedrich zu tadeln, ſprach er es aus, daß dieſem unbedenklich das Recht zuſtehe, bei ſeiner Rückkehr alle ſeine Pläne und Schöpfungen wieder aufzunehmen. Er ſelber fühle ſich jedoch verpflichtet, ſo lange er das Amt eines Geiſtlichen hier ſtellvertretend verwalte, eben auch nach ſeiner Ueberzeugung und ſtreng nach dem Sinne des Conſiſtoriums zu handeln, das ihn hieher geſendet habe, zumal da es hier gelte, gewiſſe Mißbräuche abzuſtellen, auf die man höheren Orts aufmerkſam geworden ſei.

So wendete er ſich denn mit Eifer gegen Alles, was ſein Vorgänger für die rationelle Aufklärung der Gemeinde gethan. Der Religionsunterricht ward in der Schule wieder zur Hauptſache erhoben, die Leſeabende der Bauern nur unter der Bedingung geſtattet, daß man ſich der von dem Vicar ausgewählten Bücher dabei bediene; und im beſonderen Verkehre, wie von der Kanzel, ward es der Gemeinde eingeſchärft, daß ſie ſich auf einem ge-

fährlichen Wege befunden habe, von dem die Gnade Gottes ſie noch zur rechten Zeit zurückgerufen.

Der Cantor, der immer Friedrich's Gegner geweſen war, weil er ſich durch den jungen unterrichteten Schulmeiſter beeinträchtigt und ſeines Einfluſſes beraubt geſehen hatte, nahm augenblicklich für den Vicar Partei, während der Schulmeiſter ſich gegen ihn ausſprach, und bald war ein vollkommener Parteikampf in dem Dorfe entbrannt.

Die beiden Schöne's, der junge, militärgeweſene Bauer, der Hofmann und einige Andere, erklärten es offen, die Kirche nicht beſuchen zu wollen, in der man ihren Paſtor ſchmähe, und ſie ſelbſt verdächtige. Der Schulmeiſter, durch ſein Amt zum Beſuch der Kirche gezwungen, berichtete den Unzufriedenen Alles, was ihre Anſicht über den neuen Prediger noch verſtärken konnte, und die üble Nachrede, welche der alte, eigenſinnige Cantor ſeiner Seits dem Schulmeiſter und ſeinen Freunden zu machen wußte, trug nicht dazu bei, den Frieden herzuſtellen.

In engen Verhältniſſen, in denen die Menſchen

nahe auf einander angewieſen ſind, genügt das leiſeſte Uebelwollen, fortdauernden Hader zu erzeugen. Bei dem immer weiter umſichgreifenden Zwieſpalt in der Pfarrgemeinde, gab es der Verleumdungen, des Streites, der Klagen und Beſchwerden bald kein Ende mehr, ſo daß Stillberg mit Recht behaupten durfte, einen Zuſtand trauriger Auflöſung aller nachbarlichen und menſchenfreundlichen Verhältniſſe in dem Dorfe vorgefunden zu haben.

Selbſtwillig, wie der Bauer es iſt, hatte die Forderung Stillberg's, ſich der von ihm gewählten Bücher zu bedienen, die Leſegeſellſchaft trotzig gemacht. Da ſie aus Friedrich's treuſten Anhängern beſtanden, war man ohne Weiteres entſchloſſen geweſen, ſich von dem Fremden, wie man Stillberg hieß, Nichts vorſchreiben zu laſſen, und als der Schulze dadurch genöthigt worden war, die Vorleſungen im Kruge zu verbieten, hatte der alte Schöne die Bauern eingeladen, zu ihm leſen zu kommen. „Er wolle doch ſehen," hatte er gemeint, „wer ihm in ſeinem eigenen Hauſe, auf ſeinem Grund und Boden Etwas zu verbieten habe!"

Dieſer Trotz hatte dem Vicar und der Baronin Waffen gegen Erich in die Hand gegeben, ſo oft dieſer ſie gewarnt, nicht zu weit zu gehen, und Beweiſe gegen Auguſte, ſo oft ſie erinnert, daß man Rückſicht auf ihren Mann zu nehmen habe, deſſen Zukunft doch die ihre ſei.

Auch beklagte der Vicar um Auguſtens Willen aufrichtig die Schritte, die er gegen Friedrich zu thun für ſeine Pflicht hielt. Bei jedem Anlaß ſprach er es ihr aus, daß er ſeine Stellung als eine ſchwierige empfinde, daß es ihm Kummer mache, einem Amtsgenoſſen entgegentreten zu müſſen, und er ſelbſt war es, der ſtets Friedrich's Vertheidigung vor der Baronin und vor Auguſten übernahm.

Er bewies ihnen, daß Friedrich's Irrthümer nicht in ſeinem Herzen, ſondern in ſeinen Lebensverhältniſſen ihren Urſprung hätten. „Es iſt ſo natürlich," ſagte er, „daß der fähige, niedrig geborne Menſch mit Neid die Vorzüge des Glücklichern, von Hauſe aus günſtiger Geſtellten betrachtet, daß er die Frage aufwirft: woher die Noth und Mühe mir? woher das Wohlergehen

Jenem? Die Anfänge des Uebels sind immerdar gering. Ein Zweifel an der Vorsehung und ihrer Allweisheit, ein Mißtrauen, ausgesprochen in schmerzbedrängter Stunde, gegen die göttliche Gerechtigkeit, das sind die Saatkörner, aus denen der Atheismus aufkeimt."

Dabei sprach er in gutem Glauben. Nichts weniger als pietistisch oder den Freuden des Lebens abgeneigt, war er in der Religion wie in der Politik Aristokrat. Und wie die meisten deutschen Edelleute dem Adel das Privilegium zuerkennen, als Führer des Heeres Stützen des Thrones zu sein, so war der Vicar überzeugt, daß der deutsche Adel, wie der englische, berufen sei, als Träger der geistlichen Würde, die Stütze der Kirche zu werden. Nur derjenige, behauptete er, der schon durch seine Geburt hinausgehoben sei über die Menge, sei recht eigentlich dazu bestimmt, zwischen dem Volke und dem Schöpfer vermittelnd aufzutreten. Er bewies, daß selbst die ältesten Religionen dies empfunden, daß die Priester bei den Indern wie bei den Juden einer besonderen, bevorzugten Kaste angehörig gewesen wären. Er

nannte es daher einen verkehrten Gedanken, das Volk durch ſeines Gleichen, durch Menſchen erziehen zu wollen, deren erſte, rohe Anfänge es zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

So falſch dieſe Doctrin auch ſein mochte, gewann ſie dennoch die Baronin für ſich, deren Vorurtheilen ſie Vorſchub leiſtete, während Auguſte ſie ſich gefallen ließ, weil ſie darin eine Entſchuldigung für ihres Mannes Irrthümer zu ſehen glaubte.

Indeß kaum hatte ſie durch Sidonie erfahren, daß Friedrich ſeit einiger Zeit einen Briefwechſel mit Helene unterhalte, als ihre Eiferſucht ſie über alles Mitleid mit der amtlichen Lage ihres Mannes, über die Schranken der Vernunft hinwegtrug. In dem dringenden Bedürfniſſe ſich auszuſprechen, und doch abgehalten, es vor Sidonien zu thun, der ſie die Kränkung ihres Herzens nicht eingeſtehen und das Recht des tröſtenden Beklagens nicht einräumen wollte, hatte ſie in einer Stunde der Verzweiflung den Vicar zu ihrem Vertrauten gemacht.

Wirkliches Mitleid mit ihrer doppelt angefochtenen Lage, ſowie die Neugier eines Unbeſchäftigten, ließen ihn die Stellung willig über-

nehmen, welche ihm durch ſolche Mittheilungen angeboten wurde, und da er ſich es nicht verbergen konnte, wie wohlthätig ſein Troſt der Verlaſſenen zu Hülfe komme, ſo ward ihr Vertrauen ihm werth, die Getröſtete ihm lieb.

Das ausgeſprochene Wort beſitzt aber nicht nur eine befreiende, ſondern auch eine bindende und fortreißende Kraft. Was ſie ſich ſelbſt nie ganz eingeſtanden, das bekannte Auguſte dem Freunde. In den langen Winterabenden, die er häufig in ihrem Hauſe zubrachte, erfuhr er alle Verhältniſſe ihres eigenen Lebens und deren Zuſammenhang mit den Schickſalen der Heidenbruck'ſchen Kinder. Was ſie erlitten und erduldet, ſchilderte ſie ihm mit den Farben, welche der neue Schmerz über Friedrich's Treuloſigkeit ihr borgte. Was ſie gefehlt hatte, ſchien ihr ausgetilgt durch die Härte ihres Looſes — und wer hätte ſein Loos nicht anzuklagen, wenn er ſich nicht beſtändig mit demſelben zu verſöhnen trachtet?

Der Vicar hatte viel in der Welt gelebt, viel mit den Frauen der höchſten Stände verkehrt, aber er kannte das Weib nicht, wie Niemand es kennen

Er war ein hübſcher, blonder Mann von dreißig Jahren. Einer angeſehenen Familie angehörig, hatte er einen der jüngeren Prinzen erzogen und dann, im Beſitze einer angemeſſenen Penſion, die Aufforderung angenommen, Friedrich zu vertreten, um in der zeitweiligen Verwaltung dieſes Amtes abzuwarten, bis ſich in der Stadt eine ihm zuſagende Stellung bieten würde.

Seine gute Erziehung, ſein angenehmes Aeußere machten ihn gleich Anfangs in der Heidenbruck'ſchen Familie zu einem gern geſehenen Gaſte. Man ſuchte ihm den Aufenthalt auf dem Lande lieb zu machen, und bald hatte es ſich herausgeſtellt, daß die Frauen in ihm einem entſchiedenen Geſinnungsgenoſſen begegneten. Machte ihnen das ſeine Nähe erwünſcht, ſo ſchien auch er ſich in dem Kreiſe zu behagen, und ſich nach der langen glänzenden, aber oft ſehr drückenden Abhängigkeit aufrichtig ſeiner wieder errungenen Selbſtſtändigkeit zu erfreuen.

Kaum hatte er bemerkt, daß er auf den Beiſtand der Baronin und der Pfarrerin rechnen dürfe, als er, wie er es nannte, daran ging, einigen

Fehlgriffen und Uebelſtänden zu begegnen, welche der Enthuſiasmus ſeines Vorgängers, wenn auch in der beſten Abſicht, veranlaßt hatte. Weit entfernt, Friedrich zu tadeln, ſprach er es aus, daß dieſem unbedenklich das Recht zuſtehe, bei ſeiner Rückkehr alle ſeine Pläne und Schöpfungen wieder aufzunehmen. Er ſelber fühle ſich jedoch verpflichtet, ſo lange er das Amt eines Geiſtlichen hier ſtellvertretend verwalte, eben auch nach ſeiner Ueberzeugung und ſtreng nach dem Sinne des Conſiſtoriums zu handeln, das ihn hieher geſendet habe, zumal da es hier gelte, gewiſſe Mißbräuche abzuſtellen, auf die man höheren Orts aufmerkſam geworden ſei.

So wendete er ſich denn mit Eifer gegen Alles, was ſein Vorgänger für die rationelle Aufklärung der Gemeinde gethan. Der Religionsunterricht ward in der Schule wieder zur Hauptſache erhoben, die Leſeabende der Bauern nur unter der Bedingung geſtattet, daß man ſich der von dem Vicar ausgewählten Bücher dabei bediene; und im beſonderen Verkehre, wie von der Kanzel, ward es der Gemeinde eingeſchärft, daß ſie ſich auf einem ge-

ſtände in Galizien, die Gräuelthaten, welche von dem empörten Volke an einzelnen Gutsherrſchaften ausgeübt worden waren, in Deutſchland auf dem platten Lande ein paniſches Schrecken hervorriefen, und dieſen Augenblick hatte der Superintendent benutzt, um von dem Vicare, deſſen Onkel Chef des Conſiſtoriums war, eine Denunciation gegen den Paſtor zu verlangen. Der Vicar hatte ſie abgelehnt. Er hatte nicht den Ankläger machen wollen, aber er hatte ſich erboten, falls die Diöceſe einen Proteſt erhebe gegen die Amtsgenoſſenſchaft mit einem Pantheiſten und Gottesleugner, dieſelbe mit allen Belegen zu unterſtützen, deren er allmälig Herr geworden zu ſein glaubte.

An jenem Frühlingsmittage, an welchem der Vicar und Auguſte ſich nach dem Schloſſe verfügten, war die Anklage bereits eingereicht. Die Nachricht davon hatte ſich im Dorfe zu verbreiten angefangen, nur Auguſte wußte noch nicht darum, wußte nicht, welchen Antheil Erich ihrer eigenen Rückſichtsloſigkeit an dieſem Ereigniſſe zumaß, das für die Zukunft Friedrich's entſcheidend werden mußte.

Verdüſtert durch den Streit mit ſeiner Gemahlin war Erich am Morgen nicht zu ihr zurückgekehrt, und betrat ihr Zimmer erſt wieder in Begleitung ihrer Gäſte. Immer unzufrieden mit ſich ſelbſt, ſo oft er ſich zu irgend einer Härte gegen ſeine Frau verleiten laſſen, in der ſeine männliche Großmuth ſtets das Weib, in der ſeine Gerechtigkeit ſtets die guten Eigenſchaften ehrte, ging er mit freundlich verſöhnendem Weſen zu der Baronin, der er die Hand gab, während er ſie küßte.

„Laß uns Frieden machen!“ ſagte er leiſe.

„Ich habe keinen Anlaß zum Gegentheil gegeben!“ erwiderte Sidonie. Indeß ſie drückte die ihr gebotene Rechte, und wendete ſich dann mit der Bemerkung an die Pfarrerin: „Sie haben ja prächtige Toilette gemacht, und ſehen in Ihrem klaren, roſa Kleide wie der Frühling ſelber aus, Auguſte!“

Durch die Worte der Baronin aufmerkſam geworden, betrachtete der Vicar Auguſte wohlgefällig, und dieſe meinte ſcherzend: „Es iſt mit uns Frauen grade wie mit den Jahreszeiten. Im Frühling und Sommer, wenn Alles voll Blumen

ſteht, braucht man die Zimmer nicht mit Blumen zu ſchmücken, im Herbſt und Winter aber, wenn es draußen öde und kahl wird, da ſucht man den Blumenſchmuck für die Zimmer hervor. Ich muß meinen zwei und dreißig Jahren doch zu Hülfe kommen!“

„Sie ſind zwei und dreißig Jahre?“ rief der Vicar, „dafür hätte ich Sie nie gehalten. Ich glaubte Sie viel jünger als mich ſelbſt!“

„Du haſt Dich wirklich trefflich conſervirt!“ beſtätigte Erich, erfreut, ihr etwas Angenehmes ſagen zu können.

„Und was habe ich ertragen!“ bemerkte die Pfarrerin mit einem Seufzer.

„Sie haben wirklich eine beneidenswerthe Natur!“ meinte die Baronin. „Erlebte ich Schickſale wie Sie, mir fehlten die Leichtigkeit und die Lebensluſt, darüber fortzukommen!“

Die Pfarrerin ward plötzlich ernſthaft, auch die Uebrigen empfanden den Mißton, den die Baronin als Nachklang der eigenen Verſtimmung achtlos hervorgerufen hatte. Der Vicar aber kam ihnen Allen mit einer der zahlreichen Erinnerungen

aus ſeinem Hofleben zu Hülfe, in denen er ſich gern gehen ließ.

„Die Frau Prinzeſſin pflegte zu ſagen,“ erzählte er, „Alter und Leiden ſind zwei Feinde, gegen die es eine heilige Pflicht iſt, ſich zu wehren, und es macht Jedem Ehre, der ſich in heiterem Kampfe tapfer gegen ſie hält!“

Auguſte fand den Ausſpruch eben ſo geiſtreich als begründet. Sie bat, der Vicar möge ihn ihr in ein Excerptenbuch ſchreiben, das ſie ſich auf ſeinen Rath angelegt hatte, und die Baronin bemerkte, während man ſich zur Mahlzeit niederließ, daß ſie Stillberg darum beneide, in der Nähe jener Fürſtin gelebt zu haben, die ſie für eine der ausgezeichneteſten Frauen halte.

Der Vicar ſtimmte mit großer Wärme dieſem Lobe bei. „Was ſie ſo erhaben macht,“ ſagte er, „das iſt die feſte, ſanfte Entſchloſſenheit, die ſich überall in ihrem Leben kund giebt, und die energiſche Thätigkeit, mit der ſie an jedem Tage die Arbeit des Tages zu beenden ſucht.“

„In einem ſo vielfach in Anſpruch genommenen Daſein,“ meinte Erich, „iſt Zeiterſparniß und

weiſe Oeconomie in demjenigen, was man über ſich nimmt, die einzige Möglichkeit des Beſtehens. Ich glaube, ſie will nicht Vieles auf einmal, darum erreicht und leiſtet ſie ſo viel!“

„Ja!“ ſagte der Vicar, „und vor allem leiſtet ſie viel, weil ſie ſich und ihrem eigenen Empfinden wenig Zeit gewährt. Ich habe ſie Widerwärtigkeiten, Schmerzen, in einem Tage in ſich durchkämpfen und beſiegen ſehen, mit denen andere Menſchen Monate zu ſchaffen gehabt haben würden. Als ich ihr einmal meine Bewunderung darüber auszuſprechen wagte, ſagte ſie mit ihrem huldreichen, lebensfriſchen Lächeln: „Mein beſter Herr von Stillberg! lange an einem Schmerze zehren, über einer Widerwärtigkeit brüten, iſt Nichts als Trägheit. Gott ſchickt uns ja nicht mehr, als wir ertragen können, und da iſt es unſere Aufgabe, mit der Arbeit, die er uns beſtimmt hat, — denn der Schmerz iſt auch eine Arbeit — ſchnell fertig zu werden, damit wir Neues thun können. Wer, wie wir, ſein Auge auf Millionen Menſchen gerichtet hat, der darf das Schickſal des Einzelnen,

am wenigſten aber das eigene, nicht ſchwer in die Wage fallen laſſen!"

Man bewunderte dieſe Geſinnung der allgemein verehrten Frau, und der Vicar fügte hinzu: „Es iſt Race in ihr. Das Geſchlecht, aus dem ſie ſtammt, iſt durchweg energiſch. Das hat ſich bewährt ſeit den Zeiten der Reformation, und wird ſich auch in ihr bewähren!"

„Ach ja!" rief Auguſte, „es iſt Etwas um das Blut eines Menſchen. Gewiſſe Eigenſchaften, ein gewiſſer Sinn finden ſich im Bürgerſtande doch niemals, ſelbſt nicht bei den reichbegabteſten Menſchen!"

„Welch eine Behauptung, Auguſte!" tadelte Erich, „Du am wenigſten dürfteſt das ſagen!"

Auguſte ward roth. Sie hatte an Friedrich gedacht, auch Erich hatte das gethan; dennoch nahm ſie die Aeußerung ihres Vetters als eine Erinnerung an die niedere Herkunft ihrer Mutter, und ſagte: „Ich habe mich auch niemals als ein Muſter aufgeſtellt, ich weiß, was mir fehlt, und ſeit ich es weiß, ringe ich danach, es zu erreichen!"

Weder die Baronin noch ihr Mann begriffen dieſen Ausruf, um ſo weniger, als Auguſte ſichtlich bewegt war. Sidonie hielt ihn für eine neue Koketterie, Erich aber fand die Couſine wirklich ſeit einiger Zeit weſentlich zu ihrem Vortheile verändert und glaubte, daß das Beſtreben, Friedrich wieder zu gewinnen, ſie habe in ſich gehen und über ſich nachdenken machen. Indeß das erziehende Element kam nicht von dieſer Seite.

Was Auguſtens Charakter in ihrer Jugend am meiſten geſchadet hatte, war die fortwährende Vergleichung mit Helenen und Cornelien geweſen. Später hatte man ihr Sidonie als ein unerreichbares Muſter der Vollkommenheit gegenüber geſtellt. Nichts aber iſt entmuthigender, als ſich auf Vorbilder angewieſen zu finden, denen gleich zu werden man uns die Fähigkeit abſpricht, während ſie uns nahe genug ſtehen, um uns ſelbſt, wenigſtens in ihren Fehlern und Mängeln als Unſersgleichen zu erſcheinen. Vor dem Unerreichbaren erſtirbt das Streben, und wer nicht vorwärts ſtrebt, den drängt die Macht des alltäg-

lichen Lebens noch unter ſeine natürlichen Anlagen zurück.

Der Vicar aber, in deſſen Seele die Prinzeſſin als das Vorbild aller Frauen lebte, der bei jedem Anlaſſe von ihr ſprach, übte damit, ohne daß er es beabſichtigte, einen erziehenden Einfluß auf die Pfarrerin aus. Der Prinzeſſin nicht gleich zu ſein, konnte ſie nicht demüthigen, da der Vicar ſelbſt die Fürſtin als über allen Frauen ſtehend betrachtete. Sich die Lebensanſichten der Fürſtin zu Nutz zu machen, verpflichtete Auguſte zu keiner unterordnenden Anerkennung im täglichen Verkehr, und jede Aenderung, welche Auguſte nach dem Beiſpiele der verehrten Frau in ſich und ihren Gewohnheiten bewerkſtelligte, ward ihr als eigenes Verdienſt, nicht als Nachahmung ausgelegt. Eitelkeit aber iſt eben ſo oft die Quelle der Beſſerung als der Verderbniß.

So verging der Mittag faſt ganz in Unterhaltungen über die Prinzeſſin, bei denen alle Anweſenden ihre Rechnung fanden. Als man danach den Kaffee im warmen Sonnenſcheine auf dem Perron des Schloſſes eingenommen hatte, und Auguſte

nun aufbrach, erbot ſich der Vicar, ſie zu begleiten.

„Ihre Couſine ſchien mir heute verſtimmt,“ hob er an, als ſie ſich eine Strecke vom Schloſſe entfernt hatten.

„Sie iſt auch nicht glücklich!“ entſchuldigte die Pfarrerin, „und Sie hörten ja ſelbſt, daß ſie es beklagte, keine elaſtiſche Widerſtandskraft zu haben!“

Der Vicar antwortete nicht darauf. Er war nachdenklich geworden. Erſt nach einer Weile ſagte er: „Sie haben heute den Ausſpruch unſerer Prinzeſſin mit Recht bewundert, der den Schmerz als einen zu beſiegenden Feind bezeichnet. Möchten Sie das Gleiche denken und vermögen wie die hohe Frau!“

Auguſte erſchrak. Sie ſah ihren Begleiter forſchend an. „Was meinen Sie damit? Welch einen Schmerz ſoll ich beſiegen?“ rief ſie.

Man konnte es dem Vicar anmerken, wie ſchwer es ihm ward, der Pfarrerin die angedeutete Mittheilung zu machen, denn nur mit zögernder Selbſtüberwindung ſagte er: „Die Amtsverhältniſſe Ihres

Mannes, beſte Frau! haben ſchon häufig zu Erörterungen Anlaß gegeben, und —"

„Und?" fragte ſie geſpannt.

„Und ich habe heute die Nachricht erhalten, daß eine Beſchwerde ſeiner Amtsgenoſſen gegen ihn von der Regierung angenommen, eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet worden iſt!"

„Auch das noch?" rief Auguſte, und ſchlug beide Hände vor das Geſicht. So blieb ſie einen Augenblick ſtehen. Als ſie die Hände ſinken ließ, ſchwammen ihre Augen in Thränen, und mit bebender Stimme ſagte ſie: „Ich fing an aufzuathmen, und nun kommt der Schlag!"

Sie befanden ſich am Ausgange des Parkes. Ein aufgeſchütteter Hügel, auf dem man Raſenſitze angelegt, verſtattete einen Blick in das Feld. Da Auguſte ſehr bleich geworden und in ſichtlicher Bewegung war, bat Stillberg ſie, hier einen Augenblick zu raſten. Sie antwortete nicht, ſondern ſchüttelte nur verneinend das Haupt und ſchritt vorwärts.

An Menſchen, die man gewohnt iſt, geſprächig zu ſehen, hat das Schweigen etwas Erſchütterndes.

Der Vicar verſuchte es mehrmals, Auguſte zum Reden zu bringen, indem er ihr das Sachverhältniß auseinanderſetzte, aber ſie wehrte ihm mit der Hand und ſchweigend erreichten ſie das Pfarrhaus.

„Wollen Sie mir nicht erlauben, mit Ihnen einzutreten?“ fragte er, da Auguſte ſich gegen ihn verneigte, als erwarte ſie ſeine Entfernung.

„Erlauben?“ wiederholte ſie. „Sie werden in dieſem Hauſe bald mehr zu erlauben haben als ich!“

Die Worte trafen den Vicar. Er folgte ihr, aber ſie ſchien ihn nicht zu beachten. Sie legte Hut und Shawl ab und ſetzte ſich auf den Sopha nieder. Große Thränentropfen fielen ihr aus den Augen. Der Vicar ſtand vor ihr. Ihr Kummer dauerte ihn, der Ton der Anklage in ihrem letzten Ausrufe that ihm wehe. Er ließ ſich zu ihr nieder und nahm ihre Hand. Sie wehrte es ihm nicht.

„Könnten Sie denken,“ ſagte er, „daß ich ernten wolle auf den Trümmern Ihres Glückes?“

Sie gab ihm keine Antwort. „Glauben Sie mir,“ fuhr er lebhafter fort, „Wochen, Monate

hindurch, habe ich mit mir gerungen. Ich habe einen harten Kampf gekämpft zwiſchen meiner Pflicht und meiner Neigung, und ſo ſchwer es mir geworden iſt — ich konnte nicht anders handeln, ich konnte, ich durfte mich nicht der Pflicht entziehen, als einer der Ankläger Ihres Mannes aufzutreten. Hätte ich es Ihnen, hätte ich es mir erſparen können — Gott weiß es, was ich darum gegeben hätte. Ich wußte ja, wie es Sie treffen würde!"

„Und der Erfolg!" rief Auguſte leidenſchaftlich. „Der Erfolg! was wird der Erfolg dieſer Klage ſein?"

„Die Unterſuchung gegen ihn iſt eingeleitet."

„Und weiter?"

„Man wird ihn auffordern, zurückzukehren, ſich zu vertheidigen!"

„Sich vertheidigen? Er! der, wie Sie wiſſen, ſeinen Stolz in ſeinen Atheismus ſetzt? Der darauf beſtand, den Abſchied zu fordern? Den nur Erich's Vorſtellungen und meine flehenden Bitten davon zurückgehalten haben?"

„Darum wird es ihn auch nicht ſchmerzen,

wenn man ihn ſeines Amtes entſetzt!“ tröſtete der Vicar.

„Aber mich!“ rief Auguſte, „mich! und tauſendfach wird es mich ſchmerzen! — Denn der Schlag kommt von Ihrer Hand, von der Hand des einzigen Freundes, den ich je in der Welt gehabt habe, von der Hand des Mannes, dem ich meine Erhebung zu verdanken hoffte! — Und nun auch das verloren! das letzte einzige Vertrauen dahin!“

Sie weinte heftig. Der Vicar war erſchüttert. Jeder Mann ſieht ſich gern als einen Erzieher und Beſchützer der Frau an, neben der er lebt. Er wollte das Vertrauen der Pfarrerin nicht zerſtören, und mit wahrem Gefühle ſagte er: „Theure Auguſte!“ und es war das erſte Mal, daß er ſie ſo nannte, „theure Auguſte! machen Sie mir die Pflichterfüllung nicht ſo ſchwer!“

Dieſe Worte beſänftigten die Aufgeregte. Sie trocknete ſich athemholend die Augen. „Was wird Friedrich nun beginnen? Was wird er werden, was wird er thun? Das Bischen Poeſie reicht ja nicht aus — in keiner Weiſe aus!“ klagte Auguſte.

„Vielſeitig gebildet, wie er iſt," beruhigte der Vicar, „wird es ihm leicht ſein, eine neue Thätigkeit zu finden, und was an mir iſt —"

Sie ließ ihn nicht enden. „Verlaſſen Sie uns nicht!" rief ſie. „O! Sie werden mich auch nicht verlaſſen!"

„Nein! nein! gewiß nicht, dazu —" er ſtockte, „dazu ſind Sie mir zu werth!" fügte er hinzu.

Sie hatte ſeine Hand ergriffen, er hatte ſich wieder neben ihr niedergelaſſen. Beide waren plötzlich befangen worden. In ihrer Verwirrung blickte Auguſte um ſich her. „Du armes, kleines Haus!" ſagte ſie, „alſo muß ich doch von Dir ſcheiden. Denken Sie an mich, wenn Sie einſt hier wohnen werden!"

„Hier werde ich niemals wohnen!" verſicherte der Vicar, „es wäre gegen meine Ehre, gegen mein Empfinden. Man würde meine Handlungsweiſe verdächtigen und ich ſelber hätte keine Ruhe hier. — Sie würden mir zu ſehr fehlen!" ſchloß er nach einigem Bedenken. Dann küßte er ihre Hand und erhob ſich.

Er trat an's Fenſter, ſie folgte ihm. „Faſſen Sie Muth, Auguſte!“ ſagte er. „Die Wege Gottes ſind ſo wunderbar. Es giebt Unglücksfälle, die wir ſpäter ſegnen!“

Sie ſtanden Hand in Hand und blickten in den Abend hinaus. Ein graues Dämmerlicht webte über dem Garten, die Sonne war ſchon lange untergegangen, nur wie durch Schleier konnte man die Gegenſtände noch erkennen.

„So trübe und verworren liegt mein Leben vor mir!“ ſeufzte Auguſte.

„Auch die Trübe wird vorübergehen!“ beruhigte er. „Behalten Sie nur Muth und Glauben, das Licht iſt uns oft näher als wir denken, und Eines bleibt Ihnen unverlierbar, ein treuer, theilnehmender Freund!“

„Das Licht?“ wiederholte ſie zweifelnd, und in dem Augenblicke ſtieg der Mond hell und klar zwiſchen den beiden großen Tannenbäumen vor dem Hauſe auf, und goß ſeinen Strahlenſchein verklärend über den Garten und in das Gemach.

Der Vicar und Auguſte waren überraſcht, und mit zuverſichtiger Freude rief ſie: „Das ſoll mir ein gutes Zeichen ſein! Ja! ich will kämpfen gegen den Schmerz und ihn beſiegen!“

Viertes Kapitel.

Als das Schreiben der Behörde, welches ſeine Anklage und Vorladung enthielt, zu Rom in ſeiner Wohnung anlangte, war Friedrich nicht zu Hauſe. Er und Richard hatten ſich gewöhnt, die Abende in der Familie des Malers zuzubringen, und je näher der Zeitpunkt kam, in welchem Feldheim von Rom aufzubrechen pflegte, um ſo weniger mochte Friedrich eine Stunde des Beiſammenſeins mit demſelben entbehren.

Der Umgang mit dem Maler war für ihn von großer Bedeutung geworden. Dem Theoretiſchen abgeneigt wie alle rechten Künſtler, liebte Feldheim es, ſich tiefſinnig in das Studium der

vorhandenen Kunſtwerke zu verſenken, und Niemand verſtand es beſſer, die Abſicht des Meiſters aus dem Kunſtwerk hervorzuheben, Niemand wußte liebevoller das Geſchaffene zu würdigen und zu genießen, als eben er. Ohne eigentliche archäologiſche Kenntniſſe hatte er ſich durch ſtudirendes Sehen den Geiſt der Antike in hohem Grade zu eigen gemacht, und heimiſch geworden in derſelben, ihren Maßſtab an unſer gegenwärtiges Sein und Leben angelegt. So war er dahin gekommen, das Mangelhafte unſerer Zuſtände zu erkennen und ein moderner Menſch zu werden durch Verſenkung in die ferne Vorzeit.

Ein ſolcher Genoſſe mußte für Friedrich unſchätzbar ſei, den eine gründliche Kenntniß des Alterthums auf das Verſtändniß der alten Kunſt vorbereitet hatte. Und während ſie an den Werken der Skulptur und an den Arbeiten der Maler die vorchriſtliche Zeit und das Mittelalter in ſeiner vollen Bedeutung kennen und ſchätzen lernten, weil Friedrich's Wiſſen dem Schauen des Künſtlers zu Hülfe kam, gewöhnten ſich Beide zu einer Gerechtigkeit des Urtheils, die ſich auch in der

Beurtheilung der Gegenwart fruchtreich erwies. Denn die Gerechtigkeit iſt eine Uebung unſeres Sinnes, und wie Jemand, der richtig ſehen gelernt hat, nie wieder falſch zu ſehen vermag, ſo wird die Gerechtigkeit eine durchgehende Gewohnheit, ſobald man gelernt hat, ſie nach irgend einer Seite hin zu üben.

Hatte Friedrich, gedrückt von den Verhältniſſen in ſeiner Heimath, als er nach Italien kam ſich zornig von dem Chriſtenthume und vornehmlich von derjenigen Form deſſelben abgewendet, in welcher es ihm hier entgegentrat, ſo gewann der Katholicismus allmälig eine andere Bedeutung für ihn unter der Sonne des Südens, auf dem Boden des Heidenthums und unter einem Volke, dem plaſtiſche Anſchauung und Darſtellung Bedürfniſſe ſind. Er hatte mit Augen ſehen lernen, wie das katholiſche Chriſtenthum hier entſtanden war. Er hatte an Pleſſen, an Helenen erfahren, unter wie verſchiedenen Bedingungen es für gewiſſe Naturen auch jetzt noch ein Troſt, eine Zuflucht werden könne, und obſchon er ſelbſt ſich immer freier und freudiger in ſeiner Weltanſchauung bewegte, vermochte

er nicht mehr in Richard's Entrüſtung gegen den Katholicismus oder in des Malers Abneigung gegen das pietiſtiſche Nazarenerthum einzuſtimmen.

Im Pantheon und vor der göttlichen Hoheit des Otrikolaniſchen Jupiter und der Juno Ludoviſi, in der Peterskirche vor Raphael's Himmelfahrt und Michel Angelo's jüngſtem Gerichte hatte er Ehrfurcht gelernt vor Weltanſchauungen, die ſo Großes aus ſich zu erzeugen vermochten. Im Hinblick auf die Jahrtauſende, welche das Auge in Rom in monumentaler Wirklichkeit vor ſich erblickt, war ihm jene große Auffaſſung der Geſchichte gekommen, die von dem Momente immer nur fördernde Thätigkeit und nicht Erfüllung verlangt. Seit er die ägyptiſchen Koloſſe, die Kunſtwerke der Griechen, die Bauten der römiſchen Republik und der römiſchen Kaiſerzeit, die Baſiliken der erſten Chriſten, den Dom von St. Peter und die Capellen engliſcher und deutſcher Proteſtanten neben einander fortbeſtehen ſah, beſchied er ſich, in der Gegenwart das Seinige zu thun, und den Erfolg der Arbeit der Zukunft zur Entwicklung zu überlaſſen.

Ruhige Schöpfungsfreude, enthuſiaſtiſche Bewunderung des wahrhaft Großen, und eine vorherrſchende duldſame Gerechtigkeit, das waren die Erwerbniſſe ſeines römiſchen Aufenthalts für Friedrich, während Richard auf das Praktiſche und auf den Augenblick geſtellt, ſich nicht an die Mängel gewöhnen konnte, welche das katholiſche Kirchenregiment über das Land verhängte, und deren Ende allerdings auch Friedrich lebhaft erſehnte.

„Wie kann mich," ſagte Richard oftmals, „der Hinblick auf die Vergangenheit, auf die Größe der römiſchen Vorwelt erheben, da aus ihr Nichts hervorgegangen iſt, als dies fortgeſetzte kirchliche Imperatorenthum? Alle hieſigen Ruinen ſind mir Gräber und Nichts mehr, während an jede Ruine meines Vaterlandes ſich die Geburt der Freiheit knüpft. In dem Nebel meiner Heimath ſehe ich mehr Licht als in dem Sonnenſchein Italiens!"

Er ward es nicht müde, über die bettelnden Mönche, das unwiſſende Volk, die müßigen Reichen, über die Paß- und Zollbeſchwerden zu klagen. Er verwünſchte die ſchlechten Inſtitutionen, die Handels- und Preßgeſetze, die ſchlechten Woh-

nungen und die ſchlechte Koſt, aber er tadelte und verwünſchte das Alles in beſter Laune, und er blieb in Italien, obſchon ſeine Geſchäfte ihm ſehr am Herzen lagen und ihn in die Heimath riefen.

Eine große Anzahl von Touriſten und von Künſtlern hatte Rom bereits verlaſſen, ohne daß die Freunde noch von ihrer Trennung geſprochen hatten. Und als wäre es nicht ein lange vorhergeſehenes Ereigniß geweſen, ſo erſchraken Friedrich und Richard, als der Maler am Peter und Paulsfeſte plötzlich erklärte, daß er am dritten Tage ſich aufmachen werde, um ſeine Söhne zu beſuchen, die in der Schweiz erzogen wurden.

„Aber warum dieſer plötzliche Aufbruch?“ riefen ſie faſt gleichzeitig.

„Weil ich mich eben jetzt dazu entſchließe!“

„Und in zwei Tagen ſollen die Frauen fertig, die Zelte abgebrochen ſein?“ fragte Friedrich.

„Weshalb denn nicht?“ entgegnete der Maler. „Es geht Nichts in der Welt über einen raſchen Entſchluß und eine kurze Friſt zur That. Und wie es ſicher ein Schönes iſt um einen ſchnellen

Tod, ſo iſt's ein Gutes um ein Leben, in dem man ſich ſelbſt die kürzeſten Lebensfriſten ſteckt!"

„Ob aber die Frauen Ihrer Meinung ſind?" fragte Friedrich.

„Ich habe ſtets eine Erleichterung darin gefunden," ſagte Frau Feldheim, „wenn ich gezwungen war, ohne Vorbereitung ſchnell zu handeln. In den meiſten Fällen iſt es nur der brütende Müßiggang, der die Bedenklichkeiten und mit ihnen die Schwierigkeiten ſchafft. Wer keine Wahl hat, weiß was er thun muß, und wer keine Zeit hat, wird fertig. In zwei Tagen läßt ſich viel beſorgen!"

„In zwei Tagen?" wiederholte Margarethe ſeufzend.

Der Maler lächelte und ſtreichelte der Tochter Wangen. „Armes Kind!" ſagte er, „daß Du auch die Tochter eines ſolchen Wanderers ſein mußt. Da ſtehen nun wieder alle die Blumenſtöcke, da iſt nun wieder das Herz gehängt an die Kinder des Wirthes, an die Magd und an den Diener und an ſo viele gute Freunde!"

Er ſprach die Worte ſcherzend, dennoch hörte

man, wie er Mitleid mit dem Mädchen hatte, das plötzlich aufſtand und das Zimmer verließ, ſeine Bewegung zu verbergen.

Erſt am Abende, als man zuſammen kam, ſich nach St. Peter zu begeben, um die Girandola auf der Engelsburg nicht zu verſäumen, ſahen die Freunde Margarethe wieder.

Sie war bleich und ſichtlich niedergeſchlagen. Auf Friedrich's theilnehmende Worte ſagte ſie: „Das ſind nun Schmerzen, die ich alljährlich mehrmals durchzumachen habe und die ich wohl gewohnt ſein ſollte — aber ich erlerne das Scheiden nicht. Heute, da wir die Skizzen von den Wänden genommen, die Bücher zuſammengeräumt und zu packen begonnen haben, iſt mir zu Muthe, als trennte ich mich zum erſten Male von einer lieben Heimath!“

„Sie ſind auch nicht gemacht für ſolch ein Wanderleben!“ meinte Richard.

„Ich glaube es ſelber nicht!“ entgegnete ſie. „Und doch iſt an ſolchen Scheidetagen ein rechter Zwieſpalt in meinem Innern. Es ſchmerzt mich ſehr, von den Räumen und von den Dingen

fortzugehen, die mir werth geworden ſind; iſt aber, ſo wie jetzt, die Harmonie der Einrichtung zerſtört, iſt dies verpackt und jenes fortgenommen, ſo ängſtigt die Zerſtörung mich und ich ſehne mich von der verödeten Stätte hinweg. Ich habe oft gedacht, das Sterben könne nicht ſo ſchwer ſein, man müſſe ſogar danach verlangen, das Leben zu verlaſſen, wenn nicht mehr Alles da iſt, was es uns ſo theuer machte!“

Bei ihrer großen Ruhe, die ihrer Schönheit den Ausdruck madonnenhafter Frömmigkeit verlieh, hatte ihre unverkennbare Bewegung etwas ſehr Erſchütterndes. Die Eltern behandelten ſie mit noch größerer Liebe als gewöhnlich, Friedrich konnte kein Auge von ihr wenden, nur Richard ſchien theilnahmlos und faſt verſchloſſen.

Als man das Haus verließ, bot er Margarethen den Arm. Es war gegen Ave Maria, die Straßen voll fröhlicher Menſchen. Alles eilte den Petersplatz zu erreichen, und von Wagen und Fußgängern gehindert, kamen Richard und Margarethe von den Uebrigen ab. Je mehr ſie ſich dem Tiber näherten, um ſo heftiger ward aber

das Gedränge, ſo daß der junge Mann mit Sorgfalt über ſeinen Schützling zu wachen hatte.

„Wie man ſich nur mühen und plagen mag für einen Genuß, den man ſchon oft gehabt hat und der ſo flüchtig iſt!“ ſagte Margarethe.

„So tragen Sie kein Verlangen nach dem Feuerwerk?“ fragte ihr Begleiter.

„Ich?“ rief das Mädchen. „Ich kenne kaum etwas Quälenderes, als ſolch ein Feuerwerk. Dies wilde Flammenweſen, dies Aufzucken der ſchlangengleichen Lichtſtreifen, das tolle Wirbeln der drehenden Sterne, das Knallen, Ziſchen, Praſſeln, das Glänzen und Flittern, und dann plötzlich Nichts als Nacht und Vernichtung.“ Sie ſchauerte zuſammen und ſagte nach kurzer Pauſe: „Obſchon ich von früheſter Jugend den Anblick der Girandola und der Kuppelbeleuchtung gewöhnt bin, macht ſie mich immer wieder traurig.“

„Weshalb gehen Sie denn hin?“ wandte ihr Führer ein.

„Meine Eltern und Sie Alle haben Freude daran!“ entgegnete Margarethe.

„Ich nicht! ich nicht!“ rief Richard, „wie

ſollte mich freuen, was Sie peinigt? Was zwingt uns hinzugehen? Laſſen Sie uns umkehren und hinauf zur Villa wandern, dort iſt's immer friſch und ſtill!"

Margarethe blickte dankbar zu ihm empor, denn nur die Furcht, eine der wenigen Stunden zu verlieren, die Sie noch in Richard's Nähe zubringen konnte, hatte ſie bewogen, ſich auch diesmal zu dem Feuerwerke zu begeben. Von der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft hatte ein lebhaftes Wohlgefallen die beiden jungen Leute zu einander gezogen, und in dem freien, ungehinderten Verkehr, deſſen ſie ſeit faſt einem Jahre genoſſen, hatte dies Wohlgefallen ſich zur herzlichſten Liebe ausgebildet, ohne daß das Wort der Liebe zwiſchen ihnen geſprochen worden war. Beide konnten es nicht denken, je wieder ohne einander leben zu ſollen, Eines war der Neigung des Andern vollkommen ſicher, und doch erbangte Margarethe, da die Stunde der Trennung nahte und Richard noch immer ſchwieg, doch erbangte der junge Mann vor der entſcheidenden Frage.

Schweigend gingen ſie die Straße Tordenone

hinauf, zurück nach dem Corso und der Straße degli Condotti. Auf dem spanischen Platze war es ruhig und nichts zu merken von dem Festgewühl. Sie stiegen die mächtige Treppe zum Monte Pincio hinan, wendeten sich zur Linken nach der Passeggiate und erreichten die Villa Medici, in die sie eintraten. Eine tiefe Stille umgab sie. Kein Mensch war zu sehen in den Lorbeergängen, in den Alleen immergrüner Eichen. Der Gärtner, der sie kannte, schloß ihnen das noch höher gelegene Bosket auf, und noch war die Sonne nicht untergegangen, als sie das Belvedere auf der Höhe erreichten.

Auf der Marmorschwelle ließen Sie sich nieder. In flammend goldenem Glanze breiteten sich Rom und die Campagna bis weithin zum Sorracte vor ihnen aus. Der Thurm des Nero mit seiner stolzen Pinie, das schimmernde Dach des Pantheon, die stattliche Masse des Palazzo Farnese und die Riesenkuppel des St. Peter, die mächtige Stadt und das weite Gefild, umfaßte ein Blick, und liebevoll glitten ihre Augen die weite

Linie entlang, ſich ſatt zu ſchauen an dem oft und doch nie genug geſehenen Bilde.

Das Geräuſch des Feſtes drang nicht bis zu dieſer Höhe. Nur der Abendwind rauſchte leiſe durch die Bäume, und hie und da flogen Vögel ſchwirrend zu Neſt. Langſam ſank die Sonne hinab. Die ſtrahlenden Farben des Himmels erloſchen. Nord und Süd hüllten ſich in blaſſes Violett, das endlich zu mattem, nebelhaftem Grau erloſch, aber noch immer ſchwamm die Peterskirche in hellem Golde, und über demſelben webte ſanft das bläuliche Grün des letzten Tagesſcheins. Da klang ein leiſes Flöten durch die Gebüſche. Die Nachtigall erhob ihr Locken, das in ſanften, langen Tönen die Sehnſucht klagte und erweckte.

Richard hatte der Jungfrau Hand ergriffen. Er fühlte ihr leiſes Zittern. Als er in ihr Antlitz ſah, ſchwammen ihre Augen in Thränen.

„Margarethe,“ ſagte er, und legte ſeinen Arm leiſe um ihren ſchlanken Leib, „das Vergängliche ängſtigt Dich — laß Dir meine dauernde Liebe gefallen!“

„Ach Du! Du!“ rief ſie, und umſchlang mit

ihren Armen ſeinen Nacken, „ich wußte es ja, Du würdeſt nicht von mir gehen!“

„Nein, bei Gott! das werde ich nicht!“ antwortete er, drückte ſie an ſeine Bruſt und bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen.

So ſaßen ſie beiſammen in glückſeliger Verſunkenheit, bis die Kühle des Abends ſie zum Aufbruch mahnte, und Richard die Braut nach ihrer Wohnung führte, in der die Eltern und Friedrich ſchon angekommen waren.

„Wo ſeid Ihr geblieben? Was iſt Euch begegnet?“ fragte der Vater.

„Das Glück iſt uns begegnet!“ rief Richard und ſchlang ſeinen Arm um Margarethe.

„Nun?“ meinte der Vater, während die Anderen ſtaunten, und das Mädchen ſich verſchämt der Mutter an die Bruſt warf. „Nun? was ſoll das, Ihr Kinder?“

„Während Euch der Glanz der Girandola erloſch, iſt mir die Sonne aufgegangen!“ ſagte der junge Mann. „Margarethe will mein Weib werden, Feldheim! geben Sie und die Mutter uns Ihren Segen dazu!“

„Von Grund des Herzens!“ rief der Maler und ſchlug mit derbem Schlage in des Freundes dargebotene Rechte, der die Braut aus der Mutter Armen wieder an ſein Herz nahm. Es waren Augenblicke reiner Freude, ungetrübten Glückes.

Als die Bewegung dann nachgelaſſen hatte, ſagte der Maler ſcherzend: „Nun haſt Du Deinen Willen, Mädchen, nun brauchſt Du nicht mehr zu wandern, ſondern kannſt feſtſitzen in dem eigenen Hauſe. Seit Margarethe bei der Tante auf dem Lande war, hat ſie uns ſtets verſichert, daß ſie alle Reize des Südens geben würde für das kleinſte Fleckchen Erde und das kleinſte Haus im nebelvollen Norden — vorausgeſetzt, daß ſie dort bleiben könnte!“

„Das iſt's ja grade, was ich an ihr liebe!“ rief der Bräutigam. „Ihr Verlangen nach Dauerndem iſt ſo weiblich, und ein Troſt in dieſer Zeit, in der die meiſten Weiber nur nach Wechſel und Zerſtreuung ſtreben. — Wie ſoll Dich das alte Haus in London freuen, das ſchon mein Großvater bewohnte! Wie freut mich jetzt mein

alter Landsitz, da ich ihn Dir zum Aufenthalte bieten kann!"

Mit aller Liebe, die er für sein Vaterland hegte, schilderte er ihr die Reize des englischen Lebens, lud er die Eltern ein, es mit ihm zu theilen, und Margarethe hörte ihm mit jenem Lächeln zu, mit dem ein Kind dem Mährchen lauscht, an dessen Herrlichkeit es glauben möchte!

Und Friedrich?

In der Freude ihres Herzens beachteten die Glücklichen ihn kaum, denn das Glück ist vergeßlich. Er aber blickte auf sie mit stiller Liebe und dachte, wie schön das Leben sich entfalten könne, wenn keine Hindernisse, keine Vorurtheile sich seiner einfachen Entwicklung widersetzen, wenn kein Schmerz die Liebe zur Leidenschaft entflammt und die Kraft der Jugend nicht im Widerstand, in kämpfendem Ringen verschwendet werden muß. Denn es ist nicht wahr, daß Leiden den Menschen besser macht. Es stählt ihn, aber es raubt ihm unerbittlich die harmonische Schönheit.

Fünftes Kapitel.

Als Friedrich Abends in seiner Wohnung die Anklage vorfand, die ihn in die Heimath zurückberief, hielt er das Blatt eine Weile sinnend in der Hand. Er bedauerte es, daß er sich von der Rücksicht auf Erichs und Augustens Wünsche bewegen lassen, nicht schon vor seiner Abreise um seine Entlassung einzukommen, und daß er seinem Austritt aus dem Staatsdienste dadurch den Charakter eines freien Entschlusses geraubt habe.

Was ihm jetzt zu thun oblag, bedurfte keiner Ueberlegung. Gleich am folgenden Morgen erklärte er in seinem Antwortschreiben, daß er sich nicht zur Untersuchung stellen werde, und verlangte

seinen Abschied. Zugleich schrieb er dem Freunde und Augusten, wofür er sich entschieden habe, und erbot sich, seiner Frau bis an die Alpen entgegen zu gehen, wenn sie sich zu ihm nach dem Süden begeben wollte. Er setzte ihr auseinander, daß seine Studien ihn nöthigten, noch in Italien zu bleiben, er suchte sie durch seine literarischen Erfolge über ihre äußere Lage zu beruhigen, und überließ sich dann mit Freuden dem Gefühl der wiedererrungenen Freiheit, der wiedergewonnenen Einheit zwischen seinen Ueberzeugungen und seinen Verhältnissen.

Nur bis zur Abreise seiner Freunde verweilte er noch in der Stadt, dann verließ er Rom, um in ländlicher Stille eine lang durchdachte Arbeit zu beginnen. Es war die Rechtfertigung seines Austrittes aus dem Staatsdienste, die Darlegung der Ansichten, welche ihm die Verwaltung seines Pfarramtes unmöglich machten. Seine ganze Seele war davon erfüllt. Alle Schmerzen, Kämpfe und Erfahrungen der Vergangenheit wurden ihm wieder lebendig, und so sehr er sich in den Grenzen der reinen sachlichen Darstellung dabei bewegte, ward bei seiner plastischen Begabung und bei der

Klarheit seiner Erinnerungen ein Lebensbild daraus, das als Kunstwerk einen bedeutenden Anspruch zu machen hatte.

Grade als er seine Arbeit beendet hatte und sein Manuscript nach Deutschland sendete, erhielt er das Antwortschreiben seiner Frau. Sie rechnete ihm die Opfer vor, die sie ihm gebracht, von dem Aufgeben ihres Adels bis zu dem Entschlusse, um seinetwillen die Heimath zu verlassen. Sie erinnerte ihn, daß sie nur wenig Tage des Glückes mit einander genossen hätten, und daß sie nicht gesonnen sei, sich dies spärliche Glück noch durch das erneute Verhältniß zu Helene trüben zu lassen. Zu ihrem Manne zu kommen sei sie bereit, wenn er es von ihr fordere, aber nur unter der Bedingung, daß er verspreche, den Briefwechsel mit der Gräfin nicht fortzuführen und Helene niemals wiederzusehen.

Friedrich ließ mehrere Tage verfließen, ehe er ihr seine Entgegnung sendete. Mit ruhiger Klarheit setzte er ihr noch einmal auseinander, welche Hindernisse dem Glücke ihrer Ehe von Anfang an entgegengestanden hätten. Ohne sie anzuklagen

oder ſich um des Irrthums willen zu beſchuldigen, den er begangen, als er ihre Hand begehrt, ſagte er ihr, daß er Helene nicht entbehren könne, daß er ihr nicht entſagen könne, ohne ſich ſelber aufzugeben. Er gab ihr zu, daß dieſe Neigung ſie beeinträchtige, aber er beſchwor ſie, ihm dies Glück nicht rauben zu wollen, da ſie nichts gewinne, wenn ſie es ihm entziehe.

„In Fällen, wie der unſere," ſchrieb er ihr, „kommt Alles darauf an, ſich in die Thatſachen zu fügen, und aus dem Schiffbruche des Lebens zu erretten, was zu retten iſt. Ich fühle, daß neben meiner Liebe für Helene die Ehe in ihrer wahren Bedeutung zwiſchen uns nicht fortbeſtehen kann, Du ſelbſt kannſt das nicht wünſchen, und ich mache Dich zum Herrn unſeres Schickſals. Willſt Du neben mir leben, ſo werde ich mit erhöhter Theilnahme, mit unermüdlicher Sorge Dich zu entſchädigen ſuchen für die Opfer, die Du mir gebracht haſt, die ich zu fordern mich genöthigt ſehe. Wir werden auf dieſe Weiſe, ich hoffe es, die Ruhe und den Frieden des Daſeins gewinnen, den wir in unſrer Ehe nicht erreichen konnten, ſo lange wir in ihr ein Liebesglück zu

finden verlangten, das die Verſchiedenheit unſerer Naturen und Neigungen uns unmöglich machte. Dünkt Dir das aber unausführbar, kannſt und willſt Du auf dieſe Weiſe Dein Loos fortan nicht an das meine knüpfen, ſo ſprich es aus. Was Dir das Nothwendige ſcheint, das ſoll geſchehen. Ich lege unſere Zukunft in Deine Hand, wie Du entſcheideſt, werde ich das Recht Deiner Wahl ehren."

Friedrich glaubte mit dieſem Vorſchlage das Beſte gethan zu haben. Er bedachte nicht, daß es keine Großmuth ſei, die Verantwortung eines ſchweren Entſchluſſes auf ſchwache Schultern zu wälzen. Weil es ihm hart ankam, die Selbſtbeſtimmung aufzugeben, wähnte er, es müſſe Auguſten wohl thun, ſie in ihrer Hand zu wiſſen. Aber das Maß des Leidens, das er mit ſeinem Briefe über ſie verhängte, war viel zu ſchwer für ihre Kraft. Sein Geſtändniß, daß er ſie nicht liebe, ſeine bald darauf erfolgte Amtsentlaſſung, die Zeitungsberichte, welche dies Ereigniß in verſchiedenſter Weiſe beſprachen, die Fragen ihrer Be-

das Bedauern ihrer Freunde, die Gewiß-

heit, nun bald der ſichern Heimath entſagen und das Pfarrhaus verlaſſen zu müſſen, das Alles wuchtete ſich erdrückend über ſie. Herzenskränkung und Sorge um ihres Lebens Nothdurft, verletzter Stolz und empörtes Selbſtgefühl, Mitleid mit ſich ſelber, Erbitterung gegen Friedrich und Haß gegen die Gräfin, das Alles wogte in ihrem Innern auf und nieder, und die Rathſchläge ihrer nächſten Angehörigen trugen nur noch dazu bei, ſie zu beängſtigen.

Behauptete Sidonie, es ſei des Weibes Pflicht, dem Rufe des Mannes unter allen Verhältniſſen zu folgen, und rieth ihr Erich zu der Reiſe, beſorgt gemacht durch die Wendung, welche die von ihm veranlaßte Annäherung Friedrich's an die Gräfin genommen hatte, ſo ſträubte ſich Auguſtens Herz dagegen. Auch der Vicar warnte ſie davor.

Die Selbſtverleugnung und Entſagung, welche Friedrich von ihr forderte, hätte nur die großmüthigſte Liebe einer ſtarken Seele zu leiſten vermocht. Auguſtens Selbſterhaltungstrieb empörte ſich dagegen. Neben einem Manne zu leben, der ſie nur ertrug, deſſen ganzes Sein einer Andern an-

gehörte, eine Andere feierte, mußte ſie unaushaltbar dünken. Und doch bangte ihr davor, das Wort der Trennung auszuſprechen, das immerfort auf ihren Lippen ſchwebte, doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, einſam dazuſtehen im Leben, Friedrich zu verlieren und ihn, der von Jugend auf gehaßten Nebenbuhlerin, freiwillig zu überlaſſen.

Der Vicar, auf deſſen Entſcheidung die Unglückliche ſich zu ſtützen wünſchte, weigerte ſich, einen feſten Rath zu geben, aus Mißtrauen gegen ſich ſelber, aus Scheu vor ſeiner Abneigung gegen den Entfernten. Er, dem Auguſte werth war, deſſen Anforderungen an die Frauen und an die Ehe ſie entſprach, er beurtheilte Friedrich mit unverſöhnlicher Strenge. Er warf ihm Auguſtens Leiden vor und mißgönnte ihm den Triumph, ſie wie eine Sclavin ſeinem Winke Folge leiſten zu ſehen.

So auf ſich ſelber angewieſen, entſchloß Auguſte ſich zu einem Schritte, den nur ihre gänzliche Hülfloſigkeit ihr einzugeben vermochte. Sie wendete ſich an den Baron. In einem Schreiben, in dem die tiefe Angſt ihres Herzens ſich aus-

ſprach, ſagte ſie ihm Alles, was er nicht aus Friedrich's eigenem Briefe leſen konnte, den ſie dem ihrigen beifügte.

Als das geſchehen war, fühlte ſie ſich erleichtert, und in banger Erwartung zählte ſie die Stunden, die bis zum Empfange des Antwortſchreibens vergehen mußten. Aber an dem feſtgeſetzten Tage kam der Bote aus der Stadt zurück und brachte keinen Brief. Auguſte traute ihren Sinnen nicht, ſie wollte und konnte es nicht glauben, daß Alles ſie verließ. Sie hatte keinen Freund. Alle, an die ſie ihr Herz gehängt, waren abgefallen von ihr, Friedrich ſowohl als Georg, Alle hatten ſie verrathen und verlaſſen. Jene dumpfe Reſignation, in der man ſich gänzlich aufgiebt, kam über ſie. Es war Mittag, das Eſſen ward gebracht, ſie ließ es unberührt vom Tiſche nehmen. Als der Abend anbrach, blieb ſie im Dunkeln ſitzen. Sie mochte nicht arbeiten, ſie mochte auch keinen Entſchluß faſſen, ihrem Manne keine Antwort geben. Es hatte ja Alles Zeit genug. Einſam oder an ſeiner Seite, immer war ſie ihres Unglückes ſicher.

So ſaß ſie, bis es völlig finſter geworden

war. Da hörte ſie plötzlich Schritte auf dem Hofe, und einen Augenblick ſpäter ſtürmte das Mädchen mit dem Rufe: „der gnädige Herr!“ in das Zimmer.

Auguſte ſtand auf, befahl Licht zu bringen, und ſchickte ſich an, Erich entgegen zu gehen, aber nicht dieſer, ſondern der alte Baron ſtand vor ihr.

Wäre ihr ein Engel vom Himmel erſchienen, ſie hätte ſich nicht begnadigter, nicht dankbarer zu fühlen vermocht. „Onkel! Onkel!“ war Alles, was ſie rufen konnte, dann warf ſie ſich laut aufweinend an ſeine Bruſt. Der krampfhaft unterdrückte Schmerz, das einſame Sorgen und Bangen forderten ihr Recht. Der Baron ſelbſt war erſchüttert und hielt ſie an ſich gedrückt, während er ſeine Hand auf ihr gebeugtes Haupt legte.

Obſchon das Alter ihn verändert hatte, war er doch derſelbe feſte, entſchiedene Mann, ſobald ein Anſpruch an ſeine Thatkraft ſich erhob. Seine Augen leuchteten hell und ſcharf unter den weißen Brauen hervor, der lange blaue Ueberrock, feſt zugeknöpft, zeigte die aufrechte Haltung der Geſtalt, und auch ſein Schritt hatte noch die alte Sicher-

heit, als er die Nichte zu dem Sopha führte, auf dem er ſich an ihrer Seite niederließ.

„Sei ruhig armes Weib! Dein Onkel lebt noch!“ ſagte er.

„Alſo doch Einer, der mich nicht verläßt!“ ſchluchzte Auguſte.

Der Baron drückte ihr tröſtend die Hand. „Ich bin ſeit einer Stunde hier und war bei Erich!“ hob er danach an. „Was ich mit ihm zu ſchlichten habe, das gehört nicht hieher. Dir aber ſoll geholfen werden!“

„O! ich bedarf der Hülfe ſehr!“ rief die Pfarrerin flehend.

„Darum kam ich!“ entgegnete der Baron. „Kennſt du dies Buch!“ fragte er und legte ein ſolches vor Auguſte nieder.

Sie ſchüttelte das Haupt. Es war die eben erſt erſchienene Arbeit Friedrich's, und ſo ruhig ſie geſchrieben war, enthielt ſie doch auf jeder Seite Ausſprüche, die ihn als einen Gegner der beſtehenden Kirche und Verhältniſſe bezeichneten.

Auguſte nahm das Werk ihres Mannes mit Spannung in die Hand. Die Stellen, welche

Friedrich's Geſinnungen am ſchlagendſten herausſtellten, hatte der Baron mit Rothſtein angeſtrichen. Sie las ſie erſchreckend mit flüchtigem Ueberblick. „Der Unglückſelige!“ rief ſie, „das ruinirt ihn vollends, das iſt unſer Untergang!“

„Sein Untergang, doch nicht der Deine!“ ſprach kalt der Baron. „Der Paſtor Brand beſchuldigt mich in ſeinem Briefe an Dich, daß ich verwirrend eingegriffen habe in das Schickſal meines Hauſes. That ich das, als ich Dir meine Zuſtimmung zu Deiner Ehe mit ihm gab, — that ich das, als ich dem Grafen St. Brezan verſchwieg — “ Er hielt inne und ſagte dann: „Was ich verwirrt in Deinem Leben, das will ich entwirren. Das Weib eines Atheiſten, eines Socialiſten ſollſt Du nicht ſein, ſo lange noch dies Haupt da iſt Dir zu rathen, dieſe Hand ſtark genug, Dich zu ſtützen; und Du weißt es ſelbſt, was Du zu thun haſt!“

„Was, Onkel! was?“ rief Auguſte.

„Du forderſt Deine Scheidung!“

Auguſte ſah ihm ſtarr in's Angeſicht. „Scheidung?“ wiederholte ſie, als hätte ſie noch nie

daran gedacht. Das Wort klang ihr furchtbar, jetzt da ſie es von eines Andern Munde hörte.

„Was erſtaunſt Du?“ fragte der Baron. „Haſt Du nicht ſelbſt in Deinem Briefe mich gebeten, Deinem Entſchluß zu Hülfe zu kommen? Haſt Du die Scheidung nicht als nothwendig angeſehen und meine Anſicht darüber gefordert? Willſt Du leben unter der Angſt vor jedem Zeitungsblatte, das Deinen Gatten preiſ't, indem es Deine Kränkung heiligt, oder ihn tadelt und vernichtet? Keines Handarbeiters Leben iſt unſicher, brodlos, elend, wie das des Literaten! Willſt Du, wie Du ſelbſt es richtig nannteſt, das Gnadenbrod eines Mannes eſſen, der es an jedem Tage erſt erwerben muß? Willſt Du leben vom Ertrag der Poeſien, mit denen er Dich und das Weib eines Edelmannes zugleich beleidigt?“

„Nein! Nein! Nein!“ rief Auguſte, „lieber ſterben. Fordere von mir, was Du willſt, ich gehorche Dir, Onkel!“—

„So unterzeichne dies Blatt mit Deinem Namen!“ ſagte er und legte ihr ein Schreiben vor. Sie zögerte.

„Schreibe!“ herrſchte der Baron. Auguſte ſtand noch an.

„Was ſoll ich unterzeichnen?“ fragte ſie.

„Die Vollmacht, die ich mir ausſtellte und die mir das Recht giebt, Deine Eheſcheidung zu betreiben.“

„Gönne mir Zeit!“ bat ſie, „laß mich überlegen!“

„Zeit? Bedurfteſt Du der Zeit, als Du mit Deinem Briefe die Brandfackel in mein Haus geſchleudert haſt? Bedurfteſt Du der Ueberlegung, als Du mir zeigteſt, was einſt Georg, was Erich jetzt gegen Dich verſchuldet haben? Als Du von mir verlangteſt, gut zu machen, was meine Söhne an Dir ſündigten? Ich bin Dein Spielball nicht, Auguſte! Du forderſt meinen Rath, Du willſt gehorchen, ſagſt Du. So gehorche denn!“

Damit gab er ihr die Feder in die Hand. „Schreibe!“ befahl er mit dem kalten Tone, vor dem zu zittern ſeine ganze Umgebung gewohnt war — und Auguſte ſchrieb.

Ruhig, als wäre hier nicht eine ſchwere Ent-

ſcheidung getroffen, faltete er das Blatt zuſammen und ſteckte es in ſeine Taſche.

Auguſte ſaß regungslos da. Jetzt plötzlich kam es wie eine Erinnerung der Liebe über ſie. Ihre Thränen brachen wieder hervor. „Onkel!“ bat ſie, „übereile Nichts. Du willſt mein Wohl, ich weiß es. Ich fühle, ich erkenne Deine Großmuth. Schreibe ihm, ſage ihm, wie elend er mich gemacht hat, fordere, daß er Helene niemals wiederſehe, daß er aufhöre für ſie zu leben, und ich will —“

„Wahnſinnige! Was verlangſt Du? Ich? ich ſoll ihn bitten, meine Nichte in Gnaden aufzunehmen, meiner Tochter — — Schweig! Die Sache iſt zu Ende!“

„Aber was ſoll aus mir werden?“ rief ſie endlich.

„Du kommſt zu mir. Ich werde für Dich ſorgen! Ich werde mit ſicherer Hand entwirren, was ich durch Nachgeben verwirrt! Sei unbekümmert!“ ſagte er, ſtand auf, nahm ſeinen Hut und verließ das Gemach.

Wie betäubt blieb Auguſte zurück. Sie hatte

nicht die Kraft, ihn zu begleiten, nicht die Fähigkeit, ihm zu widersprechen oder zu danken, nur das Gefühl einer herzbeklemmenden Angst war in ihr mächtig.

Als sie sich endlich von ihrem Platze erhob und ruhig im Zimmer auf- und niederging, steigerte sich dieser Zustand nur noch mehr. Sie konnte die Einsamkeit nicht ertragen, sie mußte einen Menschen sehen, von dem Geschehenen sprechen, sollte sie nicht aufschreien in ihrer bittern Pein. Auf das Schloß zu gehen, wagte sie nicht, sie mochte dem Onkel nicht begegnen. Da fielen ihre Augen auf das Pfarrwittwenhaus. In der Stube des Vicar brannte die Lampe. Sie schickte hinüber und ließ ihn zu sich bitten.

Ueberrascht, zu so später Stunde gerufen zu werden, folgte er der Ladung schnell. Als er eintrat, eilte Auguste ihm entgegen.

„Sie retten mich vom Wahnsinn!“ rief sie. „Sprechen Sie mit mir, sagen Sie mir irgend etwas, irgend etwas, nur daß ich meine eigenen Gedanken nicht mehr höre!“

Ihre thränenmüden Augen, ihre Bläße und

Leidenſchaftlichkeit erſchreckten ihn. „Was iſt geſchehen?“ fragte er und nahm ihre Hände in die ſeinen.

„Ich habe meine Scheidung angenommen. Mein Onkel war hier. Ich begehrte ſie nicht. Er, er zwang mich zu der Scheidung!“ ſagte ſie mit unverminderter Erregung.

„Gott ſei gelobt!“ rief der Vicar.

Auguſte ließ ſeine Hand los und ſah ihn betroffen an. „Ich durfte es Ihnen nicht rathen — ich nicht!“ ſagte er und verſtummte dann.

Die Pfarrerin ſchwieg ebenfalls.

„Das iſt ein Sterben ſolche Scheidung!“ ſagte ſie endlich verwirrt, „das iſt der Tod! — und was nachher?

„War's denn ein Leben, ein erwünſchtes Leben, das Sie bisher führten? War Adel und Schönheit in dem Bunde Ihrer Ehe?“ fragte der Vicar.

„Aber der Menſch ſoll nicht ſcheiden, was Gott vereinigt hat!“ ſprach die Pfarrerin, während ein Schauer der Ehrfurcht durch ihre Glieder flog.

„Das ſoll er nicht!“ ſagte der Vicar feſt. „War aber Ihre Ehe Gottes Wille? Brachten Sie Beide, wie er es will, einander ein ungetheiltes Herz entgegen? Hegten Sie gleichen Glauben, gleiches Streben? und iſt die Ehe heilig, der das fehlt?“ — Die Pfarrerin ſchwieg und wieder entſtand eine Pauſe.

„Wenn ich dies Haus verlaſſen muß, hat mein Onkel mir das ſeine angeboten, aber mein Leben bei ihm war ſtets ein trauriges!“ ſagte ſie zerſtreut.

„Ich werde Ihnen dort auch treu zur Seite ſtehen!“ betheuerte der Freund.

„Sie!“ ſagte Auguſte, „Sie ſind ja durch Ihr Amt an dieſen Ort gefeſſelt!“

„Heute Mittag habe ich das Anerbieten der zweiten Pfarrerſtelle an dem Dome erhalten, und ich denke ſie anzunehmen!“

„Welch wunderbare Fügung! rief Auguſte.

Der Vicar aber drückte ihr feſt die Hand und ſagte: „Erinnern Sie ſich des Lichtes, das uns neulich ſo unerwartet aufging, und laſſen Sie

uns festhalten an dem Wahlspruche der Prinzessin: „Je größer die Noth, je näher Gott!“

„So müßte er mir sehr nahe sein!“ meinte die Pfarrerin seufzend, „denn mein Herz ist schwer beladen!“

Sie hatte die Hände gefaltet und die Augen traurig zu dem Freunde gewendet. Das gab ihr einen sanften, milden Ausdruck, der den Vicar bewegte. Seine Blicke ruhten voll Sorge und Liebe auf ihr. Es drängte ihn zu sprechen, aber die Stunde schien ihm nicht dazu gemacht.

Er stand auf und nahm Abschied. Als er in der Thüre war, wendete er um. „Auguste!“ bat er, „gehen Sie zur Ruhe, schonen Sie Ihr Leben. Es ist mir theurer, als Sie wissen!“ Dann ging er schnell davon.

Die Pfarrerin sah ihm lange nach. Die Gedanken zogen wolkenschnell durch ihren Sinn. Des Onkels Ankunft, die Scheidung von Friedrich, der Blick in die Zukunft, an die sie nie gedacht hatte, das Alles war so plötzlich vor ihr aufgestanden, daß sie es nicht zu übersehen, nicht zu fassen vermochte.

Bald dachte ſie an Friedrich, bald an ſich ſelber. Hatte ſie ihm bisher die ganze Schuld ihrer unglücklichen Ehe aufgebürdet, ſo erinnerte ſie ſich in dieſem Augenblick mit wahrer Reue an Alles, was ſie gegen ihn verſäumt, an die Tage und Jahre, die ſie ihm verbittert hatte.

Ja ſie würde ihm ſeine Freiheit gegönnt haben, hätte die Eiferſucht gegen Helene ſie zur vollen Klarheit kommen laſſen, hätte ſie ſich eingeſtanden, was die Worte des Vicars in ihr erweckt. Unabläſſig wiederholte ſie ſich zu ihrer Rechtfertigung, in welcher Weiſe der Onkel ihr die Unterſchrift abgefordert habe, wie unmöglich es ihr geweſen ſei, ſie nicht zu leiſten, wie viel unmöglicher jetzt eine Aenderung von dem Barone zu erwirken.

„Es iſt geſchehen!“ ſagte ſie ſich, und die Beruhigung, welche eintritt, wenn man vor einer erfüllten Thatſache an ihre Folgen zu denken beginnt, kam allmälig über ſie, bis ſie, beſchäftigt mit den Plänen ihrer Ueberſiedlung in die Stadt, faſt des Grundes vergeſſen hatte, der dieſen Ortswechſel nothwendig für ſie machte.

Sechstes Kapitel.

Schon nach wenig Tagen hatte der Baron das Schloß verlaſſen, und zum erſten Male waren Vater und Sohn mit Kälte und Verſtimmung von einander geſchieden.

Die Vorwürfe, welche der Baron dem Sohne über Helenens Verhältniſſe zu dem meineidigen Paſtor gemacht, wie er Friedrich nannte, die Härte, mit welcher er dieſem Auguſtens Entſchluß gemeldet, ſtatt ihr ſelbſt die Mittheilung zu überlaſſen, hatten Erich empört, und Friedrichs neue Schrift war dazugekommen, die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen dem jungen Baron und ſeinem Vater noch ſchroffer herauszuſtellen.

Aber auch nach der Abreiſe des alten Barons kehrte die Ruhe nicht ins Schloß zurück. Denn kaum war Friedrich's Broſchüre, die er ſelbſt dem Schulmeiſter geſendet hatte, im Dorfe bekannt geworden, als der diſſentirende Geiſt ſeiner Anhänger ſich augenblicklich wieder regte.

Schon ſeit längerer Zeit hatten die Leſeabende Sonntags in der Wohnung des alten Schöne ſtattgefunden, und die Stelle des Gottesdienſtes eingenommen, da Friedrich's Getreue fortfuhren, die Kirche zu meiden, in der man ſeinen Anſichten entgegen trat. Wie ein heiliges Document war daher ſeine Vertheidigungsſchrift von Hand zu Hand gegangen, und als der Sonntag kam, hatten ſich die Männer bei dem alten Schöne zuſammengefunden, gemeinſam zu vernehmen, was der Entfernte zu ſagen hatte.

So ſtattlich das Haus auch war, in dem Herr Schöne ſein Ausgeding verzehrte, ſo war die Stube doch nur eng, zu der man auf ebener Erde eintrat. Vorhänge von weiß und rother Leinewand verſchatteten die kleinen Fenſter. Große Bündel von Fliegenkraut hingen an mehreren Stellen von

dem braun gewordenen Gebälk der Decke nieder, ohne zu verhindern, daß der Spiegel blind geworden und des Summens und Schwirrens der Fliegen in der Stube kein Ende war. Der ganze Raum hatte etwas Düsteres, Unfreundliches, denn die Bauern jener Gegend wissen noch Nichts von der Freude, die Behausung zu schmücken, von der sie wenig mehr begehren, als Schutz gegen die Witterung und einen Platz für Tisch und Bett.

Der Thüre gegenüber stand ein altes Canapé, halb verdeckt von dem riesigen grünen Kachelofen, der tief in das Zimmer hineinragte, aber Niemand saß auf diesem harten Ruhesitz. Der Schulmeister hatte sich einen Holzstuhl an den Tisch gezogen. Der alte Schöne nahm den ledernen Sorgenstuhl ein, der von Vater auf Kinder an die hundert Jahre fortgeerbt war, und sein Sohn mit dem Hofmann und dem jungen Wirthe hatten sich auf der Ofenbank niedergelassen.

Der ganze Nachmittag war mit Lesen hingegangen. Schon mehr als eine Stunde brannte die Unschlittkerze in dem schweren, alten Messingleuchter, ehe man das Heft beendet hatte. Die

Schloß war, auch gefragt, ob wir denn was davon gehört hätten, daß der Herr Paſtor ſich ſo vertheidigt und ſich aufgelehnt habe gegen den König und gegen ſeinen Herrgott. Und ſie ſagen, der Vicar hätte heute von der Kanzel nicht genug predigen können vom böſen Beiſpiel und von der Verlockung zur Sünde und zum Hochmuth."

„Oben im Schloſſe," ſagte der Hofmann, „da haben ſie meine Alte gefragt, ob's denn bloß der Zufall wäre, daß ſie ſchon ſo lang nicht mehr zur Kirche kommen thäte? Und wie ſie geſagt hat, wir wollten warten, bis der Pfarrer wiederkäme, da hat der Brenner ſie angeſehen und geſpeilzahnt, und die Ausgeberin, die ganz ſo pfeift wie ſie ihr vorſingen, hat geſagt, wenn auch der gnädige Herr Vicar zur Stadt abginge, da könnten wir uns d'rauf verlaſſen, ein Paſtor, der fünf grade ſein ließe, den bekämen wir doch unſer Lebetag nicht wieder."

„Und dazu iſt ſie ſtill geweſen?" fragte der junge Wirth.

Still geweſen? Es iſt der Mutter in die Glieder gefahren. „Was für ein Paſtor wird

denn kommen?" hat ſie zuletzt gefragt. „Das werden wir ja ſehen!" hat die Mamſell gemeint, aber die gnädige Frau hat neulich geſagt, der Pfarrer, der jetzt kommen würde, der würde nicht verlangen, daß allerlei Weibsbilder wie ehrliche Frauensperſonen vor Gottes Tiſch erſcheinen ſollten!"

„Den Gottes Tiſch, den ſie uns decken!" rief der Schulmeiſter, „aber ſo dumm ſie uns machen möchten, wir werden einmal ihnen auch den Tiſch decken und das Befehlen wird ihnen noch verſalzen werden!"

Der alte Bauer ſchüttelte den Kopf. „Wartet's ab!" ſagte er ruhig.

„Abwarten?" meinte der junge Wirth. „Der Schulz ſchreit's ja jetzt ſchon Jedem in's Geſicht, der's hören will, ſie würden's hier grade machen wie in Schleſien, und wenn ſie nicht ſchon längſt dem Paſtor Brand das Predigen mit Soldaten gelegt hätten, ſo hätt' er's bloß dem jungen Herrn zu danken. Wir würden ſchon erleben, wie man Menſchen in die Kirche bringt!"

„So?" rief nun plötzlich der alte Schöne,

Schloß war, auch gefragt, ob wir denn was davon gehört hätten, daß der Herr Paſtor ſich ſo vertheidigt und ſich aufgelehnt habe gegen den König und gegen ſeinen Herrgott. Und ſie ſagen, der Vicar hätte heute von der Kanzel nicht genug predigen können vom böſen Beiſpiel und von der Verlockung zur Sünde und zum Hochmuth."

„Oben im Schloſſe," ſagte der Hofmann, „da haben ſie meine Alte gefragt, ob's denn bloß der Zufall wäre, daß ſie ſchon ſo lang nicht mehr zur Kirche kommen thäte? Und wie ſie geſagt hat, wir wollten warten, bis der Pfarrer wiederkäme, da hat der Brenner ſie angeſehen und geſpeilzahnt, und die Ausgeberin, die ganz ſo pfeift wie ſie ihr vorſingen, hat geſagt, wenn auch der gnädige Herr Vicar zur Stadt abginge, da könnten wir uns d'rauf verlaſſen, ein Paſtor, der fünf grade ſein ließe, den bekämen wir doch unſer Lebetag nicht wieder."

„Und dazu iſt ſie ſtill geweſen?" fragte der junge Wirth.

„Still geweſen? Es iſt der Mutter in die Glieder gefahren. „Was für ein Paſtor wird

denn kommen?“ hat ſie zuletzt gefragt. „Das werden wir ja ſehen!“ hat die Mamſell gemeint, aber die gnädige Frau hat neulich geſagt, der Pfarrer, der jetzt kommen würde, der würde nicht verlangen, daß allerlei Weibsbilder wie ehrliche Frauensperſonen vor Gottes Tiſch erſcheinen ſollten!“

„Den Gottes Tiſch, den ſie uns decken!“ rief der Schulmeiſter, „aber ſo dumm ſie uns machen möchten, wir werden einmal ihnen auch den Tiſch decken und das Befehlen wird ihnen noch verſalzen werden!“

Der alte Bauer ſchüttelte den Kopf. „Wartet's ab!“ ſagte er ruhig.

„Abwarten?“ meinte der junge Wirth. „Der Schulz ſchreit's ja jetzt ſchon Jedem in's Geſicht, der's hören will, ſie würden's hier grade machen wie in Schleſien, und wenn ſie nicht ſchon längſt dem Paſtor Brand das Predigen mit Soldaten gelegt hätten, ſo hätt' er's bloß dem jungen Herrn zu danken. Wir würden ſchon erleben, wie man Menſchen in die Kirche bringt!“

„So?“ rief nun plötzlich der alte Schöne,

und ſetzte den Bierkrug auf den Tiſch, daß der zinnerne Deckel ſchwer zufiel über dem weiß und blauen Kruge, „erleben würden wir's? Da ſollen ſie zuvor doch auch noch was erleben! Befehlen wollen ſie uns, was wir glauben ſollen? — Ich will den ſehen, der mir befehlen will!“

Sein gefurchtes Geſicht hatte ſich dunkel geröthet. Seine hellen Augen ſahen trotzig unter den dichten Brauen hervor. „Wir wollen ihnen ſchon zeigen, daß wir uns nicht befehlen laſſen, daß wir ſelber wiſſen, wie wir mit unſerm Herrgott ſtehen, und Gott weiß es am beſten, daß wir keine Heiden ſind!“

„Sagt's denn der Herr Paſtor nicht ſelber,“ rief der Schulmeiſter, indem er auf eine Stelle der Broſchüre deutete: „Der Menſch, wenn er zu denken angefangen hat, findet die Religioſität mehr oder weniger entwickelt in ſich ſelber. Er kann nicht denken, ohne ſich im Zuſammenhange zu empfinden mit der ganzen Schöpfung, ohne daß ſich jene ehrfurchts- und liebevolle Rührung ſeiner bemächtigt, aus der die reine Naturanſchauung ſich längſt entwickelt haben würde, hätten Pnicht rieſter und

Herrſcher es vortheilhaft gefunden, die Wahrheit zu verhüllen, und ſelbſt geſchaffene Bilder an ihre Stelle zu ſetzen, zu deren Erklärung ſie allein ſich berechtigt nannten!“ Jeder von uns kann Gott erkennen und die Wahrheit verſtehen, wenn ſie uns einfach geſagt wird, und man braucht kein Studirter zu ſein, um zu wiſſen, was Recht iſt!“

„Die Studirten?“ ſpottete der junge Schöne, „fragt einmal unſern Paſtor, wo er die rechte Einſicht her hat? Hier unter uns hat er ſie bekommen. Er war das lange nicht, als er zu uns kam, was er nachher geworden iſt. Vom Vater hat er's. Der hat's ihm geſagt, wie's dem Menſchen iſt, und was es auf ſich hat mit der Gerechtigkeit. Und der Vater hat ſich Nichts bezahlen laſſen für die Wahrheit, wie die ſtudirten Pfaffen, ſondern hat für ſich ſelber gearbeitet und noch Manches abgegeben an die, die's brauchten. Die rechte Wahrheit, die jeder Menſch dem Menſchen ſagen kann, die koſtet Nichts und hilft doch am beſten.“

Der Hofmann, der mit großer Gelaſſenheit den Anderen zugehört hatte, fuhr ſich langſam mit

dem runden Kamm, der ſein Haar zwiſchen den Ohren zuſammenhielt, über den Kopf, ſteckte ihn wieder ein, ſtützte ſich auf beide Ellenbogen, und ſagte gegen den alten Schöne gewendet: „Wenn ich Nichts zu kaufen verlange, da kann's mir gleich ſein, was der Roggen gilt. Wer Nichts vom Paſtor will, braucht bloß nicht hinzugehen, und wer nicht hingeht, hat Nichts zu bezahlen!“

„Wer iſt denn hingegangen?“ rief der junge Wirth.

„Wir haben aber doch den Decem ſteuern müſſen!“ meinte der Hofmann.

„Die Frau bekam's! ſo fiel es ja doch auf unſern Paſtor!“ meinte der junge Schöne.

„Der iſt aber weg alleweil, die Frau Paſtorin wird auch gehen, und der neue —“ meinte der Hofmann.

Der junge Wirth ließ ihn nicht enden. „Der neue, der fünf nicht grade ſein laſſen wird,“ unterbrach er ihn, „der kann ſehen, wo er den Decem herkriegt! Sollen wir dem auch den Decem geben?“

Der alte Herr Schöne hatte Alle reden laſſen.

Jetzt richtete er ſich auf und ſagte mit feſter Beſtimmtheit: „Nicht 'nen Groſchen!“

„Und ein ſchlechter Kerl, wer in die Kirche geht, wo ſie unſern Herrn Paſtor verunglimpfen!“ rief der junge Wirth mit ſoldatiſcher Bravour.

„Das ſoll ein Wort ſein!“ bekräftigte Herr Schöne.

„Ja! das ſoll ein Wort ſein!“ riefen Alle, nur der Schulmeiſter ſtockte.

„Schulmeiſter!“ fragte der junge Schöne, „warum ſchweigt Ihr jetzt?“

Der junge Mann war blaß geworden. „Ich habe eine alte Mutter!“ ſagte er, „und bin kein Bauer auf dem eigenen Hofe!“

„Da kommt zu mir mit Eurer Alten, wenn ſie Euch fortjagen, hier iſt noch Platz, und Ihr habt ja zwei geſunde Arme! Arbeit giebt's immer, die den Mann ernährt!“ meinte Herr Schöne.

Dem Schulmeiſter traten die Thränen in die Augen. Er gab dem Greiſe die Hand. Es entſtand eine Pauſe.

Die Männer begannen zu bedenken, daß ſie eine ſchwere Verpflichtung eingegangen waren.

Auch der Hofmann meinte, wenn er nicht zur Kirche gehen wolle, ſo werde man ihm ſeine Stelle auf dem Schloſſe kündigen.

„In Gottes Namen!“ rief der junge Wirth. „Wir ſind ja nicht unter dem franzöſiſchen König, der vor der Revolution die Proteſtanten mit Hunden in die Kirche hetzen ließ, wie wir geleſen haben. Wir ſind auch nicht Leibeigene, ſondern freie Bauern. Es wird für uns noch Recht zu finden ſein im Lande, und eine andere Stelle für Euch und für den Schulmeiſter!“

„Und ganz zuletzt,“ ſagte der alte Schöne, „da thut man doch am beſten, man geht grad aus und ſagt's rund weg, wie's ſteht.“

„Was meint Ihr damit, Vater?“ fragte der Sohn.

Der Alte antwortete nicht. Er wendete ſich gegen den Schulmeiſter. „Unſer Herr Paſtor hat ja den Leuten geſchrieben, was er glaubt und was er nicht glaubt, und das ſoll doch wohl ein Exempel ſein für unſer Einen,“ ſagte er. „Traut Ihr's Euch wohl zu, Schulmeiſter, es aufzuſetzen an die Re-

gierung, daß wir mit dem künftigen Paſtor Nichts zu theilen haben wollen, daß wir grade glauben und denken wie unſer Herr Paſtor, daß wir Nichts wollen zu thun haben mit der Kirche, ſondern eine Gemeinde ſein für uns ſelber, und predigen und predigen laſſen, wie's uns gut dünkt. Ihr ſeid ja ein halber Studirter! getraut Ihr's Euch?"

„Ja! das getraue ich mir!" rief der Schulmeiſter und ein helles Roth der Begeiſterung überflog ſein Geſicht. „Ja! das getraue ich mir! Ich will Ihnen ſagen, wie wir denken, wie wir glauben mit unſerm Paſtor! und wenn ſie mich fortſchicken von meinem Amte, und wenn ſie mich fortbringen von hier, ſo will ich —"

„So tröſtet Euch," unterbrach ihn der Hofmann, „wie ich mich tröſten werde, wenn's an mich kommen thäte, mit dem Lied, das ſtehen bleiben wird für ew'ge Zeit:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt
Der allertreuſten Pflege
Des, der die Himmel lenkt.

Der Sonne, Mond und Winden
Giebt Stunde, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß wandeln kann!“

Der alte Mann war aufgestanden und hatte die Hände gefaltet. Die Anderen folgten seinem Beispiel, und die Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen, als er diesen Vers des alten Liedes in Gebetform sprach.

So vollständig sein Inhalt im Widerspruche stand mit den Ansichten Friedrich's, welche die Männer eben beschlossen hatten als die ihrigen anzuerkennen, so rührte und erhob der Vers sie Alle. Sie hatten aus den Bekenntnissen ihres geistlichen Lehrers nur das verstanden, was ihrer eigenen Reife angemessen war. Das Uebrige war wirkungslos an ihnen vorübergegangen, und weit entfernt, den Pantheismus ihres Meisters zu theilen, verlangten sie Nichts, als Gott zu dienen nach eigener Art und Einsicht, und frei zu sein in der Ausübung dieses ihres Gottesdienstes. Sie lehnten sich auf gegen den Gewissenszwang, nicht

gegen den Glauben an einen perſönlichen Gott, und während ſie auszutreten verlangten aus der Kirche, waren Alle voll Gottvertrauen und voll redlichen Eifers für das Gute und das Wahre.

Als ſie ſich trennten, ſchüttelten ſie ſich die Hände. Sie waren Brüder geworden durch einen freien Entſchluß, ſie waren Genoſſen geworden für den Kampf um ihr Recht.

Der Schulmeiſter ſchrieb die ganze Nacht, und am folgenden Morgen ſchon wußte man auf dem Schloſſe, daß ſich eine freie Gemeinde im Dorfe gebildet habe, und daß der alte Schöne ihr Haupt geworden ſei.

Siebentes Kapitel.

Es giebt Epochen in dem Leben der Einzelnen so gut wie im Leben der Völker, in denen die Ereigniſſe von gewaltigen Kräften vorwärts getrieben zu werden, andere, in denen ſie ſtille zu ſtehen ſcheinen. Solch ein Zeitpunkt der Ruhe trat bald nach dieſen Vorgängen für Friedrich ein.

Er hatte die Scheidung angenommen, er war frei! frei ſelbſt von der Sorge für die Zukunft und für die Zufriedenheit ſeiner Frau. Sein Abſchied war ihm bewilligt worden, Auguſte hatte das Pfarrhaus verlaſſen, der Vicar die Stelle am Dome angetreten, und Friedrich war von Stillberg's Neigung für Auguſte unterrichtet worden.

Er wußte, daß dieſe ſowohl als ihr Onkel die unverkennbare Bewerbung des Dompredigers mit Wohlgefallen wachſen ſahen. Indeſſen ſo aufrichtig er Auguſten jede Lebensfreude wünſchte, ſo lebhaft er ihr jeden Erſatz gönnte, den die Zukunft ihr bieten konnte, vermochte er bei dieſen Nachrichten einer ſchmerzlichen Empfindung nicht Herr zu werden.

Es widerſtand ihm, ſich ſeine Gattin als das Weib eines Anderen zu denken. Sein Gemüth, ſeine Phantaſie ſchraken davor zurück. Ein trüber Schatten deckte an ſolchen Tagen in ſeinem Herzen ſelbſt Helenens Bild. Er hatte lange aufgehört, die Ehe als einen heiligen Zwang zu betrachten, und doch brauchte er Zeit und Ueberwindung, ſie als eine freie, alſo lösbare und neuzuſchließende Hingebung anſehen zu lernen. Er war reif genug, eine Theorie nicht zu verwerfen, weil die Folge derſelben ihm augenblicklich wehe that, und klar genug, es natürlich zu finden, daß er vergeſſen ward, wo er keine Anſprüche mehr zu machen, keine Pflichten mehr zu erfüllen, und wo er eigentlich nie auf dem rechten Boden ge-

ſtanden, nie eine wirkliche Herzensheimath gefunden hatte.

Um ſo erfreulicher aber mußten ihm die Beweiſe der Anhänglichkeit ſein, welche er fortdauernd von denjenigen Mitgliedern ſeiner früheren Gemeinde erhielt, die ſich von der Kirche losgeſagt hatten. Ihr Verlangen freilich, daß er heimkehren und als ihr Prediger unter ihnen weilen möge, glaubte er ablehnen zu müſſen, obſchon aus den eingepfarrten Dörfern noch mehrere ſeiner früheren Zuhörer ſich mit den erſten Diſſidenten verbunden und ſich verpflichtet hatten, ihm ein Jahrgeld zu zahlen. Rückſichten auf Erich hielten ihn davon zurück. Er mochte ſich dem alten, treuen Freunde in ſolcher Weiſe nicht feindlich gegenüberſtellen, und ſchlug den Diſſidenten alſo vor, für's Erſte gar keinen Geiſtlichen zu wählen, ſondern den Schulmeiſter zu ihrem Lehrer und Leiter anzunehmen, deſſen Geſinnung und Einſicht er in gleichem Maße ſchätzte. Daneben erbot er ſich, demſelben mit Rath zur Hand zu gehen, bis die Diſſidenten ihre Angelegenheiten mit der Dorfgemeinde

geordnet und von der Regierung ihre Anerkennung erlangt haben würden.

Und wie er der Berather ſeiner früheren Pfarrkinder verblieb, ſo ward er aus der Ferne auch ein befreiender Tröſter für die Gräfin.

Jemehr Helene ſich einlebte in ſeine Anſchauungsweiſe, um ſo gleichgültiger erſchienen ihr die Zwecke, die ſie rund um ſich her verfolgen ſah. Seit Jahren eingebannt in die Atmoſphäre der diplomatiſchen Kreiſe, hatte auch ſie ſich allmälig gewöhnt, das Schickſal der Völker nach dem Wohlbefinden der herrſchenden Dynaſtien zu beurtheilen, und ſich in der trügeriſchen Ruhe, welche ſie umgab, ausſchließlich mit den eigenen Empfindungen beſchäftigt. Denn wie der vornehme Reiche ſich abzuſperren weiß gegen den phyſiſchen Lärm und die Kälte, welche von Außen eindringen und ſein Behagen ſtören könnten, ſo hatte man ſich in jenen Kreiſen abſichtlich gegen den Ton der grollenden Geiſtesbewegung in den Völkern abgeſperrt, und gegen den immer lautern Ruf um das Recht der freien Selbſtbeſtimmung.

Friedrich's Briefe, und noch mehr ſeine Werke

ſchreckten die Gräfin zuerſt aus ihrer Sicherheit empor. Was ſie für Uebertreibung gehalten hatte von den Lippen und aus der Feder Anderer, das ward ihr zur Wahrheit, wenn der Mann es ausſprach, dem ſie mit ihrer ganzen Glaubensbedürftigkeit vertraute. Sie fing an um ſich zu blicken, auf die Bewegung der Zeit zu achten. Dabei mußte ſie es inne werden, daß ein Verſtändniß der Gegenwart ohne Einſicht in die Geſchichte der Vergangenheit nicht möglich ſei. Und wie die Leidenſchaft für den Cavaliere ſie einſt zur Künſtlerin gemacht, ſo ward ihre Neigung für Friedrich ihr ein Sporn, ſich ernſter zu unterrichten, denn ſie gehörte zu den Frauen, die nur durch das Herz zu lernen vermögen. Was aber in ſolchem Sinne aus Liebe unternommen wird, pflegt meiſt in doppeltem Betrachte förderlich zu ſein. Während Helene ſich belehren wollte, um Friedrich's Studien und Gedankenentwickelung zu folgen, fand ſie ſelbſt den Frieden. Der Hinblick auf die Vergangenheit, auf all die Menſchen und die Menſchengeſchlechter, die einſt gekränkt in ihren Rechten, beeinträchtigt in ihren billigſten Anforderungen aus

dem Leben gingen, machte ſie das eigene Daſein anſpruchslos betrachten. Die Weltgeſchichte lehrte ſie die Entſagung, die der Glaube und das Chriſtenthum ihr nicht zu geben vermocht hatten. Sie lernte den Werth des Lebens nicht nach befriedigten Empfindungen, ſondern nach Thaten ſchätzen. Ihre Sehnſucht nach eigenem Glück begann zu ſchweigen vor dem Wunſche, ihr Leben an einen feſten Zweck in ernſter Treue ſelbſtlos hinzugeben. Ein Ideal von entſagender Liebe, das ſich an ihre Jugenderinnerungen knüpfte, das in harmoniſchem Einklang den Anfang und das Ende ihres Daſeins verbinden ſollte, ward in ihrem Geiſte rege, und Friedrich's Scheidung bot ihr ſchnell den Weg, es zu verwirklichen.

Es freute ſie, daß ſie gebunden, daß ſie von ihm getrennt war. Nicht mehr Genuß, ſondern demüthige Hingabe ihres ganzen geiſtigen Seins an eine reichere Natur, das war es, was ſie ſuchte. Ihre eigne künſtleriſche Begabung dünkte ſie gering neben der dichteriſchen Schöpferkraft, mit welcher Friedrich die erhabenen Gedanken ſittlicher Freiheit und Schönheit vertrat. Alles Große

und Gute, das ihr begegnete, empfing sie in sich als einen Gewinn für ihn, und wie sie sich einst der Verherrlichung durch den Cavaliere gefreut, so und noch viel tiefer genoß sie jetzt die Wonne, unterzugehen in den Schöpfungen eines Mannes, den sie zu ihrem sittlichen Ideal erhoben hatte. Das aber ist die rechte Liebe, die ein Glück ist an sich selber. Das ist jenes himmlische Geben, welches seliger ist als Nehmen, das ist ein Bewußtsein, das im Drange jeder Noth erhebt.

Was sie im Schooße des Katholicismus zu finden gehofft, ein Wesen, das sie schuldlos anbeten konnte in menschlicher Gestalt, eine unbedingte Hingebung, einen erhebenden Trost, eine verzeihende Liebe, das besaß sie für ihr Empfinden jetzt in Friedrich. Er kannte alle ihre Irrthümer, ihm hatte sie dieselben gebeichtet, er hatte ihr das eigene Innere klar gemacht und ihr vergeben. Seine treue, unerschütterliche Liebe, sein Glaube an die innere Reinheit ihrer Seele waren ihre Erlösung, und sie empfing sie als die göttliche Gnade des Menschen für den Menschen.

Hatte einst der Taumel der Leidenschaft sie

blind gemacht für das Unrecht, das ſie an dem Grafen begangen, war ihr das eigene Unglück als ein unverdientes erſchienen, ſo hatte Friedrich ſie gelehrt, es als die nothwendige Folge, als die Buße der Unwahrheit anzuſehen, mit der ſie in die Ehe eingetreten war, und Helenens religiöſe Natur ergriff mit Lebhaftigkeit den befreienden Gedanken einer ſolchen Buße.

Ihr Verhältniß zu dem Grafen gewann dadurch eine andere Geſtalt. Sie konnte ihn nicht lieben, Geſchehenes nicht ungeſchehen machen, aber ſie wünſchte zu vergüten, was in ihrer Macht ſtand. Freiwillig brachte ſie ihre Freiheit zum Opfer. Da ſie ihm nicht Gattin zu ſein vermochte, beſchloß ſie, ihm dienſtbar zu werden in töchterlicher Hingebung; aber der Charakter des Grafen machte ihr das ſchwer.

Der Mann, welcher die Lehre von den erfüllten Thatſachen von jeher zu ſeinem Princip erhoben hatte, kannte die Reue nicht, vermochte nicht an ſie zu glauben. Und hätte Helene ihm die Wandlung ihres Herzens mit allen ihren Triebfedern kund thun wollen, er würde ſie nicht ver-

ſtanden, er würde ſie unbegreiflicher gefunden haben, als ihr früheres Unrecht gegen ihn, ſie würde ihm als leere Schwärmerei lächerlich, ja verächtlich erſchienen ſein. Was Helene auch that, ſich ihm dienſtbar und unterwürfig zu beweiſen, der Graf betrachtete es mit Mißtrauen. Ihre Ausdauer ſteigerte daſſelbe. Hatte er in den Jahren ſeiner vollen Kraft ſeine Eiferſucht zu verbergen, ſeine Kränkung mit Stolz im tiefſten Herzen zu verſchließen gewußt, ſo machte ihn die Schwäche des beginnenden Greiſenalters unfähig, dieſe Rolle fortzuſpielen. Mit dem ſcharfſichtigen Blick argwöhniſcher Menſchenkenntniß folgte er dem Thun und Treiben ſeiner Frau, während er ſich doch wieder dieſer Ueberwachung ſchämte. Bald glaubte er Helene durch eine neue Leidenſchaft an die Geſellſchaft gefeſſelt, wenn ſie mit ruhiger Heiterkeit ſich ſelbſt in denjenigen Kreiſen bewegte, die ihr ſonſt nicht zuſagend geweſen waren; bald glaubte er einen Nebenbuhler in ſeiner Nähe zu haben, wenn er die Zufriedenheit betrachtete, welche die Gräfin in häuslicher Zurückgezogenheit zu fühlen ſchien, aber alle ſeine Vermuthungen erwieſen ſich als

grundlos, bis er endlich des Briefwechſels gewahr ward, den Helene mit Friedrich unterhielt.

Einſam in ſeinem Cabinette hielt er den letzten Brief der Gräfin in der Hand. Mit düſterem Blicke las er die Aufſchrift. Der Name Friedrich Brand, den er ſo häufig im Zuſammenhange mit Auguſten, mit der Couſine ſeiner Frau gehört hatte, klang ihm plötzlich fremd, und dennoch war es ihm, als habe er einmal in irgend einer Beziehung zu dem Träger deſſelben geſtanden, die mit Auguſte nichts gemeinſam hatte. Er glaubte einmal auch einen Mann dieſes Namens gekannt zu haben, aber er wußte nicht an welchem Orte und wußte kein beſtimmtes Bild mit demſelben zu verbinden, obgleich eine ihm mißfällige Erinnerung ſich an dieſen Namen knüpfte. Das ſteigerte ſeine Unruhe, ſeine Gereiztheit. Haß zu fühlen gegen einen Menſchen, von deſſen Perſönlichkeit man keine Vorſtellung hat, iſt unerträglich, denn die ganze Gewalt der Leidenſchaft fällt auf den Haſſenden zurück.

In dumpfem Sinnen ſtarrte er die Aufſchrift an. Es war ihm, als müſſe ihm aus den Schrift-

zügen das Bild des Mannes entgegentreten. Seine Hand zuckte das Siegel zu erbrechen, aber er warf den Brief mit Heftigkeit zur Seite.

„Friedrich Brand! Friedrich Brand!“ wiederholte er in finſterem Brüten, während er im Zimmer auf und nieder ging. „Friedrich Brand!“ rief er, als zufällig die Gräfin eintrat, und mit ſchnellem Schritte ihr entgegentretend fragte er ſie: „Wer iſt dieſer Friedrich Brand, Helene?“

Die Gräfin wechſelte die Farbe. „Wer er iſt?“ ſagte ſie, indem ſie ihren Gatten betroffen anſah. „Du fragſt mich, wer er iſt?“

„Was haſt Du mit ihm?“ fuhr der Graf auf, „was iſt er Dir, dieſer Pfarrer Brand?“

„Er iſt mein Freund!“

Der Graf lachte höhniſch auf. „Und dieſe Freundſchaft haſt Du mir verſchwiegen durch die langen Jahre unſerer Ehe?“

„Ich hatte Nichts zu verſchweigen, denn ich hatte keinen Zuſammenhang mit ihm, bis —“

„Bis Du zu Hauſe warſt und dieſe Freundſchaft ſich entzündete!“ ſpottete der Graf.

„Ich habe ihn nicht wiedergeſehen ſeit ich zum

erſten Male aus dem Vaterhauſe ſchied!“ betheuerte Helene. Der Graf blieb in ſichtlichem Kampfe vor ihr ſtehen, auch Helene ſchien in ſich nach einem Entſchluſſe zu ringen. Es entſtand eine Pauſe.

„Höre mich an, Hippolyt!“ ſprach ſie endlich, „aber unterbrich mich nicht. Was ich Dir zu ſagen habe, enthält Deine und meine Zukunft in ſich!“ —

Der Graf wollte ſein altes Lächeln verſuchen, aber es war etwas in der Ruhe und dem feierlichen Ernſte ſeiner Gemahlin, was ihn daran hinderte. Er rückte den Seſſel von ſeinem Schreibtiſch in ihre Nähe und ließ ſich nieder, während ſeine Augen mit durchbohrender Schärfe auf ſie gerichtet waren.

„Du fragteſt mich, was Friedrich Brand mir ſei?“ ſagte die Gräfin bewegt. „Er iſt das Unglück und das Glück meines Lebens geweſen.“ Sie hielt inne, als müſſe ſie ſich ſammeln für den Rückblick, den ſie beabſichtigte. Des Grafen Züge waren wie verſteinert.

„Du haſt Friedrich Brand geſehen,“ hob ſie

nach kurzem Zaudern an, „an dem Tage, da er zum erſten Male in Erich's Geſellſchaft unſer Haus betrat, der Sohn eines Handwerkers, ein armer Student!“

„Er? Er iſt es?“ rief der Graf aufſpringend, da plötzlich das Bild jenes Jünglings in ihm auftauchte, der ihm einſt ſo ſchroff gegenüber geſtanden hatte. „Jener lächerliche Phantaſt, den die Deinen aus deutſcher Philanthropie ſoutenirten? Er alſo iſt der Freund?“

Die Gräfin antwortete nicht auf dieſe Frage. „Ich habe ihn geliebt!“ ſagte ſie ſanft, „und ward von ihm getrennt. Als ich Deine Braut geworden war, trieb es mich, Dir zu ſagen, welch eine Wunde in meinem Innern blutete. Deine eigenen Worte, Deine Anſicht von der Thorheit ſolchen Vertrauens, ſchloſſen mir den Mund, und ich wurde Dein Weib.“

Sie ſchöpfte Luft und drängte die Thränen zurück. „Damals,“ fuhr ſie fort, „ſah ich ihn zum letzten Male. Ein Zufall führte uns zuſammen. Ich ſah ihn einen flüchtigen Augenblick, und niemals wieder. Wir ſchieden herzzerriſſen; aber ich

hatte den feſten Willen, dem Ideale zu entſprechen, das er in mir erblickte, den feſten Willen, Dir ein Weib zu werden, das er ehren konnte, da er es nicht lieben durfte!“

„Und wer trägt die Schuld, daß Du es nicht geworden?“ rief der Graf.

„Du, Hippolyt! Du trägſt die Schuld!“ entgegnete die Gräfin mit einer ruhigen Feſtigkeit, vor der ihr Gatte verſtummte. „Wärſt Du ein Mann geweſen voll Glauben an das Weib, voll Glauben an die wahre Bedeutung der Ehe, Du hätteſt Dich und mich gerettet. Mit einem wunden Herzen, gewohnt an die leitende Hand gütiger und doch ſtrenger Elternliebe, gehorſam und unerfahren wie ein Kind, ſo ward ich Dein Weib. Ich bedurfte eines Schutzes, eines Führers. Ich habe ihn nicht in Dir gefunden. Die Welt, in der Du lebteſt, ehrte weder Sittlichkeit noch Treue. Alle huldigten dem Erfolge, Du und ſie Alle lebten für den Schein. Du machteſt mich zum Spielball Deiner Eitelkeit. Um nicht für eiferſüchtig zu gelten, überließeſt Du die Unerfahrene dem verwirrenden Strudel einer entſittlichten Geſellſchaft, und

— fuhr ſie leidenſchaftlicher fort — „als dann die Stunde der Verſuchung mir kam, als ich vom Taumel erfaßt, meiner ſelbſt nicht Herr war, als es Gnade, Barmherzigkeit, als es Pflicht von Dir geweſen wäre, mich zurückzureißen von dem Abgrunde, zu dem meine Verblendung mich getrieben hatte — da haſt Du keine Hand gereicht, mich zu halten, da haſt Du, der allein es konnte, der es mit einem Worte vermocht hätte, mich nicht gerettet. Mit kalter Härte haſt Du mich verdammt, als ich noch ſchuldlos war, mit kaltem Stolze haſt Du mir die Freiheit gegeben. Ich glich dem Raſenden, der Gift begehrt zu ſeiner Labung — Du haſt es mir gereicht. Dein und mein Leben ward vergiftet!“ —

Sie ſchwieg erſchöpft. Der Graf war bleich geworden wie ein Todter. Er hatte die geballte Rechte gegen die Stirne gepreßt, ſeine blutloſen Lippen bebten. Er fühlte ſich unter einem ſchweren Banne. Plötzlich fuhr er dagegen auf, wie Einer, der um jeden Preis ſich helfen will. „Was ſoll mir das?“ rief er. „Was ſoll mir dieſer Vorwurf? Was hat er mit dem Paſtor Brand

gemein? Was iſt Dir Brand? Darauf verlang' ich Antwort!"

„Brand iſt mein Wohlthäter!" entgegnete Helene.

„Das geht zu weit!" rief der Graf empört. „Erwäge Deine Worte!"

„Er iſt mein Wohlthäter und der Deine!" wiederholte die Gräfin, „denn er hat mich verzeihen, mir und Dir verzeihen gelehrt. Er hat die Selbſtverachtung, er hat den Haß aus meiner Seele genommen, mit dem ich Dich in Stunden der Verzweiflung anklagte. Er hat mich entſagen, und nach Vergütung, nach Verſöhnung ringen lehren!"

„Und Du haſt alſo wirklich dieſen Lehrer, dieſen Erlöſer nicht wiedergeſehen?"

„Niemals, Hippolyt!"

„Aber woher dieſe wundervolle Freundſchaft? woher dieſer wunderbare Einfluß?" fragte der Graf.

„Erich ſah die Verſunkenheit meines Herzens. Er wies mich an Brand, an ſeinen Freund, an

ihn, der mir zugethan war mit der reinen Liebe unſerer Jugend."

„Ihm alſo dank ich dieſen Freundſchaftsdienſt!" rief St. Brézan, froh einen Gegenſtand zu haben, an den ſein Zorn ſich halten konnte. „Ihm alſo, Erich dank ich ihn! — das werde ich ihm nicht vergeſſen!"

Die Gräfin erſchrak vor dem Ausdruck ſeiner Züge. „Du thuſt ihm Unrecht!" ſagte ſie lebhaft.

„Unrecht? und er hat Dich zu dieſer neuen Liaiſon verlockt? Unrecht? und er weiß um dieſes Verhältniß, das Dich ſo plötzlich für die Tugend begeiſtert, ſo plötzlich zur Entſagung bereit macht? Halte mich wofür Du willſt — nur ſolchen Glauben fordere nicht von mir!"

„Daß Du unfähig biſt, an das Gute zu glauben, iſt von jeher unſer Verderben geweſen und wird es bleiben in die Ewigkeit!"

„Entſagung!" hohnlachte der Graf. „Und wenn ich von Dir forderte, dieſer reinen Freundſchaft zu entſagen? Wenn ich dies Pfand begehrte als Zeichen Deiner Sinnesänderung, als Bürgſchaft für die Reinheit dieſer Freundſchaft?"

Die Gräfin verſtummte.

„Nun Helene? wo ſind jetzt die Entſagung, die Erhebung, zu der der fromme Paſtor Dich bekehrt hat? Wo iſt des treuen Freundes reine Jugendliebe, an die nicht zu glauben, ein Verbrechen ſein ſoll? Ich bin kein Gläubiger! ich geſtehe es. Ich bedarf der Zeichen, um zu glauben.“

Die Gräfin war in heftigſter Erregung. Ihr innerer Kampf ſpiegelte ſich in ihren Mienen wieder. Es brannte ihr im Herzen, dieſes Verhältniß, an dem ſie ſich erhoben hatte, das ihre Stütze für die Zukunft ſein ſollte, durch ihres Mannes gerechten Argwohn entweiht zu ſehen. Sie konnte es nicht ertragen, Friedrich beſchuldigen zu hören. Der Gedanke, dem Freunde zu zeigen, was ſeine Lehre ihr gefruchtet habe, vereinte ſich mit dem religiöſen Zuge ihrer Seele, der ſie zur Buße trieb, ſie zu einem Opfer zu beſtimmen.

„Was begehrſt Du?“ fragte ſie mit einem Ausdruck, in welchem ihr innerer Kampf erzitterte.

„Gieb dieſen Briefwechſel auf!“ ſagte der Graf mit kurzer Schärfe.

„Hippolyt!“ bat ſie mit flehendem Tone.

„Gieb dieſen Briefwechſel auf! Schwöre es mir!“ wiederholte der Graf mit feſtem Beharren, „und ich will Dir glauben!“ Er ſtand vor ihr, ihrer Antwort gewärtig. Sie zauderte, ſie zu geben. Ein Zug befriedigten Hohnes ſpielte um ſeinen Mund.

Die Gräfin ſah es, und erhob ſich plötzlich. „Ich werde nicht mehr an ihn ſchreiben. Ich ſchwöre es Dir!“ ſagte ſie mit Feierlichkeit, während große Thränentropfen leiſe über ihre Wangen glitten. „Noch heute will ich es ihm ſagen!“

St. Brézan war betroffen. In ungläubiger Verwirrung blickte er die Gräfin an.

„Und dieſer Brief hier?“ fragte er, indem er ihr denſelben hinhielt, um nicht durch eine Antwort zeigen zu müſſen, wie unerwartet Helenens Entſchluß ihm gekommen ſei.

Helene blickte den Grafen, blickte den Brief an, nahm ihn aus ſeinen Händen und zerriß ihn wortlos.

„Ich werde Dir die Zeilen geben, die ich heute an ihn ſchreibe. Du wirſt die Güte haben, für dieſen letzten Brief zu ſorgen!“ ſagte ſie mit äußerer Ruhe und verließ das Gemach.

Der Graf ſah ihr ſprachlos nach. Ein tiefer Haß brütete in ſeiner Seele. Seine leuchtenden Augen ſtachen unheimlich ab gegen ſeine erſchlafften Wangen und ſeine zuckenden Lippen.

„Wie ſie ihn liebt!“ rief er endlich. „Welche Macht er über ſie beſitzt! Zu welchem Fanatismus er ſie aufgeſtachelt hat, dieſer Elende! Und Erich iſt es! Erich, dem ich das verdanke!“

Er hatte die Hände im Zorne zuſammengekrampft, und ſtarrte lange in die verlöſchende Flamme des Kamines. Dann ſetzte er ſich nieder. Mechaniſch ergriff er das Schüreiſen, und ſtieß planlos den hellen Stahl in die Kohlen, aus denen eine praſſelnde Gluth dämoniſch hervorloderte. Hie und da brannte eine blaue, züngelnde Flamme empor, zuckte auf, ſchwankte und erloſch kniſternd. Endlich lag die rothe Kohlenmaſſe ruhig in gleichmäßigem Verglühen. Der Graf ward achtſam, und als wolle er die todte Kohle zu neuem Brennen zwingen, ſo leidenſchaftlich ſchürte er ſie auf. Aber der Brennſtoff war erloſchen, und mit Heftigkeit warf er das Eiſen von ſich, daß es auf die Einfaſſung des Kamines fiel und das Klirren

der Kamingeräthe unheimlich durch das Zimmer schallte.

Mit raſcher Entſchiedenheit ging er zu ſeinem Arbeitstiſche, und ſetzte ſich zum Schreiben nieder. Indeß kaum hatte er einige Zeilen auf das Blatt geworfen, als er es zerriß und ſich wieder erhob.

„Flammen auf erlöſchender Gluth!“ ſagte er bitter. „Aber im Haß iſt auch Leben! und ich haſſe ſie, Alle! Alle!“

An dieſen Haß, der ſich gleichmäßig gegen Friedrich wie gegen Erich wendete, an ſeiner brennenden Eiferſucht gegen Helene, klammerten ſich fortan die Gedanken des Grafen feſt. Unfähig, das Bedürfniß nach freiwilliger Buße zu verſtehen, das ſeine Gemahlin zur Entſagung trieb, traute er ihrem Schwure nicht.

Alle Briefe, welche ſie ſchrieb oder empfing, gingen durch ſeine Hände, jeder ihrer Schritte, jede ihrer Handlungen ward von ihm bewacht. Er, der einſt in ſeinen Mannesjahren mit dem Anſcheine ſtolzer Gleichgültigkeit Helenens leidenſchaftliche Verwirrungen geduldet, der ihren vielbeſprochenen Galanterien kalte Ruhe entgegengeſetzt

hatte, der Helenens anerkannte Günſtlinge als Freunde in ſeinem Hauſe bewirthet, er konnte jetzt das reinere Verhältniß Helenens zu dem Geliebten ihrer Jugend nicht ertragen, und unterlag den Qualen dieſer Eiferſucht auf den Entfernten. Je ſorgfältiger er aber, ſeinem Charakter getreu, dieſe Empfindungen der Welt verbarg, um ſo tiefer und verzehrender gruben ſie ſich in ſein Inneres, um ſo nachtheiliger wirkten ſie auf ſein Befinden. Eine Nervenreizbarkeit, welche das Leben an ſeiner Seite immer ſchwerer machte, zerſtörte den Anſchein männlicher Kraft, der ihm bisher geblieben war. Mit Verzweiflung ſah er das allmälige Zuſammenſinken ſeiner ſtolzen Geſtalt, das Erſchlaffen ſeiner feſten Züge, wenn er auf die noch immer ſtrahlende Schönheit ſeiner Gattin blickte. Aller Spott, den er ſonſt gegen ähnliche Verhältniſſe gehört und ſelbſt empfunden hatte, wurde in ſeiner Erinnerung lebendig, um ihn zu quälen. Ueberall glaubte er ihn zu vernehmen. Er fühlte ſich beleidigt, ſo oft man ihn in gewohnter Weiſe um ſein Befinden befragte, und bald ward ihm der Gedanke an die große Ungleichheit der Jahre,

welche ſich zwiſchen ihm und der Gräfin jetzt immer unverkennbarer ausſprach, ſo unerträglich, daß er mit angſtvollem Selbſtbetruge zu allen Mitteln griff, mit welchen die Kunſt das Alter zu verbergen ſtrebt. Er, der es ſtets für die ſchwerſte Schmach gehalten hatte, ſich in der Meinung der Geſellſchaft eine Blöße zu geben, verdammte ſich jetzt zu der lächerlichen Rolle eines Jugend heuchelnden Greiſes.

Hatte die Gräfin gegen ihn in den Jahren ſeiner Kraft gefehlt, ſo trug ſie jetzt ſeine Schwäche mit ausharrender Ergebung. Wie ſie einſt ſich aus der Liebe einen Cultus blinder Hingebung gemacht, ſo ſchuf ſich ihre urſprünglich religiöſe Natur jetzt aus der Buße einen Cultus. Abgeſchnitten durch des Grafen Eiferſucht auch von dem Verkehre mit ihrem Bruder, ohne alle Nachricht von Friedrich, außer derjenigen, welche ſeine literariſche Thätigkeit ihr brachte, ſuchte ſie ſich in ſeinem Geiſte zu entwickeln, nach ſeinem Sinne zu leben.

Da er die Kunſt liebte, kehrte ſie wieder zu

ihrer Staffelei zurück, und der sittliche Ernst, der durch Friedrich über sie gekommen war, machte sich auch in der Art ihrer jetzigen Arbeiten geltend. Hatte sie früher, nach Anleitung des Cavaliere und der modernen Italiener überhaupt, für den Effect gearbeitet und viel in die Natur hineincomponirt, so beschränkte sie sich nunmehr auf jene demüthige Nachahmung der Natur, die sich bewußt ist, mit allem liebevollen Streben ihr Vorbild doch nicht erreichen zu können. Und wie mit ihrer reinen keuschen Liebe eine neue Jungfräulichkeit in Helene erwacht war, so begann auch für ihr künstlerisches Schaffen eine neue Epoche. Die Kunst ward ihr ein Heiligthum, dem sie zu dienen hatte, die Arbeit eine erhebende Kraft. Sie verlangte nicht mehr danach, ihre Bilder ausgestellt zu sehen, sie hatte auch nicht mehr die Nothwendigkeit, sie zu verkaufen. Ihre Skizzenbücher machten es ihr leicht, viele der Gegenden Italiens zu malen, welche Friedrich vorzugsweise liebte, und unter ihren fleißigen Händen entstand auf diese Weise eine Reihenfolge von Gemälden, von seltener Schönheit und von großem Werthe, die

ſie einſt, ohne zu wiſſen wann und wie, in Friedrich's Hände übergehen zu ſehen hoffte.

Unbeſorgt um den Eindruck, den ſie in der Geſellſchaft machte, bemüht, den Grafen nicht immer wieder auf's Neue durch den Anblick ihrer Schönheit zu eiferſüchtiger Vergleichung mit ſich ſelbſt zu reizen, begann ſie den Schmuck zu meiden. Ihre Kleidung ward einfacher und ernſter, und wie ihre Theilnahme an den rauſchenden Luſtbarkeiten der großen Welt ſich verminderte, ſo wuchs ihre Neigung, ſich den Menſchen und den Claſſen anzuſchließen, deren Intereſſen und Beſtrebungen Friedrich theilte. Und ſelbſt in dieſem fernen Norden fehlte es an ſolchen nicht.

Trotz des ſtrengen Verbotes waren die Werke der franzöſiſchen Socialiſten und Dichter, die Werke von Louis Blanc und Proudhon, von George Sand und Eugen Sue in der Reſidenz vielfach verbreitet, und grade in der Ariſtokratie gab es Männer und Frauen, die ſich mit begeiſtertem Glauben den Lehren zuneigten, welche eine neue ſtaatliche Liebesreligion, eine neue, göttliche Menſchenliebe verkündeten. Zu ihnen

hielt ſich die Gräfin, und die Zuverſicht der einſtigen Welterlöſung durch die Freiheit des Gedankens, ließ ſie geduldig ausharren in der Atmoſphäre allgemeiner und perſönlicher Knechtſchaft, in der ſie ſich bewegte.

Achtes Kapitel.

Ganz im Gegenſatze zu dem Leben der Gräfin hatte Corneliens Daſein ſich immer ſchöner entfaltet. Auch der Doctor blickte freudiger in die Zukunft, ſeit ſich in Deutſchland unverkennbar ein Ringen nach politiſcher Freiheit zu zeigen begann.

Die conſtitutionelle Entwicklung der ſüddeutſchen Staaten, der immer wachſende Völkerverkehr, der die Deutſchen in Belgien, Frankreich und England durch den Augenſchein von den Segnungen der Volksvertretung und der Selbſtregierung überzeugte, waren nicht erfolglos, und auch in Norddeutſchland, namentlich in Preußen, ſah man ſich gedrungen, dem allgemein gefühlten Volksbedürf-

niß durch Einberufung der Landſtände entgegen zu kommen.

Da auf dieſe Weiſe die Theilnahme des Doctors eben ſo ſehr nach dem Vaterlande gewendet, als in Frankreich durch die ſich immer beſtimmter entwickelnden Aſſociationen zu verſchiedenen Zwecken beſchäftigt wurden, ſo fühlten beide Gatten ſich geiſtig in einer Weiſe angeregt und ausgefüllt, die ſie Reginens und Larſſen's Abweſenheit weniger empfinden ließ. Sie bemerkten es kaum, daß Regina noch immer in England verweilte, obſchon die Saiſon vorüber war, und ſie die Abſicht gehabt hatte, eine Erholungsreiſe nach der Schweiz zu machen, bei welcher Larſſen ſie begleiten ſollte, der nach London gekommen war, ſie abzuholen.

Auch hatte Regina den Plan nicht aufgegeben, aber ſeit ſie auf Richard's Landſitz lebte, ihn von Tag zu Tag hinausgeſchoben, und Larſſen hatte täglich mehr den Muth verloren, ſie an die Abreiſe zu erinnern, da er fühlte, wie ungern Regine derſelben gedachte.

„Laſſen Sie mich nur aufathmen von der Arbeit der Saiſon!“ ſagte ſie ihm eines Tages,

als er ſie darauf aufmerkſam machte, daß die Jahreszeit vorrücke, und daß es zu ſpät werden könne für eine Alpentour. „Laſſen Sie mich nur ausruhen, es iſt ja gleich, wo ich Erholung finde! Hier iſt mir wohl. Ich habe Alles, was das Leben ſchön macht: treue Menſchen, die mich lieben, eine ſchöne Natur und volle Freiheit und Muße für mich ſelbſt. Weshalb ſollte ich eilen, dieſes Gute aufzugeben?“

Larſſen antwortete nicht darauf, indeß man konnte ihm anſehen, daß er anderer Anſicht war, trotz ſeiner Empfänglichkeit für den Comfort des engliſchen Landlebens, die reiche Befriedigung finden mußte in Wyndhamhouſe, dem alten ſtattlichen Familienſitze.

Die breite Behaglichkeit, mit der das Gebäude ſich zweiſtöckig hinter dem weiten Raſenplatze ausdehnte, die braunrothen Ziegelwände, welche mit den hellen Fenſtern aus dem dichten Geranke des Epheus hervorſahen, mußten auf den Betrachter einen wohlthuenden Eindruck machen, und das edle häusliche Leben, das Familienglück, das hier weilte, die Freudigkeit, mit welcher Marga-

rethe hier waltete und ſchaffte, ſchienen dem ganzen Beſitze den Charakter höchſter Ruhe und höchſten Wohlbefindens aufgeprägt zu haben.

Seit Wochen war Regina es nicht müde geworden, ſich an dem einfachen wahren Glücke zu erfreuen, das Richard in ſeinem Weibe und ſeinem eben erſt geborenen Knaben beſaß. Allabendlich, wenn er von ſeinen Geſchäften aus dem engen Comtoir der City hinauskam auf das Land, fühlte man ihm die Wonne an, mit der er ſeine Familie auf dem eigenen Grund und Boden wiederſah, und wenn es erquicklich iſt, das Gelingen eines Kunſtwerkes, das Gedeihen einer Pflanze zu beobachten, ſo war es doppelt wohlthuend, hier in Richard dem Wohlbefinden eines Mannes zu begegnen, deſſen Leben ſich in vernünftiger Freiheit, ungehindert von Familien- und Staatsverhältniſſen, natürlich geſund und darum vollſtändig und einfach entwickelt hatte. Jugendlich in ſeinem Empfinden, beſaß er eine ruhige Urtheilskraft, und da die letzten Wahlen ihn in das Unterhaus gebracht, hatte das jedem Engländer innewohnende Bewußtſein, mitverantwortlich zu ſein für das

Wohl des Volkes, den männlichen ſittlichen Ernſt in ihm noch ſtärker entwickelt, zu dem ſchon die Freiheit ſeiner erſten Erziehung den Grundſtein gelegt hatte.

Da Wyndhamhouſe ſehr räumlich war, hatte man einen Theil des obern Stockwerkes für Gäſte eingerichtet, und Richard es als ſelbſtverſtändig angenommen, daß Georg die Sommermonate bei ihm auf dem Lande verlebe, bis er einſt ſelbſt eine Familie gegründet und ſich eine eigene Häuslichkeit geſchaffen haben würde. Daß Georg dieß noch immer nicht gethan, obſchon er als Theilnehmer des Wyndham'ſchen Geſchäftes, ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, und wohl im Stande war, für eine Familie zu ſorgen, das war es, was Richard ihm verargte, das war ein Punkt, um den die Unterredungen der Freunde ſich ſchon vielfach bewegt hatten.

Eines Abends, als die beiden Männer aus der Stadt kamen und die Eiſenbahn verlaſſen hatten, auf der ſie von London bis in die Nähe des Landſitzes gefahren waren, ſahen ſie ſich auf der Station vergebens nach Margarethen um,

welche ihnen bald zu Fuß bald zu Wagen bis hierher entgegen zu kommen pflegte. An die liebevolle Pünktlichkeit ſeiner Frau gewöhnt, fühlte Richard ſich durch ihr Ausbleiben beunruhigt, und mit beſchleunigten Schritten eilten ſie durch das hüglig gewellte Terrain der Heimath zu, ohne daß es Anfangs zu einem Geſpräche zwiſchen ihnen kommen wollte. Richard war mit ſeinen Gedanken ausſchließlich auf Weib und Kind gerichtet, und ſie waren bereits eine Weile neben einander hergegangen, als er unerwartet ausrief: „Wie niedrig iſt doch die Auffaſſung der Ehe, aus der der Begriff der Flitterwochen und des Honigmonates entſtanden iſt!“

„Wie kommſt Du darauf?“ fragte Georg.

„Ich dachte eben darüber nach,“ erklärte Jener, „wie viele ſprichwörtliche Gemeinplätze es giebt, die man auf Treu und Glauben hinnimmt, bis die eigene Erfahrung uns von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt. Ueberall kann man die Behauptung ausſprechen hören, daß der Beſitz die Liebe ertödte, daß die Gewohnheit die Liebe ſtumpf mache und Gleichgültigkeit erzeuge, daß in den glücklichſten Ehen die Liebe ſich in Freundſchaft verwandeln müſſe.“

„Und Du empfindeſt das nicht?“ fragte Georg.

„Nein! ich empfinde vielmehr grade das Gegentheil! Als ich in Italien um Margarethe warb und ſie meine Braut geworden war, da hätte ich, ſo ſehr ich nach ihrem Beſitze verlangte, dennoch ihren Verluſt ertragen können. Ich würde ſchwer darunter gelitten haben, aber ich wäre ich ſelbſt und ganz geblieben, wenn man den Ausdruck brauchen darf. Jetzt aber, da ſie mein Weib iſt, da unſer Weſen Eins geworden in dem Kinde, da ich mich im ruhigen Beſitze eingewöhnt habe an den Segen ihrer nie fehlenden Liebe und Verläßlichkeit, da meine ganze Natur ſich danach umgemodelt hat, jetzt erſt würde ihr Verluſt mir unerſetzlich, eine nie vernarbende Wunde ſein.“

„Aber was bringt Dich zu dieſer Vorſtellung?“

„Margarethens Ausbleiben! Ich ſorge, daß ihr, daß dem Kinde ein Unfall zugeſtoßen ſei, meine Phantaſie, ſo thöricht Dir das ſcheinen mag, iſt von Schreckbildern erfüllt — und doch möchte ich dieſe Sorge nicht miſſen. Denn erſt mit ihr hat mein Leben, ſo ſehr ich mich auch früher meines Looſes zu rühmen hatte, ſeine

wahre Bedeutung und einen wahren Werth für mich bekommen."

„Liegt doch auch für Menſchen unſeres Bewußtſeins," meinte Georg, „unſere ganze perſönliche Fortdauer in der Fortpflanzung des eigenen Ich. Wir werden, wie die Juden, die auch nicht an die Unſterblichkeit glauben, dahin kommen, die Ehe und die Gründung der Familie als eine der erſten Pflichten anzuſehen, die wir gegen uns ſelbſt zu erfüllen haben."

„Und das weißt Du," fragte der Andere, indem er den Freund lächelnd, aber liebevoll anblickte, „das weißt Du, und wirſt am Ende doch ein alter Junggeſelle bleiben?"

Georg antwortete nicht darauf. Er ſchien mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt zu ſein, und ſie gingen ſchneller vorwärts, jemehr ſie ſich dem Landſitze näherten. So kamen ſie in eine Art von Hohlweg; Brombeeren und wilde Roſen bedeckten ſeine Wände. Das letzte Sonnenlicht, das oben noch das Gehäge mit warmem Scheine ſchmückte, fiel als ſchmales Streiflicht in die Tiefe, und beleuchtete eine Gruppe von Menſchen, die

ſich um ein Feuer gelagert hatten. Es war eine jener Familien, deren es noch viele in England giebt, und die wie die Zigeuner als europäiſche Nomaden im Lande umherwandern. Ein Wagen, wie herumziehende Gauklertruppen ihn zu haben pflegen, ſtand abgeſpannt am Wege. Ein tüchtiges Pferd und ein ſtarker, wohlgenährter Eſel graſeten auf den Abhängen, während der geſellige Hund, der ſich bei den Menſchen niedergelaſſen hatte, bellend auffuhr, als er den Schritt der kommenden Männer vernahm.

Die Lagernden blickten um ſich, aber ſie ließen ſich in ihrer Ruhe nicht ſtören. Es waren ein Mann und ein Weib in mittlerem Lebensalter. Ein Burſche von zwanzig Jahren, eine junge Frau mit einem Kinde an der Bruſt, und ein zwölfjähriges Mädchen machten ihre Familie aus. Sie hatten ein Kaninchen abgefangen, das über dem Feuer briet, und der Topf voll Kartoffeln, wie der Theekeſſel, der ſelbſt dem engliſchen Bettler nicht fehlt, ließen eine reichliche Mahlzeit vorausſehen.

„Das iſt der Tom Jeffries!“ ſagte Richard,

als er näher gekommen den Wagen erblickte, „der kam ſchon alljährig in die Gegend, als ich noch ein Knabe, mit meinen Eltern hier in Wyndham-houſe war. Aber es iſt eine Frauensperſon hinzugekommen und ein Kind noch obenein!“

Und noch ehe er die Worte ausgeſprochen, hatten die Sitzenden auch ihn erkannt und der Vater war aufgeſtanden, ihn zu begrüßen.

„Nun Jeffries! ſeid Ihr wieder einmal auf meinem Grund und Boden?“ rief Richard ihm entgegen.

„Ja, Sir! mit Eurer Erlaubniß! wir wollen hinauf nach Warwickſhire!“

„Zum Pferderennen?“ fragte der Gutsbeſitzer.

„Ja Sir! man muß d'rauf ausgehen, wo's Verdienſt giebt, die Familie wird immer größer, ſeit mein Junge ſich verheirathet hat. Das iſt ſein Weib! mit Eurer Erlaubniß, Sir! und ſein Junge, Sir! und es wird bald wieder ſo weit ſein, wie Sie ſehen, Sir!“

„Das geht ſchnell!“ meinte Richard, und gegen den jungen Vater gewendet, der halb verlegen,

halb lachend daſtand, ſagte er: „Ihr werdet Eurem Vater das Räderhaus zu enge machen!“

„Ich muß ſehen, daß ich zu einem eigenen komme noch vor Winter! Wenn man Familie hat, will man doch auch ſein eigenes Haus!“ antwortete der Angeredete mit ſtolzem Selbſtgefühl, „und wenn die Märkte bei den Rennen günſtig ſind, ſo wird's mir auch nicht fehlen!“

„So nehmt das zu den Rädern!“ ſagte Richard ſcherzend, „und kommt hinauf, ehe Ihr weggeht, es wird ſich ja wohl Etwas für den Kleinen finden!“

Auch Georg griff in die Taſche und gab dem jungen Manne ein Geldſtück, dann aber ſchritten die Freunde fürbaß, gefolgt von dem Danke und den Segnungen der Leute.

„Wie zufrieden ſie ausſehen und wie wohlgenährt!“ bemerkte Georg.

„Was fehlt ihnen auch?“ meinte der Freund. „Sie leben ſteuerfrei und ungehindert, ſo lange ſie ſich ehrlich nähren, und werden ſie des Wanderns ſatt, ſo können ſie ſich niederlaſſen, wo ſie mögen. Ich habe eine Vorliebe, eine ſelbſtſüchtige Vor-

liebe für dieſe engliſchen Nomadenfamilien, weil ſie mir Bilder der Freiheit ſind, die wir genießen. In Deutſchland würden ſolche Exiſtenzen ganz unmöglich und nirgend einzupaſſen ſein. Wir leben aber in einem freien Lande!“

Mit dieſem ſtolzen Ausrufe hatte das Geſpräch ſein Ende erreicht, bis ſie ganz in die Nähe des Parkes gekommen waren. Aus den Fenſtern des oberen Stockwerks, in dem Regina wohnte, ſah man Licht durch die Bäume der langen Allee ſchimmern, welche die Auffahrt bildete. Hundegebell und alle jene unbeſtimmten Töne, welche die Nähe der Wohnungen verkünden, drangen an ihr Ohr. Georg's Blicke waren unabläſſig auf das Licht gerichtet.

„Eine Heimath! eine Familie! wie oft habe ich mich in meinem Wanderleben danach geſehnt!“ rief er im Selbſtgeſpräche achtlos aus, aber der Freund nahm die Worte auf.

„Und warum zögerſt Du, ſie Dir zu gründen?“ fragte er.

„Ich werde nicht geliebt!“ antwortete Georg mit dumpfem Schmerze, und es war zum erſten

Male, daß er dem Freunde das von demſelben längſt gekannte Geheimniß ſeines Herzens in Worten kund gab.

„Biſt Du deſſen ſicher?“ fragte Richard, als ein weißes Windſpiel die Allee entlang kam und an Richard in die Höhe ſprang, während Margarethens Stimme ihnen ein frohes Willkommen entgegen rief.

Ihr Gatte, aufathmend von der Sorge um ſie, begrüßte ſie mit frohem Ausrufe und umfaßte ſie herzlich. „Und der Junge?“ fragte er.

„Er war prächtig den ganzen Tag, nun ſchläft er ruhig.“

„Aber warum fand ich Dich nicht auf dem Bahnhofe?“

„Ich wollte nicht von Regina gehen!“

„Von Regina? ſie iſt doch nicht erkrankt?“ rief Georg nun ſeiner Seits erſchrocken.

„Nein! mein Freund! aber ſie hat zu packen begonnen und will übermorgen von uns gehen, und was ſich liebt, ſollte ſich doch nicht trennen!“ antwortete die junge Frau und ſchmiegte ſich noch feſter an des Gatten Arm, während man in den Vorſaal eintrat.

Die Eltern gingen nach der Stube ihres Kindes. Georg eilte die Treppe hinan. Vor Reginens Zimmern blieb er ſtehen und klopfte. Sie rief herein.

Als er eintrat, ſah er mit ſchmerzlichem Erſchrecken die harmoniſche Ordnung zerſtört, die hier gewaltet hatte. Die Geräthe des Schreibtiſches waren bereits entfernt, die Muſikalien lagen in Päcke zuſammengebunden umher, Regina ſtand vor einem Tiſche und kramte unter Papieren und Briefſchaften. Als ſie Georg gewahr wurde, wendete ſie ſich zu ihm, er fand ſie ungewöhnlich bleich.

„Sie wollen gehen?“ fragte er mit einer Haſtigkeit, in der die Art und Weiſe ſeiner Jugend unverkennbar war.

„Ich muß fort, mein Freund! will ich die Schweiz noch in dieſem Jahre erreichen!“ entgegnete ſie ihm ruhig, aber dieſe Ruhe konnte ihn nicht täuſchen, ſeine Aufregung nicht beſänftigen.

„Warum heucheln, Regina?“ rief er ſchmerzlich. „Warum ſagen Sie mir nicht: ich kenne Deine Liebe und ich gehe, weil ich ſie nicht theile!“

„Ach Georg! müſſen Sie, auch Sie mich quälen?“ klagte ſie ſanft.

„Was habe ich denn gefordert bis auf dieſe Stunde?“ fuhr er leidenſchaftlich fort. „Was habe ich gefordert, als Sie ſehen, neben Ihnen leben zu dürfen? Ja! ich leugne es nicht, ich liebe Sie, ich liebe Sie unſäglich, Regina! Seit Jahren lebt dieſe Liebe in mir, brennt in mir das Verlangen nach Ihrem Beſitze, verläßt mich die Sehnſucht nicht, in Ihnen meine Heimath, meine Familie zu finden, aber ich weiß es, Ihre Scheu, Ihre Zurückhaltung haben es mir tauſendfach geſagt, Sie lieben mich nicht, und —“

„Ach! daß Sie Wahrheit ſprächen!“ rief ſie ſeufzend aus, und preßte beide Hände auf ihr Herz, während ſie ſich abwendete und in die Fenſterbrüſtung trat.

„Regina!“ fuhr Georg auf, „welche Seligkeit laſſen Sie mich ahnen!“

Sie hatte die Stirne gegen die Scheiben gelehnt. Georg ſah, daß ſie weinte. Er ging zu ihr und faßte ihre Hände in die ſeinen.

„Regina!“ bat er mit einer Stimme, in der

die ganze Kraft ſeiner männlichen Liebe ertönte, „Regina! warum ſchweigen Sie? Soll es nicht hell werden zwiſchen mir und Ihnen? Soll die zweifelvolle Scheu nicht enden, die uns voneinander hält?“

„Ja!“ rief ſie, „ja! es ſoll enden, es ſoll hell werden zwiſchen mir und Ihnen — hell! und kommt für mich auch die Nacht danach, in der kein Stern der Freude leuchtet.“ Sie verſtummte, als könne ſie die rechten Worte nicht finden. Dann jedoch ſchüttelte ſie mit heftiger Bewegung das Haupt, als wolle ſie eine Schwäche von ſich werfen, deren ſie ſich ſchäme, und ſprach mit erzwungener Feſtigkeit: „Ich habe es lange gewußt, daß Sie mich lieben, und auch ich liebe Sie Georg! ſo ſehr als Sie es irgend wünſchen können, ſo ſehr, daß —“

„Regina!“ rief er, ſie unterbrechend mit jubelnder Freude und warf ſich vor der Sitzenden nieder, indem er ihren Leib mit ſeinen Armen feſt umſchlang. Sie wehrte ihm nicht, aber ihr Antlitz ward noch trauriger.

„Frohlocken Sie nicht, Georg!“ ſagte ſie. „Was frommt uns dieſe Liebe?“

Er ſah ſie erſchrocken an und ließ ſie los. „Was ſie uns frommt?“ wiederholte er. „Wie kannſt's Du's fragen, da Du mich liebſt, Regina?“

Ohne darauf zu antworten, blickte ſie ſchwermüthig vor ſich nieder. „O!“ ſagte ſie, wie im Selbſtgeſpräch, „manchmal habe ich wohl auch gedacht, ich könnte glücklich ſein wie andere Menſchen! Ich malte mir es aus das Glück mit allem ſeinem Zauber. Wie oft habe ich mich geſehnt,“ und ihre Stimme brach in Thränen, „ihm ſeine Kinder entgegen zu tragen, wenn ich Cornelie, wenn ich Margarethe ſo glücklich ſah — aber es kann ja nicht ſein, es kann nicht!“

Sie hielt inne, Georg kniete noch immer vor ihr, bleich und regungslos. Seine breite Bruſt hob ſich ſchwer unter der Laſt ſeines Schmerzes. Regina ſah es, es zerriß ihr das Herz. Mit beiden Armen warf ſie ſich um ſeinen Nacken, lehnte ihr Geſicht auf ſein Haupt und wie verzweifelnd rief ſie: „Es kann ja nicht ſein! ich ſelbſt habe

mich darum betrogen — ſein Schatten reißt mich von Dir!“

Sie war außer ſich vor Schmerz. Georg war zuſammenzuckend aufgeſtanden. Er hatte ſich von ihr abgewendet und ging mit ſchnellem Schritte im Zimmer umher. Endlich blieb er vor ihr ſtehen, ſah ſie eine Weile ſchweigend an und ſetzte ſich dann ihr gegenüber nieder.

„Regina!“ ſagte er ruhig, „wo das Lebensglück von zwei Menſchen auf dem Spiele ſteht, wo es ſich um ihre ganze Zukunft handelt, iſt es ein Verbrechen, nach leidenſchaftlichen Eingebungen zu handeln. Was hält Sie von mir fern?“

„Ich war Erich's, Ihres Bruders Weib! wie könnte ich die Ihre werden?“

„Aber Du ſiehſt meine Liebe, Dein Herz iſt mein eigen, ich verehre Dich, wie nur je ein Weib geehrt ward, kein Geſetz der Welt iſt gegen uns; Erich ſelbſt —“

Sie ließ ihn nicht enden. „Ich kann es nicht!“ wiederholte ſie beſtimmt. „Ich kann es nicht! Habe ich denn nicht mit allen Gründen der Vernunft gekämpft wider den Fluch, der auf mir

ruht? — Aber ich fühle ihn, ich fühle ihn immer wieder, ſo oft ich daran denke, die Hand auszuſtrecken nach dem Himmel, der ſich vor mir aufthut. Ich kann vergeſſen, wie bürgerliche Ehrloſigkeit einſt gebrannt hat auf meiner Stirne, ich kann vergeſſen, wie gering ich geachtet ward von ihm, ich kann die Vergangenheit von mir fern halten, wenn ich mich verſenke in die Kunſt, die Gott mir zur Erlöſung gab. Aber in Deinen Armen, an Deinem Herzen, da ſteigt ſein Schatten auf zwiſchen mir und Dir! Glück und Schmerz, Gegenwart und Vergangenheit, Liebe und Zorn, Luſt und Schmach ſtürzen ſich über mich. Meine Sinne ſchaudern, ſo oft ich daran denke, und grauenvoll wie Blutſchuld kommt es über mich, wenn ich mit aller Sehnſucht meiner Liebe mich in Deine Arme träume, wenn ich voll Leidenſchaft begehre, was ich mit Entſetzen von mir ſtoßen müßte. Sage mir nie wieder, daß ich glücklich ſein könnte, ſoll mich Verzweiflung nicht zum Wahnſinn treiben."

Sie barg erſchöpft ihr Geſicht in ihre Hände. Georg ſaß ſchweigend vor ihr.

„O! daß ich ihn haſſen könnte!“ rief er endlich aus, „daß ich ihn haſſen könnte!“ und wieder ſchwiegen Beide.

Endlich erhob ſich Georg. „Regina!“ fragte er traurig, „war das Dein letztes Wort? Mußt Du mein Leben arm machen als Sühne für den Frevel, der nicht von mir an Dir begangen ward?“

Ihre Erſtarrung ſchmolz vor dieſer bittenden Klage. „Ich kann nicht anders!“ entgegnete ſie mit Thränen. „Es giebt ein letztes Geheimnißvolles in des Weibes Bruſt. Nenn's Scham, nenn's Gottesſtimme! Wo das geſprochen hat, muß Alles ſchweigen. So laß mich denn gehen! Du, den ich mehr liebe, als mich ſelber! Laß mich gehen, Georg! und Gott helfe uns Beiden!“

Sie umarmte ihn bei den Worten nochmals, er hielt ſie lange und feſt umfangen. Dann riß ſie ſich plötzlich von ihm los und entfernte ſich.

In ſtarrem Schmerze blickte er ihr nach. „Und Beide einſam, Beide heimathlos!“ ſprach er in dumpfem Sinnen vor ſich hin.

Er war an das Fenſter getreten, an dem er mit Regina geſeſſen hatte. Am Ende der langen

Allee konnte man das fortbrennende Feuer der umherziehenden Wanderer sehen. „Sie haben eine Heimath," sagte er, „denn sie sind beisammen!" und die ersten schweren Thränen tropften aus seinen Augen nieder.

Nahende Tritte weckten ihn aus seinem Brüten. Er war überrascht, sich noch in diesem Raume zu befinden. Mit schneller Bewegung wendete er sich nach Reginens Thüre, als müsse sie sich ihm öffnen; aber die Tritte verhallten und Alles blieb still.

Als er hinausging, kam Larssen ihm entgegen, er eilte achtlos an demselben vorüber. Dennoch entging dem Freunde sein schmerzdurchwühltes Antlitz nicht.

„Also doch!" sagte er, als Georg sich entfernt hatte. „Also dennoch! Arme Regina! armes Weib! wo werde ich Trost für sie finden?"

Neuntes Kapitel.

Die Schweizerreiſe war lange beendet, und Larſſen und Regina waren in die gewohnten Verhältniſſe nach Paris zurückgekehrt, ohne daß die Letztere den Frieden der Entſagung wieder finden konnte. Den Schmerz einer neuen Unterredung und die Schwäche ihres eigenen Herzens fürchtend, hatte ſie den Geliebten nicht wieder geſehen, ehe ſie England verlaſſen. Larſſen's treue Bemühungen ſie zu erheitern, waren eben ſo vergebens geweſen, als ſeine Erwartung, daß die Größe, Schönheit und Friſche der Alpenwelt auf Regina wohlthuend und erhebend einwirken würden. Ihre Entmuthigung war ſo tief, daß ſie Nichts zu empfinden

vermochte, als ihre eigene Hoffnungsloſigkeit, als den Schmerz über die unabweisliche Stimme in ihrem Innern, die ſie von dem Geliebten trennte.

Weit entfernt, Troſt zu finden in der Natur, in der ſie die Allmacht und die Güte Gottes tief verehrte, tönte ihr aus den erhabenſten Wundern der Alpenwelt immer nur die eine Frage entgegen: warum aus der Hand des Allgütigen, des Allweiſen dieſe Qualen, dieſe Verſuchung über ein armes Frauenherz? Warum für Margarethe die Hand ſorglicher Elternliebe, der Schutz eines edlen Gatten, die Freude an einem ſchönen Kinde? warum ihr der ſchöne, friedensvolle Lebensweg und warum mir Verwaiſung und frühe Noth, warum mir die Begegnung mit Erich, die Quelle aller meiner Leiden?

Sie mußte die Gedanken gewaltſam abwenden von dieſen Fragen, ſollte nicht der Zweifel an ihren Gott und ſeine weiſe Vorſehung in ihr die Herrſchaft gewinnen, ſollte ihr nicht der letzte Troſt zerſtört werden, die Zuverſicht in ihren Glauben und in die, Alles zum Beſten ordnende Vorſehung ihres Gottes.

Mit einer Haſt, die Larſſen auffallend war, trieb ſie zur Rückkehr nach Paris, ſo daß ſich die Vorſtellung ſeiner bemächtigte, ſie ſei anderen Sinnes geworden, und ſehne ſich nach der Nähe des Geliebten. Als er ihr das eines Tages mit liebevoller Schonung ausſprach, lächelte ſie traurig.

„Ach nein!“ ſagte ſie, „durch das Wiederſehen des geliebten Mannes iſt mir nicht zu helfen. Wie ſollte es mich beruhigen, ihn vor meinen Augen leiden zu ſehen? Nicht den Geliebten ſuche ich, ich gehe, meine älteſte und treueſte Freundin aufzuſuchen, die mir beigeſtanden von Kindheit an in aller Lebensnoth!“

Larſſen ſah ſie befremdet an, als wiſſe er ſich dieſe Worte nicht zu deuten. Sie bemerkte es. „Ich bin das Kind der arbeitenden Stände, ich muß arbeiten!“ ſagte ſie. „Der hinträumende Müßiggang des Wohllebens iſt nicht für mich. Gott hat mir bei meiner Geburt den Weg der Arbeit vorgezeichnet, iſt Friede für mich vorhanden auf Erden, ſo wird er mir auf dieſem Wege, ſo wird der Friede mir aus der Arbeit kommen.“

Dieſer Anſicht folgend, verſenkte ſie ſich bei

ihrer Rückkehr nach Paris augenblicklich mit erneutem Eifer in das Studium ihrer Kunst, und als wolle sie sich keine Muße gönnen, dem Grame nachzuhängen, so begann sie ein junges Mädchen, bei der sie eine große musikalische Begabung wahrgenommen hatte, künstlerisch auszubilden. Aber auch die Arbeit versagte ihr den erwarteten Trost, und in der Erschöpfung nach derselben wuchtete der zurückgedrängte Schmerz sich um so schwerer über die Widerstandslose, so daß der Doctor sie endlich zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, und für eine Vereinigung mit Georg zu bestimmen versuchte.

Er stellte ihr vor, daß der Zwiespalt in ihrem Innern aus einer falschen Anschauung der Verhältnisse hervorgehe. Er fragte sie, ob sie Bedenken tragen würde, als Wittwe den Bruder ihres verstorbenen Mannes zu heirathen? Er sprach ihr von den Fällen, in denen geschiedene Frauen ein solches Bündniß eingegangen wären. Er gab ihr zu bedenken, daß sie Unrecht thue, neben ihrem eigenen Dasein auch das Dasein des Geliebten zu zerstören. Er bot Alles auf, was

ſeine Einſicht ihm Ueberzeugendes einzugeben vermochte, indeß Regina blieb unüberwindlich. Die Empfindung, daß ſie mit ihrer freien Hingabe an Erich ein Verbrechen gegen Gottes Gebote begangen habe, ein Verbrechen, das ſie auf immer von Georg entfernte, blieb mächtig in ihr; denn dieſe Empfindung ging aus der religiöſen Ueberzeugung hervor, die für Regina's Natur ein Bedürfniß war. Dennoch vermochte der Glaube ſie nicht über ihre Entſagung zu tröſten, dennoch vermochte Georg ſich in den Gedanken dieſer Entſagung nicht zu finden. Er hatte ihr fortdauernd geſchrieben, und Regina ſelbſt hatte nicht den Muth gehabt, auf dieſen geiſtigen Zuſammenhang Verzicht zu leiſten, obſchon ſie fühlte, daß er es ihr unmöglich mache, zur Ruhe zu gelangen.

Schmerzzerriſſen durch die Briefe des Geliebten, und von Angſt gemartert, ſobald ſie auf ſich warten ließen, voll Sehnſucht nach ihm und voll Furcht vor ſeiner Gegenwart, befand Regina ſich in einer Aufregung, die ihr alles künſtleriſche Schaffen unmöglich zu machen begann, die ihr ſelbſt den Troſt

entzog, den ſie in der Ausübung ihrer Kunſt zu finden erwartet hatte.

So kam der Tag heran, an dem ſie nach ihrer Rückkehr zum erſten Male wieder auf der Bühne zu erſcheinen hatte. Nach ihrer ſechsmonatlichen Abweſenheit war dies ein Ereigniß für Paris, und Regina ſelbſt hatte dieſem Abende mit jener freudigen Erregung entgegengeſehen, mit der man im Unglück jede bevorſtehende Veränderung der Verhältniſſe betrachtet.

Der Wagen, der ſie nach der Oper bringen ſollte, war bereits angelangt, Regine ſchien weniger traurig als ſeit langer Zeit, und im Begriffe aufzubrechen, ſagte ſie lächelnd: „Ich fühle mich heute freier, es iſt mir wie dem wunden, müden Schlachtroſſe, das aus der Ferne die Fanfaren ſeines Regimentes ſchmettern hört und ſich noch einmal aufrafft, den ſieggewohnten Herrn zu neuem Kampfe zu tragen. Das Gewühl der Schlacht wird mir gut thun, ich hoffe, es wird mir beſſer werden!“

„Amen!“ rief Larſſen, und Regina öffnete die

Thüre, um ſich zu entfernen, als Georg vor ihr ſtand.

Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht, trat wie ſchwindelnd zurück, und rief mit vorwurfsvoller Klage: „Warum thaten Sie mir das?“

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen,“ ſagte er einfach und ruhig, „fern von Ihnen zu ſein, wenn Tauſende von Menſchen ihre Blicke auf Sie richten. Ich mußte kommen!“

„So kommen Sie!“ rief Regina mit gewaltſamer Faſſung, verließ die Ueberraſchten und fuhr in das Theater.

Ihr Erfolg war der glänzendſte, den ſie noch je errungen. Sie hatte ſich ſelber übertroffen. Das Publikum war fanatiſirt. Der Enthuſiasmus des Beifalls riß Regina ſelber fort. Sie vergaß Georg, ſie vergaß den eigenen Schmerz, die Zweifel, die Angſt und das Verzagen der letzten Monate. Ihre Augen ſtrahlten wieder die alte, gewaltige Schöpferkraft, und tief aufathmend ſagte ſie, als Larſſen nach beendigter Darſtellung in ihre Garderobe trat, ſie abzuholen: „Das iſt meine Welt! ich habe mich wiedergefunden!“

Indeß nur kurze Zeit genoß der treue Freund die Genugthuung, Regina alſo neu belebt zu ſehen. Denn kaum war ſie heimgekehrt, kaum hatte ſie den Geliebten wiedergeſehen, als ſie fühlte, daß der Kampf noch nicht beendet ſei.

Tiefer, gewaltiger als ſeine Briefe, erſchütterten ſie die Worte des Geliebten. Sie ſah die Thränen des ſonſt ſo männlichen, feſten Mannes. Sie hörte ihn mit flehender Bitte von ihr ſein Lebensglück begehren, ſie hörte den Vorwurf, daß ſie aus ſelbſtſüchtiger Entſagungsluſt, daß ſie aus der Eitelkeit der Künſtlerin ſein Daſein zum Schmerz, zur Einſamkeit verdamme — und überwältigt von der eigenen Liebe, wie von ſeinen Klagen, ſprach ſie es aus, was er ſo lange ſchon gefordert, die Zuſage, ſein Weib zu werden.

Kaum aber war das Wort ihren Lippen entflohen, kaum hatte Georg ſie aufjauchzend an ſein Herz geſchloſſen, als ſie ſich mit einem Schrei der Angſt aus ſeinen Armen losriß und von ihm floh.

Vernichtet in ſeinen Hoffnungen, blieb Georg zurück. Cornelie, der Doctor und Larſſen verſuchten ihn zu beruhigen, Alle aber forderten ſeine

Entfernung, Alle verlangten, daß er Regina weiter nicht beſtürme. Er hatte keine Klage mehr, keine Antwort auf die Fragen ſeiner Freunde. In ſtummem Schmerze ſaß er regungslos da. Man konnte an dem Schwellen ſeiner Adern, an den zuſammengepreßten Lippen ſehen, in welchem Todeskampfe ſein Herz befangen war. Endlich, es war tief in der Nacht, erhob er ſich.

„Das iſt vorüber!“ ſprach er feſt. „Ich kehre morgen früh nach London zurück. Lebt wohl!“

Cornelien zerriß der Anblick ſeines Schmerzes die Seele. Sie wollte ihn zu verweilen bitten, ſie wollte tröſten, Hoffnungen erregen — denn ſie war ein Weib und liebte den Bruder. Aber Georg wehrte ihr.

„Laß es gut ſein!“ rief er. „Hier hilft kein Handauflegen. Der Stoß ſitzt tief. Laßt die Wunde bluten. Möge Regina Erſatz finden in der Kunſt, mir wird ſie — — mir wird Regina unerſetzlich bleiben. Sagt ihr das!“

Damit umarmte er die Schweſter, die Männer begleiteten ihn zu ſeinem Gaſthofe. Er wollte zu ruhen verſuchen, ehe er wieder aufbrach, aber

ihn floh der Schlaf. So oft ein verſpäteter Gaſt die Glocke ziehend in ſeine Wohnung zurückkehrte, glaubte er, Regina ſende zu ihm. Er lauſchte, ob die Schritte des Kommenden ſich nicht nach ſeinem Zimmer hin bewegten. Er mußte ſich überwinden, die Schelle nicht zu ziehen, den Kellner nicht zu fragen, ob keine Botſchaft für ihn angekommen ſei, denn Liebe iſt mit einem Schlage nicht zu tödten, und jede Anſtrengung, ſie gewaltſam in uns zu zerſtören, ſteigert ihre Herrſchaft über uns.

Das empfand auch Regina. Von den widerſtreitendſten Empfindungen gemartert, von Schreckbildern aufgeſcheucht, von glückverſprechenden Vorſtellungen bis zu Thränen gerührt, ſtieg ihre Qual, als Cornelie ihr den letzten Gruß des Bruders überbrachte. In fiebernder Angſt ging ſie im Zimmer auf und nieder. Sie ſah Georg auf dem Meere. Das Schiff verſank. Sie ſah ihn auf's Neue von ſeiner Reiſeluſt ergriffen, in fremden Zonen umherſchweifend, in wilden Abenteuern untergehen. Und ſie, ſie war es, die ihn hinausgetrieben aus dem Hafen, nach dem er ſich

geſehnt, in Graus und Tod. Es kam wie Wahnſinn über ſie. Dann wieder hoffte ſie, er werde Frieden finden, er werde ſie vergeſſen, und doch krampfte ſich ihr Herz zuſammen bei ſolcher Hoffnung. Sie ſtellte ſich vor, wie Richard und Margarethe ihn tröſten, wie ſie bemüht ſein würden, Erſatz für ihn zu ſuchen. Sie ſah ihn verheirathet, ſie ſah ein ſchönes Weib, blühende Kinder an ſeiner Seite, und laut ausbrechend in Verzweiflung, rief ſie: „Fluch! Fluch über ihn, der dies Schickſal über uns verhängte!“ und zuſammenbrechend unter der Gewalt der eigenen Worte jammerte ſie: „Gott im Himmel, ich fluche — meinem Gatten!“

Ihre Gedanken fanden keinen Halt mehr. Es kam ihr vor, als böten ihr Cornelie, Larſſen, der Doctor keine Stütze. Der große Schmerz macht immer ungerecht. Sie ſehnte ſich nach einem andern Menſchen, ſie verlangte nach neuer Hülfe für ihr neues unerhörtes Leid, und plötzlich tauchte Friedrich's Bild, wie ein Stern aus tiefer Nacht in ihrer verdüſterten Seele empor.

Mit der Haſt der Angſt eilte ſie zum Schreib-

tiſch, als könne der erſte Federſtrich ihn in ihre Nähe zaubern.

„Ich lebe noch, Friedrich!“ ſchrieb ſie mit fliegender Eile. „Regina lebt noch. Ich bin die Toſta, der Europa huldigt, ich bin die Gefeierte, die Beneidete, und ich bin elend, ſchmerzverdammt für immerdar.“

„Als ich einſt weinend von dem ſtillen Vaterhauſe ſchied, ein armes, mutterloſes Kind, da haſt Du mir geſagt: ich will vergelten, was Deine Mutter mir gethan hat, und wenn Du Dir einmal im Leben nicht zu helfen weißt, ſo ſag' es mir und ich werde kommen!

„Die Stunde iſt da! Komm und hilf mir, Friedrich! denn ich weiß mir nicht zu helfen.

Regina.“

Als ſie das Blatt gefaltet und geſiegelt hatte, ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie fing an von ihrem gegenwärtigen Leiden in die Vergangenheit zurückzublicken, und wie ihre Künſtlerphantaſie ſich erſchöpft hatte in Vorſtellungen des Unheils, das ihre Weigerung auf den Geliebten herabbeſchwören könne, ſo hatte ihre tragiſche

Kraft ſich in die Zeilen geworfen, die ſie für Friedrich geſchrieben. Ihr Schmerz hatte ſeinen höchſten Grad erreicht, nun ward ſie ruhiger.

Schon nach ihrem erſten Auftreten auf der Bühne hatte ſie ein lebhaftes Verlangen gefühlt, dem Jugendfreunde Nachricht von ſich und von ihren Erfolgen zu geben. Damals aber hatte Friedrich in Erich's unmittelbarer Nähe gelebt, und Cornelie ihr widerrathen, eine Anknüpfung zu wagen, welche für Erich's Ruhe bei der Art ſeiner Ehe gefährlich, für Regina ſelbſt in keinem Falle heilſam ſein konnte. Und als dann Georg ihr begegnet, als ſie ſich der Liebe für ihn bewußt geworden war, da hatte eine tiefe Scheu vor den Erinnerungen an ihre Vergangenheit ſich ihrer bemächtigt. Sie hatte ſie nicht freiwillig erwecken, ſie hatte ſelbſt Friedrich nicht wieder ſehen mögen, ſondern in feſtem Glauben an die Vorſehung es dieſer überlaſſen, ſie früher oder ſpäter mit dem unvergeſſenen Freunde ihrer Kindheit wieder zuſammenzuführen.

Jetzt aber in der bittern Noth ihres Herzens, jetzt da ſie ihre Zukunft verloren geben mußte, da

ihre Gegenwart von Gram umnachtet war, da ſtreckte ſie dem Entfernten hülferufend die Arme entgegen, jetzt warf ſie ſich an ſeine Bruſt, wie an dem Tage, an welchem ſie die Vaterſtadt nicht zu verlaſſen und bei den alten Freunden zu bleiben gefordert hatte.

Friedrich war tief erſchüttert, als er ihren Brief erhielt. Das Aphoriſtiſche, das Geheimnißvolle deſſelben mußten nur dazu beitragen, ſeine Ueberraſchung, ſeine Beſorgniß um Regina noch zu ſteigern. Seit Jahren hatte er gewußt, daß die allgefeierte Sängerin Regina Toſta Corneliens Freundin ſei, daß ſie in ihrem Hauſe lebe; aber wie aus dem von ihm halbvergeſſenen Kinde ſeiner Freundin, wie aus Regina, aus Erich's verlaſſener Geliebten, Corneliens Freundin und die erſte Sängerin ihrer Zeit geworden war, welches Schickſal ſie jetzt ſo ſehr nach ihm verlangen machte, daß die Verborgene ſich ihm entdeckte, das vermochte er nicht zu enträthſeln. Seine ganze Theilnahme war aufgeregt. Noch in derſelben Stunde ſchrieb er ihr, er werde kommen, und ſchon am nächſtfolgenden Tage hatte er, von Sorge und Span-

nung angetrieben, ſich auf den Weg zu ihr gemacht. Erſt während der Reiſe kam er zur Ueberlegung.

Die Eile, mit der er aufgebrochen war, die Sorge, in welcher er ſich um Regina's willen befunden, die Ausſicht, den Doctor, Cornelie und Larſſen wieder zu ſehen, Frankreich und vornämlich Paris kennen zu lernen, hatten ihn des Scheidens von Italien kaum gewahr werden laſſen, vor dem er ſtets ſo ſehr gebangt. Ein plötzlich nothwendiger Entſchluß, ein ſcharfer, ſchneller Riß — und er hatte das Land verlaſſen, an das er ſich mit ſeinen tiefſten Empfindungen gekettet fühlte. Faſt ohne zu wiſſen, wie es geſchah, fand er ſich in einer Art von zauberhafter Ueberraſchung in Paris.

Es war ſpät am Abend, als er die Barrieren der Stadt paſſirte, und durch die in Gaslicht ſchimmernden Straßen fuhr. Es war faſt Nacht geworden, ehe er von ſeinem Gaſthofe Regina's Wohnung erreichte.

So oft er in den langen Jahren, die ſeit ihrer Trennung verfloſſen waren, ſich Regina's erinnert,

ſo häufig ihm ein Wiederſehen mit ihr in den verſchiedenſten Geſtalten vorgeſchwebt, immer hatte ſie ihm vor Augen geſtanden, wie er ſie zuletzt geſehen. Auch ihr Brief hatte ihn an jene Zeit gemahnt. Die leeren Wände, der halbdunkle Raum, in dem das Kind nähend dageſeſſen, waren in ihm unzertrennlich von dem Bilde des Mädchens, an dem er mit treuer Liebe feſtgehalten hatte, und als jetzt ein galonirter Diener ihm den Empfangſaal der Sängerin öffnete, als er ſich von einem fürſtlichen Luxus umgeben ſah, als eine der ſchönſten Frauen ſich erhob, dem Erwarteten entgegen zu eilen, trat er ſcheu und fremd zurück. Er ſchalt ſich einen Thoren, aber ſein Herz erlitt eine Enttäuſchung. Trotz Regina's Schönheit, trotz des Adels ihrer Erſcheinung, vermißte er in ihr das Kind, das er geliebt. Regina bemerkte, was in ihm vorging. Es that ihr wehe. Ihre Arme, die bereit geweſen waren, ſich dem brüderlichen Freunde zu öffnen, ſanken traurig herab.

„Ich bin Dir fremd geworden!“ ſagte ſie klagend. „Mein Anſpruch an Dich, mein Vertrauen

zu Dir werden Dir unberechtigt ſcheinen! Vergieb, daß ich Dich rief!"

„O Regine, ſtrafe mich nicht ſo hart für ein ſo natürliches Empfinden!" rief Friedrich, indem er ihre Hände ergriff und ihr mit immer ſteigender Freude in das Antlitz ſah. „Der Wechſel iſt ſo wunderbar, ſo mährchenhaft! Gönne mir nur kurze Zeit, mich zu beſinnen, daß Du Regine, daß Du's wirklich biſt!"

„So iſt denn Nichts, gar Nichts an mir geblieben, wie es war?" fragte ſie mit Wehmuth, indem ſie nun auch ihrer Seits ihre Blicke betrachtend auf dem Freunde ruhen ließ.

Aber grade dieſer ruhige Blick ergriff ihn mit der Allgewalt der Erinnerung. „Das ſind die Augen Deiner Mutter!" rief er, plötzlich tief bewegt, während Thränen ſeine Wimpern netzten, „die treuen, liebevollen, unvergeſſenen Augen! Wenn ſie Dich ſähe, wenn ſie uns ſo beiſammen ſähe in Paris, dem Ziele ihrer Sehnſucht!"

Regina antwortete nicht. Beide ſchwiegen in feiernden Gedanken, aber das Gefühl der Fremdheit war mit dieſer Erinnerung von ihnen ge-

nommen, und Fragen und Gegenfragen tauchten zwiſchen ihnen auf. Regina war dabei im Vortheil, denn ſie kannte Friedrich's Schickſale, indeß auch dieſer vermochte bald den Lebensweg der Freundin bis zu dem Wendepunkte, auf dem ſie ſich befand, zu überſehen. Sie hatte zu ihm mit Wärme, mit offener Hingebung geſprochen, plötzlich ſtockte ſie. Ihre Farbe wechſelte ſchnell von dunkler Röthe zu tiefer Bläſſe, ihr Buſen hob ſich in ſtürmiſcher Bewegung. Sie wollte ſprechen, die Worte fehlten ihr. Friedrich wußte nicht, was er davon denken ſollte, dennoch empfand er, daß er ihr zu Hülfe kommen müſſe. Aber er ſelber fühlte jene heilige Scheu, welche die Achtung vor dem Schmerze, vor dem Unglück einflößt.

Zögernd und mit mildem Tone ſagte er endlich: „Deine Künſtlerlaufbahn iſt voll Schönheit, iſt eine Lebensvollendung, wie ſie nur wenig Auserwählten zu Theil wird, und doch nannteſt Du Dich elend, ſchmerzverdammt für immerdar; doch forderteſt Du Troſt von mir. Was bedrückt Dich, Regina? Was kann ich für Dich thun?“

Sie blickte ihn eine Weile unruhig an, der

Ausdruck ſeiner Liebe rührte ſie, aber es währte lange, ehe ſie zu antworten vermochte. Plötzlich aber ließ ihre Erregung nach, ihre natürliche Farbe kehrte zurück, ſie ergriff ſeine Hände wieder, und mit der Schüchternheit eines bangen Kindes bat ſie: „Bleibe bei mir, Friedrich!“

Er ſah ſie betroffen an. Der Kenner des Menſchenherzens, der Dichter, wußte ſich dieſen Uebergang in ihrer Seele, wußte ſich dieſen Ausruf nicht zu erklären. „Und nur um dies zu fordern, verlangteſt Du nach mir?“ fragte er mit einem Tone, der ſein Erſtaunen kundgab.

„Haſt Du nie als Knabe Nächte verlebt, in denen ſelbſtgeſchaffenes Entſetzen Deinen Sinn umſtrickte, bis der Gedanke an Rettung Dir entſchwand?“ antwortete ſie ausweichend. „Haſt Du nicht aufgeſchrien in der Todesangſt des Unterliegens und, von dem eigenen Schrei erwacht, das Tageslicht, und mit ihm Troſt und Klarheit Dir entgegenleuchten ſehen?“

„Gewiß, das habe ich! aber —“

„Nun ſo denke,“ unterbrach ſie ihn, „daß wir ja alle Kinder bleiben, und daß es Nacht, recht

tiefe Nacht in unſerem Innern ſein kann. Mein Angſtſchrei, der Dich rief, erweckte mich. Du biſt das Tageslicht, bei dem ich ſelbſt mich wieder finden werde.“

Sie hatte das Alles mit dem Ausdruck einer ſanften Traurigkeit geſprochen. Friedrich war tief bewegt. „Sprich nicht in Räthſeln!“ bat er ſie. „Laß mich nicht fremd vor Deinem Schmerze ſtehen, nun ich bei Dir bin, Regina!“

„Dich! Dich ſollte ich fremd ſtehen laſſen vor meinem Schmerze?“ rief Regina aus. „Dich, dem die Mutter mich in ihrer Sterbeſtunde an das Bruderherz gelegt hat? Dich, den einzigen Genoſſen meiner Kindheit? meinen Bruder? Aber frage mich nichts weiter, heute nicht! Nur bleibe bei mir, daß Dein Anblick mich erinnere an die Demuth und Entbehrung meiner Kindheit, daß ich nicht volles, höchſtes Glück begehre! daß des Bruders Liebe mich tröſte — da ich der tiefſten Liebe — —“ ſie hielt inne und ſagte in Thränen ausbrechend und plötzlich von dem Strome ihrer Empfindung hingeriſſen, „da ich der Liebe entſagen

muß, die das treuſte Herz, die Erich's Bruder, die Georg mir bietet!"

Friedrich ſchrak zuſammen. „Das alſo iſt's!" ſprach er erſchüttert.

Regina war jeder ſeiner Bewegung gefolgt. „Dein Erſchrecken ſpricht mein Urtheil!" ſagte ſie faſt tonlos, „aber fürchte Nichts. Ich hatte ſo wie Du entſchieden!"

„Arme Regina! das iſt ein ſchwerer Kampf!" bedauerte er mild. „Wohl Dir, daß er beſtanden iſt! Ruhe aus, ich bleibe bei Dir!"

Er nahm ſie in ſeine Arme und lehnte ihren Kopf ſanft gegen ſeine Bruſt. Sie weinte nicht, ſie klagte nicht, ſie ſchloß im tiefſten Innern mit ſich ſelber ab. Als ſie ſich von ſeinem Herzen dann erhob, war ſie ſtill und geſammelt. Er hielt ihre Hände mit brüderlicher Zärtlichkeit gefaßt. Er fragte, er forſchte, er erläuterte Nichts. Er nahm es als ein Unbedingtes an, daß der Menſch der Entſcheidung ſeines Innern zu folgen habe, daß Sünde und Verbrechen für ihn iſt, was er als ſolche empfindet. Und weit entfernt, Regina zur Ueberwindung dieſes Empfindens anzutreiben,

wie die anderen Freunde gethan, ehrte er es in ihr als die folgerechte Frucht ihres Weſens, ihrer Weltanſchauung, ihres Gottesbegriffes und ihrer nach reiner Schönheit verlangenden Künſtlerſeele. Seine Beſtätigung, ſeine Billigung goſſen milden Balſam in ihr Herz. Sie nahmen den Stachel des Zweifels von ihr, ſie nahmen ihr das Gefühl, ſchuldig zu ſein gegen Georg, und gaben ihr mit dieſer Zuverſicht zum erſten Male die Ruhe, in der allein die Wunde ihres Herzens heilen konnte.

Zehntes Kapitel.

Erſt am folgenden Tage ſah Friedrich Cornelie und die beiden alten Freunde wieder. Hatte er ſich Regina gegenüber fremd gefühlt, von der er durch ſein halbes Leben entfernt geweſen war, ſo war es ihm dagegen mit den Anderen, als hätten ſie ſich nie getrennt, denn der lebhafte Briefwechſel der letzten Jahre hatte alle Lücken zwiſchen ihnen ausgefüllt, und nur weniger Stunden hatte es bedurft, bis Friedrich ſich in die neuen, günſtig veränderten Verhältniſſe ſeiner Freunde eingelebt.

Um ſo lebhafter aber ward er ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft von dem Unterſchiede zwiſchen ſeiner bisherigen und ſeiner jetzigen

wie die anderen Freunde gethan, ehrte er es in ihr als die folgerechte Frucht ihres Weſens, ihrer Weltanſchauung, ihres Gottesbegriffes und ihrer nach reiner Schönheit verlangenden Künſtlerſeele. Seine Beſtätigung, ſeine Billigung goſſen milden Balſam in ihr Herz. Sie nahmen den Stachel des Zweifels von ihr, ſie nahmen ihr das Gefühl, ſchuldig zu ſein gegen Georg, und gaben ihr mit dieſer Zuverſicht zum erſten Male die Ruhe, in der allein die Wunde ihres Herzens heilen konnte.

Zehntes Kapitel.

Erſt am folgenden Tage ſah Friedrich Cornelie und die beiden alten Freunde wieder. Hatte er ſich Regina gegenüber fremd gefühlt, von der er durch ſein halbes Leben entfernt geweſen war, ſo war es ihm dagegen mit den Anderen, als hätten ſie ſich nie getrennt, denn der lebhafte Briefwechſel der letzten Jahre hatte alle Lücken zwiſchen ihnen ausgefüllt, und nur weniger Stunden hatte es bedurft, bis Friedrich ſich in die neuen, günſtig veränderten Verhältniſſe ſeiner Freunde eingelebt.

Um ſo lebhafter aber ward er ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft von dem Unterſchiede zwiſchen ſeiner bisherigen und ſeiner jetzigen

Umgebung beſchäftigt und ergriffen. Der Abſtand von dem einſam ernſten Forum romanum zu den menſchenwogenden Boulevards, von den ſchweigenden, traumſtillen Villen des ewigen Roms zu dem Tuilleriengarten voll fröhlicher Spiele und voll luſtigen Geplauders, war nicht größer, als der Unterſchied zwiſchen dem geiſtigen Leben von Rom und von Paris.

Hatte dort eine mächtige Vergangenheit ſo feſte Wurzeln geſchlagen, ihre Aeſte ſo dicht in die Gegenwart hineingedrängt, daß ſie ihr Fortſchreiten und Bewegen hinderte, ſo ſah er ſich nun plötzlich in eine Welt verſetzt, in der alles Beſtehende wankend geworden war, in der Alles fluthende Bewegung zu ſein ſchien. Alles drängte nach einer Zukunft hin, deren umgeſtaltendem Erſcheinen die Einen mit freudiger Hoffnung, die Andern mit banger Sorge entgegenſahen, und von der doch Niemand anzugeben wußte, wie ſie ſich entfalten, auf welche Art ſie ihre Herrſchaft gründen werde.

Mit großer Deutlichkeit trat ihm bei dieſen Beobachtungen ein Ausſpruch entgegen, den Herr von Pleſſen einſt über den Idealismus der Franzoſen

gethan hatte, als er und Friedrich ſich zum erſten Male begegnet waren. Frankreich hatte ſich zwar nicht von der befreiten Erde zum Himmel erhoben, wie Pleſſen es verheißen; aber die Geiſter hatten ſich dem höchſten Ziele zugewendet, das ſtaatlich zu erreichen iſt, der Befriedigung Aller durch gegenſeitige Gerechtigkeit und Liebe. Waren die Verſuche, welche man zur Erlangung dieſes Zuſtandes ſeit den Zeiten Babeufs bis auf St. Simon und Fourier hinab gemacht hatte, auch nicht geglückt, ſo wieſen die Verbindungen der communiſtiſchen Arbeiter und der Ikarier doch unverkennbar darauf hin, daß das Bedürfniß nach einer ſocialen Umgeſtaltung und das Streben nach ihr ſich gleich geblieben waren. Und wie die vereinzelten, lichtdurchſtrahlten Wölkchen, die dem Sonnenaufgange vorangehen, mit unwiderleglicher Gewißheit den Aufgang des neuen Tageslichts verkünden, vor dem ſie ſelbſt als bleiche Nebel verlöſchen, ſo unwiderleglich verkündete die Richtung der Geiſter auf die ſociale Frage, daß das Bedürfniß nach einer neuen Staatsform vorhanden, und daß der Tag auch nicht fern ſein könne,

an dem ſie, wenn auch nicht gleich in voller Herrlichkeit, in's Leben treten werde.

Friedrich's Studien, ſeine poetiſchen Arbeiten ſogar, wurden von der Theilnahme für die Ereigniſſe des Tages unterbrochen, denn die Triebkraft der Zeit war ſo mächtig geworden, daß der dürrſte Stab Knospen zu treiben anfing, wenn das Volk ihn berührte, daß ſelbſt in dem vollendeten Abſolutismus von Friedrich's Heimath, die Keime eines neuen ſtaatlichen Lebens ſich zu entfalten begannen. Die Sehnſucht der Männer nach dem Vaterlande ward dadurch nur um ſo reger. Der Doctor, ſelbſt behindert an der Rückkehr, trieb Friedrich zu derſelben an. Auch Erich, in die politiſche Bewegung ſeines Landes hineingezogen, wünſchte, daß der Freund ſich der Heimath nicht zu ſehr entfremde. Er bemerkte ihm, daß in dieſem Augenblicke Niemand vom Vaterlande fern bleiben dürfe, der ihm nützlich zu ſein vermöge, und er ſelbſt hatte mit der ganzen Wärme ſeines Herzens für die Bewegung in Preußen Partei genommen. Je mehr er Widerwärtigkeiten zu beſtehen gehabt durch die Hinderniſſe, welche man Seitens der Behörden

der freien Gemeinde auf ſeinem Gute in den Weg gelegt, um ſo lebhafter war ſeine von Jugend auf gehegte Bewunderung der engliſchen Verfaſſung geworden, in der die kirchlichen Angelegenheiten Sachen der Gemeinde ſind. Seine Hoffnung, aus der zum erſten Male in Preußen zuſammenberufenen allgemeinen Ständeverſammlung allmälig eine freie, conſtitutionelle Volksvertretung werden zu ſehen, ſein Hang zur Thätigkeit und ſein Ehrgeiz, hatten gleichen Antheil an dem Eifer, mit dem er ſich als Landſtand den Arbeiten der Verſammlung unterzog, mit dem er alle diejenigen Beſtrebungen unterſtützte, welche der größeren, perſönlichen Freiheit der Staatsbürger förderlich werden konnten.

Das hatte eine erneuerte Annäherung zwiſchen Erich und dem Doctor, und endlich eine völlige Ausgleichung zwiſchen ihnen zu Wege gebracht, da das Glück der Schweſter den jungen Baron ſchon ſeit lange geneigt gemacht hatte, ſich mit der Weiſe zu verſöhnen, in der ſie es gefunden. Ein lebhafter Briefwechſel war davon die nächſte Folge. Er galt ebenſowohl den Vorkommniſſen des Tages, als den Angelegenheiten der Familie, und mehr-

mals hatte Cornelie die Beſorgniß ausgedrückt, Erich werde ſeine lebhafte Parteinahme für die Sache des Rechtes und der Freiheit mit ſchweren perſönlichen Opfern zu erkaufen haben. Auch konnte ſich Niemand über die Conflicte täuſchen, in die er durch ſeine politiſche Thätigkeit mit ſeiner Frau und mit ſeinem Vater gerathen mußte, aber er ſelbſt hatte ihrer nie erwähnt. Um ſo häufiger hatte Friedrich daran gedacht. Er wußte und hatte es oft genug erfahren, wie wenig Erich's weiches Gemüth für den Kampf mit ſeiner Gattin gemacht war, wie ſehr dieſer Kampf ihn lähmte. Mit vorſichtiger Schonung hatte er den Freund gebeten, ihm Auskunft über dieſe Verhältniſſe zu geben, und es war ihm eine Genugthuung, als ſchon wenige Tage nach Abgang ſeines Schreibens, der Poſtbote ihm einen Brief überbrachte, deſſen Aufſchrift ihn die Antwort Erich's erwarten ließ.

Indeß kaum hatte er das Couvert erbrochen, als er gewahr ward, daß es nur als Träger eines Briefes von Auguſte gedient hatte, der unter Erich's

Adreſſe nach Berlin gegangen war, um Friedrich nachgeſendet zu werden.

Nachdenkend hielt er das Blatt in der Hand. Er hatte ſeit ſeiner Scheidung die Schrift nicht wieder geſehen. Alle jene Augenblicke, in denen die kleinen, ſcharf zugeſpitzten Buchſtaben der Adreſſe ihm Verkünder irgend einer Mißempfindung geweſen waren, traten ihm deutlich in das Gedächtniß. Es zog wie eine düſtere Wolke durch ſeinen Sinn, ſo daß er wie von kalter Luft berührt, zuſammenzuckte, und doch überkam ihn eine tiefe Wehmuth, als er den Brief entfaltete und die erſten Worte las.

„Lieber Friedrich!“ hob er an, „es iſt mir feierlich zu Muthe, da ich Dir ſeit ſo langer Zeit zum erſten Male ſchreibe, doppelt feierlich, da ich Dich um Verſöhnung bitten, da ich mit der Vergangenheit abſchließen möchte, wie der Sterbende mit ihr abſchließt, der in ein neues Daſein eingehen ſoll.

„Du ſelbſt haſt es ausgeſprochen, daß unſere Verbindung aus einem Irrthum unſerer Einſicht hervorgegangen ſei, und wir haben dieſen Irrthum

Beide gebüßt. Unſere Scheidung, zu der Dich Deine Ueberzeugung drängte, ohne daß Du ſie durchzuſetzen wagteſt, bis des Onkels Energie mich zu ihr zwang, iſt für uns Beide wohl ein Segen geworden. Ich wenigſtens hoffe durch ſie zu einem Lebenswege zu gelangen, der mich zu einem glücklichen Ziele führen wird, weil ich an meinem Platze ſein werde.

„Du ſelbſt, darauf geſtellt, Dich zu dem Dichter zu vollenden, der Du geworden biſt, forderteſt ein Verſtändniß, das ich nicht beſaß und zu dem Deine mit ſich ſelbſt beſchäftigte Natur mich nicht zu erziehen vermochte. Du bedurfteſt einer andern Frau, ich eines andern Mannes, und nun ich die milde Hand und den klugen Sinn gefunden habe, die mich zu leiten wiſſen, hoffe ich mit Gottes Beiſtand, das zu werden, was ich hätte ſein müſſen, um Dich zu befriedigen.

„Deine Entfernung von der Heimath, die mir als das größte Unglück erſchien, iſt unſer Aller Heil geworden, und ich habe die Hand Gottes ſeit jener Stunde ſegnend über mir gefühlt. Ich habe Dir von Anfang an bekannt, wie ſehr meine Neigung mich

zu Stillberg hinzog, und wie viel ich ſeiner Theilnahme, ſeinem Rathe dankte. Du wirſt wohl auch erfahren haben, daß durch eine wunderſame Fügung der Vorſehung er grade in dem Augenblick eine Pfarre in der Stadt erhielt, als der Onkel mich wieder zu ſich nahm. Seitdem haben die Treue und Liebe, die Geduld und Nachſicht, die er mir in der langen Zeit bewieſen, deren ich bedurfte, mich an den Gedanken unſerer Scheidung und an die neuen Verhältniſſe zu gewöhnen, mich ſo ſehr zu ſeiner ewigen Schuldnerin gemacht, daß ich mich ihm zu eigen fühle, und nun, da er es von mir fordert, auch nicht weiter anſtehen darf, ihm meine Hand zu reichen und eine neue, zweite Ehe einzugehen.

„Es iſt mir ſeltſam und in doppelter Rückſicht beweglich, Dir dies zu ſchreiben. Aber ich kenne ja Deine Anſicht und weiß, Du wirſt mir das Glück nicht mißgönnen, das ich in Stillberg's Liebe zu finden ſicher bin. Es wird Dich ſogar freuen, daß ſich mir ein Wirkungskreis an der Seite eines Mannes bietet, dem ich mit dem Wenigen was ich bin und kann, zu genügen ver-

mag, weil er mein redliches Streben ſieht, ihm zu dienen, mich nützlich für ihn zu machen, und damit ſeiner immer würdiger zu werden.

„Der Fürſprache der Frau Prinzeſſin, deren hoher Sinn ihn und ſein edles Weſen erkannt hat, dankt er ſeine Ernennung zum Superintendenten, und jetzt, da er dieſe erhalten, hat er eben in mich gedrungen, das ſchöne, neue Haus, das er beziehen wird, nicht länger einſam zu laſſen. Der Onkel billigt den Schritt vollkommen, zu dem ich mich entſchloſſen habe. Es thut ihm wohl, mich in ſo anſehnlichen Verhältniſſen in ſeiner Nähe zu behalten, und es iſt ihm wahrlich auch zu gönnen, daß eine treue Seele bei ihm bleibe, da ſeine Töchter doch nicht um ihn ſind. Ich ſelbſt fühle mich jung und muthig genug, ein neues Leben zu beginnen, in das ich mit noch höherer Zuverſicht eintreten werde, wenn auch Deine Wünſche mir in daſſelbe folgen.

„Ich werde Dich nicht vergeſſen, und könnteſt Du einſt erreichen, was Dein Herz von Jugend an erſtrebt hat, ſo ſollte — und Gott weiß es, ob ich die Wahrheit rede — auch in meinem In-

nern kein unholder Gedanke ſich gegen Dich und die arme Helene erheben, die ja ſo beklagenswerth iſt, daß ich aus dem Hafen meines Glückes nur mit Thränen des Mitleids ihrer, ſowie Corneliens gedenke, mit deren Ehe der Onkel ſich nie und nimmer verſöhnen wird!

„Und ſo nimm denn das beifolgende Blatt theilnehmend auf, und laß mich recht bald hören, daß Deine Seele nicht wider mich und meinen künftigen Gatten iſt. Ich erflehe von Gott auch für Dich das Beſte! Auguſte.“

Das beifolgende Blatt, deſſen der Brief erwähnte, war die lithographirte Anzeige ihrer Verlobung mit dem Superintendenten von Stillberg. Weder ſein rother Adlerorden, noch Auguſtens adliger Familienname fehlten in der Meldung. Friedrich las ſie und las ſie wieder in einer Art Zerſtreuung.

Endlich legte er das Papier aus der Hand. „Möge es ihr wohlgehen!“ ſagte er, und ein feuchter Flor zog über ſeinen Blick, als er die beiden Blätter wieder aufnahm, um ſie in ſein Portefeuille zu legen. Alle ſeine Gedanken waren

auf die Vergangenheit gerichtet. Es zog ihn davon zu ſprechen, und am Abende ging er früher als gewöhnlich zu Cornelie, um ſie allein zu ſehen, ehe die Anderen, wie immer, wenn Regina nicht beſchäftigt war, ſich zum Thee bei ihr verſammelten.

Er hatte den Brief Auguſtens zu ſich geſteckt und theilte ihn Cornelien mit. Als ſie ihn geleſen hatte, ſagte ſie: „Was Sie, mein Freund! bei dieſem Ereigniſſe bewegt, verſtehe ich Ihnen vollkommen nachzufühlen, aber eben ſo vollkommen bin ich überzeugt, daß es Auguſten Ernſt iſt mit Allem, was ſie ſagt, und daß ſie Stillberg glücklich machen und mit ihm glücklich ſein wird!“

„Ich wünſche und ich hoffe es!“ entgegnete Friedrich.

„Zweifeln Sie nicht daran!“ meinte Cornelie, und fügte dann lächelnd hinzu: „man hat ſo viel geſpottet über manche Dichtungen, in denen die Frauen von unwiderſtehlichem Herzensdrange getrieben, nach dem Rechten ſuchen, nach dem Manne, der für ſie geſchaffen iſt, und auch mich hat dieſe Parodie der platoniſchen Idee vielfach beluſtigt.

Dennoch hat ſie ihre ernſte Seite, die auf ein tiefes Myſterium in der Natur des Weibes begründet iſt, ja man könnte ſie in gewiſſem Sinne eine Wahrheit nennen."

„Eine Wahrheit?" fragte Friedrich.

„Ja! denn es iſt eine Wahrheit, daß die Erziehung des Weibes ſich nur durch den Mann vollendet. Der Mann kann ſich ſelbſt erziehen, das Leben, die Nothwendigkeit beſitzen die Kraft, alle ſeine Fähigkeiten hervorzulocken oder herauszuhämmern, je nach dem. Die Frauennatur aber bedarf der männlichen Hand, ſie bedarf der männlichen Kraft eines Vaters, eines Bruders, eines Geliebten, um das Höchſte aus ihr zu machen, deſſen ſie fähig iſt."

„Und wenn ſie dieſen Mann nicht findet?"

„So kann ſie unter Verhältniſſen Tüchtiges leiſten, ſich vielfach bewähren, aber ſie wird nicht zu der ihr möglichen Vollendung kommen. Und kettet das Leben eine Frau vollends an einen Mann, der nicht der Rechte iſt, dieſe Entwicklung in ihr zu fördern, ſo ſinkt ſie unter die Bedingungen ihrer Natur herab." Sie hielt inne

bei dieſen Worten, da ſie ſah, daß Friedrich ſie nicht zu billigen ſchien, und fügte dann erklärend hinzu: „Was wäre aus mir geworden, hätte Pleſſen's Einfluß auf mich fortgedauert, hätte ich nicht an meinem Manne von Jugend auf einen Freund, ein Bild der Stärke und der Feſtigkeit vor mir gehabt, an dem ich mich erheben konnte!“

Friedrich lächelte. „Wie liebenswürdig ſind Sie geworden, Cornelie!“ ſagte er, „ſeit Ihre Liebe Ihren ſcharfen Verſtand beſiegt hat, ſeit Sie aus Liebe unklar ſein können. Das iſt ſo weiblich!“

„Nun denn!“ rief Cornelie, „ſo ſehen Sie ja deutlich, daß eben nur die Liebe zu dem beſten Manne, daß das Gefühl der Unterordnung unter den, der für mich der Rechte war, dieſe Entwicklung meines Weſens möglich machte. Sie aber waren nicht der Rechte für Auguſte!“

„Nicht der Rechte? und weswegen nicht?“

„Weil Sie in Ihrem Weibe Ihres Gleichen finden wollten. Sie unterdrückten, Sie unterſchätzten die guten, häuslichen Eigenſchaften, in denen Auguſtens Kraft beruhte, weil ſie nicht

jenes Höhere waren, das Sie brauchten, jenes Höchſte, das Sie wünſchten. Dadurch haben Sie die Anlagen des Argwohns, der Mißgunſt, des Neides, der Unzufriedenheit, die in ihr liegen mochten, ſehr entwickelt."

„Sie waren alſo doch in ihr!" bemerkte Friedrich.

„Ja! aber Stillberg, dem Auguſte zu genügen, der ihre Eigenſchaften anzuerkennen ſcheint, wird ihre Fehler überwinden. Er hat ihr das Zutrauen zu ſich ſelbſt, und damit Zufriedenheit und Strebſamkeit, mit der Strebſamkeit Demuth, und wie Sie ſehen, auch Gerechtigkeit für Andere wiedergegeben. Sie ſelbſt aber wird auch noch eine Andere werden, nun ſie den Rechten gefunden hat!"

Friedrich ſchwieg eine Weile, dann ſagte er, als ob er eine Gedankenreihe damit ſchließe: „Die Abneigung, welche Auguſte ſeit dem Beginne unſerer Ehe gegen Helene hegte, obſchon ich damals außer allem Zuſammenhange mit Ihrer Schweſter ſtand, war mir ſtets ein Schmerz. Sie ſchadete Auguſten ſehr in meinem Herzen. Und auch jetzt noch liegt eine Art

von Selbſtgenügen in dem Bedauern, das ſie für Ihre Schweſter ausſpricht!“

„Ach nein!“ bedeutete Cornelie, „es iſt nur Geringſchätzung. Die Menſchen betrachten ihr Glück leicht als ein Privilegium, das ſie über den Minderglücklichen erhebt. Der Abſtand von Auguſtens ruhiger Zukunft zu Helenens Lage iſt ſo groß!“ Sie hatte die Worte mit ſcheinbarer Ruhe geſprochen, Friedrich aber kannte das leiſe Zucken ihrer Lippen, das in den ſeltenen Fällen, in denen es erſchien, ſtets die unterdrückte Bitterkeit ihrer Empfindungen verrieth.

„Haben Sie neue Nachrichten von Helene?“ fragte Friedrich endlich mit einem Tone, in dem ſeine ganze Liebe und Sorge erklangen.

„Nur einmal und nur wenig Zeilen hat ſie mir geſchrieben. Sie muß zum Tode müde ſein, um in ſolcher Weiſe zu verzichten.“

„Wird ſie Ihren Vater beſuchen, wie Erich hoffte?“

„Nein! der Graf hat die Einladung nicht angenommen. Sein Dienſt feßle ihn an ſeinen Wohnort und Helene könne ſein Haus nicht ohne

Repräſentantin laſſen, da man viel Fremde zu erwarten habe," antwortete ſie ihm.

Friedrich fragte Nichts weiter, auch Cornelie verſtummte. So ſaßen ſie, jeder in ſeine Gedanken verſunken, beiſammen, bis die Dämmerung einbrach. Als man Licht in's Zimmer brachte, erhob ſich Friedrich. „Nur einmal ſehen möchte ich ſie!" ſagte er wie im Selbſtgeſpräche, und Cornelie erwiderte Nichts darauf, da Regina und mit ihr Larſſen erſchienen war.

Eilftes Kapitel.

Hätte nur ein Strahl der Liebe, welche Friedrich für ſie hegte, zu Helene dringen können, es würde ihr ein Troſt geweſen ſein, an dem Abende, da die Anzeige von Auguſtens Verlobung ſie erreichte.

Der Graf, unter deſſen Adreſſe ſie angelangt war, brachte ſie ſelbſt in das Zimmer ſeiner Gemahlin, die an den geöffneten Thüren ihres Balkons in einem Seſſel ruhte, und aufſchreckend das Buch zur Seite legte, da ſie die Schritte St. Brezan's vernahm und einen offenen Brief in ſeinen Händen ſah.

Der Graf bemerkte es. „Warum erſchrickſt Du?“ fragte er mit ſcharfem Blicke.

„Ich bin dahin gekommen, vor jedem Briefe zu erſchrecken. Es iſt ſo ſelten, daß ich gute Nachrichten erhalte!“ antwortete ſie, und das böſe Lächeln des Grafen ſteigerte ihre Beſorgniß. Es ſchien ihr, da er ſie eine Zeit lang ſchweigend beobachtete, als weide er ſich an der Beſtürzung, welche ihr ſein Erſcheinen eingeflößt hatte.

„Heute wirſt Du Dich nicht zu beklagen haben. Die Zeitung, die ich bringe, iſt gut. Ein freudiges Ereigniß in Deiner Familie. Eine Heirath — —“

„Georg!“ rief Helene und erhob ſich mit Lebhaftigkeit.

„O nein!“ bedeutete der Graf, „Deine Couſine, die Frau jenes Herrn Brand iſt's, die ſich verlobt hat.“

Helene ward bleich. Sie langte nach dem Briefe, der Graf reichte ihr ihn hin. Es war nur die allgemeine Meldung, unter welche Auguſte einige Zeilen der Bitte um Theilnahme an ihrem Glücke geſchrieben hatte. Der Graf wendete kein Auge von der Leſenden. Als ſie das Blatt zur Seite legte, fragte er: „und nun, Helene?“

Sie antwortete nicht.

„Wie mauſſade Du wirſt!“ rief der Graf. „Aber es iſt ein ſchönes Ding um den Proteſtantismus, der ſolche Arrangements erlaubt, und ich ſehe nicht ein, warum ſich Herr Brand nicht auch irgend eines ſchönen Tags verheirathen ſollte. Es ſteht dem jetzt Nichts mehr im Wege!“

Die Gräfin beharrte bei ihrem Schweigen.

„Du nimmſt wenig Antheil an dem Looſe Deines Freundes!“ ſagte der Graf.

„Habe ich Dir Anlaß gegeben, mich ſo zu quälen?“ fragte endlich die Gräfin, während ſie mit thränenloſem Auge zu ihrem Manne hinüberblickte.

„Urſache?“ rief er, „Urſache? und glaubſt Du nicht, daß ich es weiß, woher ſie kommen, Deine Entſagung und Geduld? Glaubſt Du, ich hätte Deinen alten Wahlſpruch vergeſſen von der Weisheit des Abwartens? — Ich weiß es, ich ſehe, ich fühle es, abwarten willſt Du! abwarten, bis die Uhr meines Lebens abgelaufen iſt, abwarten — —“

Ein krampfhafter Huſten unterbrach ihn. Er

mußte ſich niederſetzen. Helene wollte ihm Paſtillen reichen, die ihm Linderung verſchafften. Er wies ſie heftig zurück und erhob ſich, indem er ſich mit der zitternden Rechten auf die Platte des Marmortiſches ſtützte, die nicht kälter war als ſeine Hand.

„O! täuſche Dich nicht!“ rief er, täuſche Dich nicht, ich bin nicht krank! Die Aerzte, mit denen Du geheime Conferenzen haſt, betrügen Dich! Sie ſchmeicheln Deinen Hoffnungen! Ich bin nicht krank! Was ſagte Dir der Doctor geſtern?“

„Ich habe ihn nur für mich berathen,“ entgegnete die Gräfin.

„Nur für Dich? und weshalb? weshalb Helene?“

„Kannſt Du noch fragen?“ ſagte ſie, und jeder Andere als ihr Gatte hätte dem müden Ausdruck ihres bleichen Angeſichts nicht widerſtanden. Der Graf aber beachtete das nicht, den in dem Augenblicke war eine Equipage in den Hof gefahren, und der Kammerdiener meldete die Ankunft eines Gaſtes.

„Sehr willkommen!“ ſagte St. Brezan und wendete ſich raſch nach dem Spiegel. Sein Ausſehen erſchreckte ihn. Er bereute, den Beſuch angenommen zu haben, raffte ſich aber gewaltſam zuſammen, und mit ſchneller Wendung dem Gaſt entgegengehend, ſagte er: „Sie kommen mitten in eine Scene, General! mitten in ein Krankenzimmer! Sie finden mich noch agitirt! Meine Frau hat eben einen ihrer Nervenanfälle gehabt.“

Die Gräfin erbebte.

Der Ankommende blickte ſie an und ſprach ihr ſein Bedauern aus. Ihre Bläſſe, ihre Erregung waren geeignet, den Worten des Grafen Glauben zu verſchaffen. Sie benutzte das, ſich zu entfernen. Der Graf bot ihr den Arm, und geleitete ſie mit höchſter Sorgfalt in das Nebenzimmer.

Als er daraus zurückkehrte, war er wie verwandelt. Die Gewohnheit der Selbſtbeherrſchung hatte den Anfall, wenn nicht überwunden, ſo doch zurückgedrängt, und mit ruhiger Sicherheit ſagte er: „Da ſehen Sie nun mein Freund! ſo iſt es mit den Frauen! Die Gräfin iſt jünger als

ich. Ich hoffte eine Stütze an ihr zu haben, wenn einſt für mich das Alter kommen würde, und muß nun ſelbſt den Krankenpfleger machen. Geſtehen Sie, daß dies in unſeren Jahren hart iſt!"

Der General, ein Mann in ſeiner vollen Kraft, gab die Behauptung zu, während ſeine Blicke über die ſteife, faſt zur Mumie zuſammengetrocknete Geſtalt des Grafen ſtreiften, und mit lächelndem Munde ſagte er: „Sie haben Sich ſonſt über die Frauen nicht eben zu beklagen, Graf!"

St. Brezan nahm dieſe Worte wohlgefällig auf. Er lehnte ſich in die Sophaecke zurück, kreuzte die Beine, und entgegnete mit der ſpielenden Eitelkeit einer Kokette: „Nun, unter uns, lieber Freund, die Tage der Jugend ſind für mich wohl eigentlich vorüber!"

„Oh! man iſt immer jung, ſo lange man zu gefallen wünſcht und weiß!" rief der General, „Marietta —" fügte er, nur dem Ohre des Grafen vernehmbar, in leiſem Tone hinzu.

Der Graf gab ihm ein Zeichen zu ſchweigen, indem er mit einer Kopfbewegung nach den Ge-

mächern seiner Gemahlin hindeutete. Der Gast erwiederte das Zeichen mit schlauem Lächeln, und schnell abbrechend, sagte er: „Ich kam einen Dienst von Ihnen zu fordern, werther Freund!“

„Bestimmen Sie über mich!“ rief bereitwillig der Gesandte unter dem angenehmen Eindruck, welchen die Bemerkung des Andern auf ihn hervorgebracht hatte. Worin kann ich Ihnen dienlich sein!“

„Mein Neffe, der Sohn der Gräfin Bevern, ambitionirt eine Versetzung von der berliner Ambassade nach Wien, und — —“

„Und man weigert sie ihm, ich weiß!“ sagte St. Brezan. „Eine frühere Begegnung mit dem Gesandten macht diesen abgeneigt, den jungen Bevern anzunehmen!“

„Deshalb grade kam ich, Ihre Vermittlung zu suchen, lieber Graf!“

St. Brezan zuckte die Schultern. „Sie wissen, um was es sich gehandelt hat. Solche Rivalitäten verzeihen und vergessen sich nicht leicht. Ich fürchte, er wird nicht reussiren. Doch will ich

Alles thun, was ich vermag. Verlaſſen Sie ſich feſt darauf.“

Der General nahm die Zuſage dankbar an, gab noch einige Auskunft über ſeinen Neffen, die der Graf begehrte, und ſagte dann: „Aber da wir von Rivalitäten ſprachen, wiſſen Sie wohl, daß Sie einen ſehr gefährlichen Rivalen beſitzen?“

„Einen Rivalen?“ wiederholte St. Brezan, „das iſt ſchmeichelhaft!“

„Nein, in der That! Marietta ſchwärmt für ihn —“

„Für wen?“ fragte der Graf, indem ſein Geſicht ſich verfärbte und die Muskeln ſeiner Wangen zuckten.

„Für Anatole Gregorin!“

„Sie kennt den Fürſten nicht!“

„Doch! mein Freund, denn ſie hat alle ihre reizende Beredſamkeit daran geſetzt, von mir die Rücknahme der Ordre zu erwirken, die ihn für die gruſiſche Armee beſtimmt!“

„Und Sie haben ſie zurückgenommen?“ fragte der Graf mit ſichtlicher Spannung.

„Es war unmöglich ihr ein Nein zu ſagen!“

„Alſo bleibt er hier?“

„Ja! bis auf Weiteres!“ entgegnete der General, drückte dem Grafen die Hand und ſagte, indem er ſich verabſchiedete: „Und nicht wahr, mein Freund! Sie werden die Wünſche meines Neffen nicht vergeſſen? Ich darf auf Ihre Freundſchaft rechnen, wie Sie der meinigen vertrauen können?“

„Unbedenklich!“ verſicherte der Graf mit ruhiger Haltung, aber kaum hatte der Beſucher das Zimmer verlaſſen, als St. Brezan mit leidenſchaftlicher Heftigkeit die Glocke zog, und dem eintretenden Diener befahl, augenblicklich anſpannen zu laſſen.

Voll ohnmächtiger Wuth eilte er im Zimmer auf und nieder. Geſtachelt von der ſelbſtbetrügeriſchen Luſt ſein Alter zu vergeſſen, hatte er ſich in die Reihe der Bewunderer gedrängt, welche die ſchöne Marietta, die erſte Tänzerin ihrer Zeit umſchwärmten, und während ſie ſpielend des Greiſes ſpottete, hatte eine Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtigt, die er mit Wolluſt in ſich nährte, da er ſie als ein Mittel anſah, an der Gräfin Rache zu nehmen.

Weit davon entfernt, ſeine Leidenſchaft oder die Gunſt zu leugnen, die er zu beſitzen glaubte, trug er ſie mit einer Abſichtlichkeit zur Schau, die bei einem Manne ſeines Alters doppelt widerwärtig erſcheinen mußte. Der ganze Hof, die ganze Stadt ſprachen von der Verſchwendung, zu der er ſich fortreißen ließ, der gefeierten Schönheit zu gefallen, von den romantiſchen Feſten, die er auf dem Lande für ſie veranſtaltete, von den phantaſtiſchen Ueberraſchungen, die er ihr bereitete. Die Einen tadelten ihn, indem ſie ihn beklagten, die Anderen verlachten ihn ſpottend, nur die Gräfin ſchwieg. Aber ſie litt davon, den Grafen ſo unter ſich ſelbſt herabgeſunken zu ſehen.

Nicht um ihretwillen hatte ſie die Reiſe, den Beſuch bei ihrem Vater gefordert. Sie hatte ihren Gemahl nur auf kurze Zeit aus der Nähe der Tänzerin zu entfernen gewünſcht, und was er ihr einſt nicht gewährt, den Beiſtand gegen eine verderbliche Leidenſchaft, dieſen Beiſtand hatte ſie ihm zu leiſten gedacht.

Aber ihre Bitten, ihre Vorſtellungen waren vergeblich geweſen. Der Graf betrachtete dieſelben

als Zeichen einer Eiferſucht, die ſeiner Gemahlin einzuflößen er als eine Vergeltung, eine Genugthuung empfand, und müde, wie Helene es geworden war, hatte ſie ſich endlich mit ihrem Kummer in ſich ſelbſt zurückgezogen, wie die Blumen, die ſich ſchließen vor der Sonnenloſigkeit der Nacht.

Einſam, ohne Freunde, ohne Klage, ſah ſie die Tage an ſich vorüberziehen. Aus der drückenden Atmoſphäre der Stadt, auf der die ganze Hitze des kurzen, nordiſchen Sommers brütete, aus der Tageshelle, die nicht enden zu wollen ſchien, ſchweiften ihre Gedanken in die Ferne, hin zu der Schweſter und zu dem Geliebten, den ſie in Corneliens Nähe wußte, hin zu der Heimath und dem Bruder, an deſſen Herzen ſie ſtets eine Zuflucht gefunden; aber auch in Erich's Seele, in Erich's Hauſe wohnte der Frieden nicht.

Es war im Beginne des Frühjahrs geweſen, als Erich von ſeiner Miſſion aus der Reſidenz auf das Land zurückgekehrt war. Auguſte hatte ſich bereits vermählt, der Baron wie alljährlich am beſtimmten Tage die Stadt verlaſſen und ſich

auf das Gut begeben. Sidoniens Briefe, des Vaters gänzliches Schweigen hatten dem Sohne keinen Zweifel darüber gelaſſen, wie unerbittlich Beide die Richtung tadelten, welche ſeine politiſche Thätigkeit genommen hatte. Schon in der Freudigkeit des Wirkens, die er in der Hauptſtadt empfunden, mitten in dem Kreiſe der Männer, welche ſeine Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit ihm zu achtenden Freunden gewonnen, hatte der Gedanke an die Heimath ihm die Seele beſchwert, und je näher er ihr kam, um ſo niederdrückender war er ihm geworden. Er mußte ſich an die Freude halten, den Sohn wiederzuſehen, den er einer Erziehungsanſtalt anvertraut hatte, ihn vor dem Einfluſſe der Mutter zu bewahren, und der grade in dieſem Augenblicke zum Ferienbeſuche auf dem Schloſſe war, er mußte ſich wiederholen, daß ſeine Rückkehr nach dem Gute nothwendig ſei, um ſich gegen den lähmenden Mißmuth zu wehren, der ſich auf ihn niedergeſenkt hatte.

Er war die Nacht durch gefahren und konnte alſo früh am Vormittage auf dem Schloſſe ſein, aber noch hatte er die letzte Station nicht erreicht, zu

der er ſeinen Sohn beſchieden hatte, als Weidewut ihm auf ſeinem flinken Pony entgegengeſprengt kam, und freudejubelnd mit der Mütze winkte, den Vater aus weiter Ferne zu begrüßen.

Erich's Herz ſchwoll hoch auf vor Freude, da er ſeines Knaben anſichtig ward. Schön und ſchlank gewachſen, friſch an Geiſt und Leib, war es eine Luſt, ihn zu beobachten, wie er herabſprang, das Pferd dem Reitknecht überließ, und nun mit den leuchtenden braunen Augen, das goldblonde Lockenhaar vom Morgenwinde leis bewegt, ſich in liebevoller Haſt dem Vater an die Bruſt warf, der ihn mit froher Zärtlichkeit umarmte.

„Da habe ich Dich alſo doch zuerſt, Papa!“ rief der Knabe.

„Wie groß biſt Du in dieſen letzten Monaten geworden!“ ſagte der Vater, „ich werde bald ſtolz ſein können auf meinen großen Sohn!“

„Und ich bin ſtolz auf Dich, Papa!“ fiel ihm der Sohn in's Wort, „denn wie ſie Dich Alle lieben, wie ſie Dich bewundern, das kannſt Du Dir nicht denken!“

Erich lächelte. „Wer liebt mich?“ fragte er.

„Alle! antwortete der Knabe. „Im Inſtitute gab mir der Claſſenlehrer immer vorzuleſen, was Du geſprochen hatteſt, und hier nun vollends! Du wirſt es ja erleben!“

„Hier?“ wiederholte Erich, als ſie ſich dem Poſthauſe genähert hatten, wohin er ſich Relais beſtellt. Aber kaum hielt der Wagen, kaum war der Baron ausgeſtiegen, um während des Pferdewechſels einige Schritte zu machen, als er ſich von einer Anzahl von Männern umgeben ſah, die aus der Thüre des Poſthauſes kamen, und ihn mit lebhafter Theilnahme umringten.

Es mochten wohl an vierzig Perſonen ſein, Alle in ihren Sonntagskleidern, der Schulmeiſter ſeines Gutes und der alte Schöne an ihrer Spitze. Ein Theil derſelben war ihm fremd, die Mehrzahl gehörte ſeinem Gute und den Dörfern an, welche in dem Kirchſpiele Friedrich's eingepfarrt geweſen. Es war die ganze diſſentirende Gemeinde.

Von allen Seiten ſcholl ihm ein Willkommen entgegen, von allen Seiten ſtreckten ſich Hände aus, die ſeinen zu ergreifen und zu ſchütteln,

und doch ſchienen dieſe Beweiſe der Theilnahme unwillkürliche Ausdrücke der Freude zu ſein, denn der Schulmeiſter wies ſie offenbar als eine unerwartete Störung zurück, und der junge Schöne drängte die Leute, Platz zu machen, und den Baron in das Zimmer gehen zu laſſen.

In der großen Gaſtſtube zu ebener Erde angelangt, ſtellten die Männer ſich mit einer gewiſſen Ordnung in einen Kreis, Herr Schöne trat hervor und indem er dem Baron die Hand gab, ſagte er: „Herr Baron! Einer für Alle! Sie haben brav an uns gehandelt. Darum ſind wir hier. Silberne Ehrenkränze und goldene Becher, wie die reichen Städte da unten am Rhein, die können wir Ihnen nicht geben, Herr Baron! die brauchen Sie auch nicht, denn Sie ſind reicher als wir Alle. Aber daß ſie dem alten Fritze ſein Wort verfochten haben, daß Jeder auf ſeine eigene Manier ſelig werden muß, das wird Ihnen hier Keiner vergeſſen, und das haben wir Ihnen ſagen wollen! Dafür wird der allmächtige Gott Sie ſegnen, und es iſt ein altes Wort: an Gottes Segen iſt Alles gelegen!“

Er ſchüttelte dabei dem Baron nochmals die Hand. Erich war ſehr ergriffen. „Ich wollte, ich hätte mehr erreicht!“ ſagte er kurz und feſt.

„Es iſt doch immer ein Anfang!“ meinte einer der Männer, „und wer's erlebt hat, wie langſam Alles wächſt, der iſt geduldig!“

„Halten Ew. Gnaden nur zum Neuen und zum Rechten,“ ſagte ein Anderer, „erleben wir's nicht, ſo ſoll's unſeren Kindern und dem jungen Herrn da wohl noch zu Nutze kommen, daß ſein Vater ein gerechter Mann geweſen iſt und daß er Reſpect gehabt hat vor anderer Leute Glauben und Gewiſſen!“

Damit reichte er dem Knaben die Hand, auch die anderen Männer wendeten ſich zu ihm, der mit kindlicher und doch verſtändnißvoller Freude die Anerkennung theilte, welche ſeinem Vater in ſo herzlicher Weiſe dargebracht ward.

Nicht gewillt, dieſe Begegnung zu einer Demonſtration ſeiner Geſinnungen zu machen, und mit feinem Takte fühlend, daß man ſolche Augenblicke nicht verlängern dürfe, ohne ihre innere

Kraft zu ſchwächen, dankte Erich den Männern nochmals mit wenig Worten, und brach dann auf. Er war ſeltſam bewegt. Was er für die Anerkennung der freien Gemeinden gethan, was er überhaupt zu Gunſten der Religionsfreiheit geſprochen, ward ihm reich vergolten. Kein Sieg, den er jemals für ſich ſelbſt errungen, Nichts, was er ſelbſt jemals perſönlich erreicht, hatte ihm die Genugthuung gewährt, die er in dieſer Stunde fühlte, da er ſich bewußt ward, für Andere gemeinnützig gewirkt zu haben. Das Gefühl des Staatsbürgerthumes erhob ihn, gewann eine noch tiefere Bedeutung für ihn, wenn er die Zukunft ſeines Knaben daran geknüpft dachte. Der Gedanke, daß einſt ſein Sohn vollenden könne, was er jetzt Förderndes begonnen, bewegte ſein Herz. Und wie der Geſchlechtsſtolz ſeines alten Vaters ſich in die Vergangenheit zurückgewendet und ihn von ſeinen Mitmenſchen abgeſchieden hatte, ſo wendete Erich's Blick ſich in die Zukunft, ſo galt ſein Adelſtolz der Hoffnung, ein Geſchlecht zu hinterlaſſen, das als der Träger eines freien Geiſtes, dem Vaterlande gute Bürger, der Freiheit und Ge-

ſetzlichkeit eine Stütze bieten ſollte, wie England ſie beſaß in vielen ſeiner älteſten Geſchlechter.

Da der größere Theil der Männer, die zu ſeinem Willkomme herbeigeeilt, zu Pferde gekommen waren, ließen ſie es ſich nicht nehmen, ihm das Geleite zu geben, und von dieſen Reitern gefolgt, langte Erich vor der Auffahrt ſeines Schloſſes an. Die Dienerſchaft, welche eben ſo wie die Dorfbewohner von dem Empfange unterrichtet geweſen, den man ihrem Herrn bereiten wollte, waren auf die Rampe hinausgeeilt, eine Menge Leute und Kinder drängten ſich in den Schloßhof, aber an den Fenſtern ſeines Hauſes ward Niemand ſichtbar. Sein Weib eilte ihm nicht entgegen, ſein Vater kam nicht, ihn zu begrüßen. Es überlief ihn kalt. Die Schauer des Unfriedens umwehten ihn plötzlich, und dem Sohne den ſchmerzlichen Contraſt ſo weit als möglich zu erſparen, befahl er ihm, die Männer in den Park zu führen und bei ihnen zu bleiben, bis der Inſpector einen Imbiß herbeigeſchafft haben würde, mit dem Erich ſie zu bewirthen wünſchte. Dann ging er ſelbſt in's Schloß hinein.

Sein Kammerdiener war in der Remiſe mit dem Abpacken des Wagens beſchäftigt. Der Diener ſeiner Frau hatte den Mantel und die Chatoulle genommen und ſchritt eilig vor ihm her auf den breiten Steinſtufen der Treppe, ihm die Thüre zu öffnen, welche das obere Stockwerk gegen die Zugluft verwahrte. Erich hatte erwartet, wenigſtens bis hieher werde Sidonie ihm entgegenkommen, aber auch hier war Niemand, und mit wachſender Mißempfindung ſchritt er den Corridor entlang bis zu dem kleinen Saale, in welchem Sidonie ſich aufhielt.

„Schon um des Knaben, ſchon um der Leute willen, hätte ſie kommen müſſen!“ dachte er, während er die Thüre öffnete, und das Blut ſtockte in ſeinem Herzen, da er die Baronin ruhig neben ſeinem Vater beim Frühſtück ſitzen ſah. Als ſie ihn erblickte, erhob ſie ſich langſam und ging ihm entgegen, als hätten ſie ſich vor wenig Stunden erſt getrennt.

„Willkommen!“ ſagte ſie, indem ſie ihm die Hand bot. „Es war ſo ſpät geworden, daß wir

Dich mit dem Frühſtück länger nicht erwarten konnten!"

Dieſe abſichtliche Gleichgültigkeit, die Erich tödtlich verletzte, beleidigte auch den alten Baron. Das war nicht die achtende Unterordnung, welche nach ſeiner Anſicht der Hausherr von ſeinem Weibe zu verlangen hatte, und ſo unzufrieden er mit Erich war, machte Sidoniens Verhalten ihn doch geneigt, den Rückkehrenden für dieſen Mangel an Liebe und an Ehrerbietung zu entſchädigen. Als Mann trat er auf die Seite des Mannes, als Vater auf die Seite ſeines Sohnes.

„Willkommen in Deinem Hauſe," rief er, indem er aufſtand, den Sohn zu umarmen, „und laß es Dich nicht verdrießen, daß wir ohne den Hausherrn zum Frühſtück gegangen ſind. Ich bin ein Gewohnheitsmenſch, Du weißt es. Komm! ſetze Dich, Du biſt die Nacht gefahren, Du wirſt auch Appetit haben! Du ſiehſt ſehr wohl aus mein lieber Sohn!"

Der junge Baron drückte dem Vater dankbar die Hand, Sidonie wurde roth vor Zorn, ſchwieg indeſſen ſtill. Sie rückte das Couvert für Erich zu-

recht, während dieſer ſich nach dem Befinden ſeines Vaters erkundigte und ſich niederließ. Aber ein unausſprechbares Mißbehagen ſchwebte über dieſem erſten Beiſammenſein. Erich, bemüht, es zu überwinden, es ſich wegzuläugnen, betrachtete die Bilder, die Möbel, um durch die bekannten, wenn auch todten Gegenſtände das Heimathsgefühl in ſich zu erwecken, das die Kälte ſeiner Frau nicht in ihm aufkommen ließ. Er fragte nach den Dorfbewohnern, nach den kleinen Vorgängen im Hauſe, Sidonie antwortete kurz und einſilbig.

„Deine Frau ſcheint Dich nicht au courant erhalten zu haben," ſagte endlich der Baron, „darin war Deine Mutter, wie in allem Anderen muſterhaft. Ich konnte Wochen und Monate hindurch vom Hauſe fern ſein, und hatte faſt Nichts zu fragen in der Stunde meiner Rückkehr!"

„O! das war auch ein Unterſchied, lieber Vater!" meinte die Baronin, die an die Zuſtimmung und an das Lob ihres Schwiegervaters gewöhnt, es nicht ertragen konnte, ſich getadelt zu fühlen. „Das war auch etwas ganz Anderes mit Ihnen!"

„Etwas Anderes? und was, Sidonie?“ fragte Erich.

„O! wie willſt Du das auch nur vergleichen. Es waren ja andere Zeiten, andere Verhältniſſe! Ich habe mich nie darüber verblendet!“ Sie ſchenkte dabei dem Baron die zweite Taſſe Thee ein, reichte Erich die Eier, die Butter und die Marmelade, ſchien nur an die Bedienung der beiden Männer zu denken und mit dem beklagenden Ausrufe die Unterhaltung als abgethan zu betrachten.

Erich aber wies die Speiſen mit der Hand zurück und ſagte mit mühſam unterdrückter Aufwallung: „Halbe Worte ſind ſchlechte Waffen, verſteckte Anklagen ſind kein ehrlich Spiel! Du biſt verſtimmt, Sidonie! Was hat Dich verletzt? Woher der kalte Empfang, der mir das Herz erſtarrt im eignen Hauſe?“

„Empfang?“ wiederholte Sidonie. „Beſter Erich! wie kann von einem Empfange in Deinem Hauſe die Rede ſein, wenn eine ganze Schaar zu Pferde mit Dir ankommt? Ich konnte doch unmöglich Dir entgegengehen, um vor all dem Volke eine Familienſcene aufzuführen?“

„Sidonie!“ rief Erich im Tone des Vorwurfs.

„Nein, lieber Erich!“ fuhr ſie fort, „es iſt, wie ich Dir ſage. Was kann Dir auch an meinem Willkomm, an meiner Zufriedenheit, an dem Beifall Deiner Familie gelegen ſein, da Du jetzt die öffentliche Meinung zu Deinem Herrn erhoben haſt?“

Erich's Stirne verdüſterte ſich, auch des alten Barons Mienen hatten einen unzufriedenen Ausdruck angenommen. Er ſchüttelte gegen Sidonie gewendet das Haupt, als fordere er ſie auf zu ſchweigen. Das reizte ſie nur noch mehr.

„Ich begreife Sie nicht, lieber Vater! Finden Sie es denn nicht natürlich, daß es mich ſchmerzt, wenn ich ſehe, wie mein Mann ſich mehr und mehr dem häuslichen Heerde der Familie entfremdet? Es iſt ihm ja ſchon jetzt viel mehr an dem Beifall der Bauern gelegen, als an meiner oder Ihrer Zuſtimmung.“

„Das iſt Wahnſinn, Sidonie!“ fuhr Erich auf.

„Nein! es iſt Wahrheit!“ antwortete ſie beſtimmt. „Ich habe es immer geſagt, das öffentliche Leben iſt der Untergang des Familienglückes,

und an uns bewährt es ſich ja ſchon. Deine ganzen Gedanken gelten den öffentlichen Angelegenheiten, unſer Sohn wird mir genommen, um ihn in öffentlichen Anſtalten für die Oeffentlichkeit zu erziehen, alle Ueberzeugungen gehen davor zu Grunde. Du vertrittſt die freie Gemeinde, die ſich immer feindlich gegen mich, gegen Deine eigene Frau, verhalten —"

„Weil Du es durch Deine Unduldſamkeit verſchuldet haſt —" unterbrach er ſie.

„Nein, bitte!" fiel ſie ihm in's Wort, „laß mich enden! Ich ſpreche nicht um meinetwillen, nur um Deinetwillen, Du ſelber verlierſt Dich, Du fällſt ſo ſehr von Dir ab, daß Du Dich mit dem Doctor ausſöhnſt, daß Du Corneliens Verhältniſſe billigſt, obſchon Du weißt, wie ſie dem Vater in die Seele gehen, und —"

„Sidonie, ich bin gewohnt, mich ſelber zu vertreten!" ſagte der alte Baron mit eiſerner Zurückweiſung.

Erich ballte in ſtummem Zorne die Hand zuſammen. Die Taktloſigkeit ſeiner Frau gegen ſeinen Vater war ihm eben ſo unerträglich, als daß er

Sidonie von einem andern Mann, und wenn es auch ſein Vater war, in ſolcher Art getadelt ſehen mußte.

„Wie bitter wird mir die Stunde der Rückkehr gemacht!“ ſagte er. Da trat ſein Sohn ein und meldete, daß die Begleiter ſeines Vaters ihr Frühſtück beendet hätten und ihm, ehe ſie aufbrächen, Lebewohl zu ſagen wünſchten.

Das kam zur rechten Zeit. Er ſammelte ſich ſchnell und ſchritt der Thüre zu. Der Knabe folgte ihm. Sidonie brach in Thränen aus.

„Wie haſſe ich dieſe Politik!“ rief ſie, „die ſich in unſer Leben eindrängt. Nicht eine Stunde der Ruhe, nicht mehr eine Stunde aufklärender Verſtändigung!“

„War das der Weg zu einer ſolchen?“ fragte Erich, indem er ſich nach ihr wendete.

Sie barg ihr Geſicht mit ihrem Tuche und eilte in das Nebenzimmer, während Erich ſich mit ſeinem Sohne in den Park begab.

Der Baron blieb allein zurück. Mit ſchwerem, langſamem Schritte durchmaß er das Zimmer. So oft er an dem Bilde des alten Fritz vorüberkam,

das, ein Geſchenk des großen Monarchen an den Vater des Barons, in ſchwerem, dunklem Rahmen über dem Kamine hing, blieb er vor demſelben ſtehen.

Die klugen, hellen Augen des ſelbſtherrlichen Königs ſahen mit ihrem ſcharfen Lichte auf den Greis hernieder, als verſtänden ſie ſeine Gedanken. Da ſchallte ein Vivat vom Hofe herauf, das die Abreitenden dem Gutsherrn brachten.

Der Baron horchte auf und zuckte verächtlich die Schultern. „Was er wohl geſagt hätte zu ſolchen Dingen?“ rief er, den Blick auf den König gewendet, im Selbſtgeſpräche. „Was er dazu ſagen würde, daß ſie die Autorität des Königs zum Schattenbilde machen wollen auch in ſeinem Lande? — Keine Autorität im Staat, keine Autorität in der Familie! Ueberall Phraſen, falſch verſtandene Ideen! und dazu der dumme Jubel dieſes Volkes, der dumme Jubel dieſer ſtumpfen Maſſe! die öffentliche Meinung! die Meinung des Volkes, — des Volkes!“ wiederholte er verächtlich und ſetzte ſeine Wanderung fort.

„Ich wollte Du ſchlügeſt mit dem Krückſtock drein!“ rief er abermals gegen das Bild gerichtet nach einer Weile aus, und ſetzte dann mit dumpfem Tone hinzu: „Aber es iſt zu ſpät! die gute Zeit geht unter, und mich gelüſtet nicht, die neue Zeit zu ſehen!“

Zwölftes Kapitel.

Dieſer Morgen war nur der Vorläufer einer Kette von Tagen, deren keiner ohne mehr oder minder ausgeſprochene häusliche Zwiſtigkeiten vorüberging.

Je weniger der Baron es ſich verbergen konnte, daß die Zeit der Willkürherrſchaft in allen Bereichen des menſchlichen Daſeins ſich ihrem Untergange nahe, daß ein neuer Geiſt die Welt durchdringe, um ſo mehr verabſcheute er dieſen neuen Geiſt, um ſo feſter klammerte er ſich an das Alte. Da er ſeinen Werth in ſeine unwandelbare Kraft und Energie geſetzt hatte, konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß ſeine Zeit, daß die Tage ſei-

ner Kraft vorüber ſeien, und unfähig ſich zu reſigniren, glaubte er mit argwöhniſcher Härte überall offene Rückſichtsloſigkeit oder heimlichen Trotz gegen ſich und ſeine Anſichten zu erblicken.

Eine Schonung, wie für einen Kranken, ward dadurch dem Vater gegenüber für den Sohn zur Pflicht, wollte er ihm nicht den Aufenthalt im Schloſſe ſtören, in welchem der Baron ſich immer als des Sohnes Gaſt bekannte. Aber die Aufgabe, welche Erich's Kindesliebe ſich geſtellt, war ſchwer, denn Sidonie kam ihm dabei nicht zu Hülfe, und ſeine politiſche Thätigkeit hatte ihn ſelbſt in Verbindungen gebracht, welche ihr und dem Baron gleichmäßig zuwider waren.

Seit die unterdrückten Religionsgemeinſchaften in Erich einen Vertheidiger, ſeit die Partei des Fortſchrittes in ihm einen Geſinnungsgenoſſen gefunden, hatten ſich neue Beziehungen für ihn entwickelt, ein Verkehr mit Männern ſich für ihn als nothwendig dargeſtellt, mit denen er ſonſt in keinem Zuſammenhange geſtanden hatte, und die nicht zu den Kreiſen gehörten, welche Sidonie ausſchließlich mit dem Namen der Geſellſchaft belehnte.

Erich, ſelbſt befangen in dem Banne dieſer Geſellſchaft, hatte faſt immer von ihrem Urtheile gelitten, ſo oft er den Eingebungen ſeiner wahren Ueberzeugung nachgekommen war. Ihre Zuſtimmung hatte ihm weniger Freude bereitet, als ihre Mißbilligung ihm empfindlich geweſen war, und je unabläſſiger der Baron ihn die Abhängigkeit empfinden ließ, in welcher er durch ſeine Liebe zu dem Vater erhalten ward, je mehr er es ausſprach, daß ein Edelmann ſeine Bedeutung, ſeine Stellung zum großen Theil ſeinen Vorfahren verdanke, daß er ohne dieſe und ihr Verdienſt kaum gedacht werden könne, um ſo mehr war Erich allmählich dahin gedrängt worden, ein eigenes Verdienſt, eine Wirkſamkeit zu erſehnen, außer Zuſammenhang mit der Reihe ſeiner Ahnen und mit den Traditionen der Geſellſchaft.

Jetzt, da die äußeren Verhältniſſe ihm den Weg gebahnt hatten, auf dem er eine ſolche Wirkſamkeit erreichen konnte, jetzt begann Erich ſich mit dem Eifer eines Neubekehrten gegen ſeine Vergangenheit zu wenden, um ſich immer feſter einer Partei anzuſchließen, die ihn mit offenen Armen empfangen hatte, die

ihn um ſo höher ſchätzte, je weiter er ſich von den Erinnerungen und Traditionen ſeines Standes entfernte. Die Eitelkeit des Jünglings hatte den alten Adel ſeines Hauſes als eine Förderung empfunden, die Eitelkeit des Mannes erblickte in demſelben ein Hinderniß, das eigene Verdienſt in rechtem Maße anerkannt zu ſehen. Und wie die Reihen ſeiner Standesgenoſſen und die Gränzen ſeiner Familie ihm einſt ſeine ganze Welt geweſen waren, ſo machte er jetzt die Anſicht ſeiner Parteigenoſſen zu ſeinem Richter und ihr Urtheil maßgebend für ſich ſelbſt.

Ohne daß er dadurch gleich ein Anderer geworden wäre, erweiterte ſich doch ſein Blick. Sein Verkehr mit Gewerbtreibenden aller Art, die Nothwendigkeit, ſie gegen Sidoniens und des Vaters Vorurtheile zu vertreten, wenn gemeinſame Geſchäfte und Intereſſen ſie zu ihm führten und die Verhältniſſe des Landlebens es natürlich machten, ſie als Gäſte zu empfangen, befeſtigte ihn auf ſeiner neuen Bahn. Je ſchwerer der Widerſtand ihm wurde, den er zu leiſten hatte, um ſo höher ſtieg Erich in ſeiner eigenen Achtung.

Selbſtachtung aber befreit den Menſchen allmählich aus der Abhängigkeit von fremder Meinung und macht es ihm nothwendig, ſich ſelber zu genügen.

Mochte Erich nun auch mit aller Pietät ſeines Herzens dem Vater hingegeben ſein, es konnte dem Barone dennoch nicht entgehen, daß der Sohn endlich frei geworden war von ſeiner Herrſchaft. Unfähig dieſe veränderten Verhältniſſe zu ertragen, unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er ſie nicht mehr zu ändern vermochte, unzufrieden auch mit Sidonie, welche ſich ihrem Gatten entſchieden widerſetzte, hatte der Baron ſeinen Aufenthalt auf dem Gute nicht wie ſonſt bis in den Herbſt verlängert, ſondern war bald nach Erich's Heimkehr, noch vor des Sommers Anfang, in die Stadt zurückgekehrt.

So fanden ſich denn, nachdem auch Weidewut das Schloß verlaſſen hatte, Sidonie und Erich zum erſten Male nach langen Jahren ganz allein beiſammen, und Erich begrüßte dieſe Einſamkeit mit einer Art von Freude. Er fühlte ſich feſter, entſchiedener geworden, er hoffte, Sidonie ſolle aus Nothwendigkeit auf ihn gewieſen, es

ſolle ihm möglich werden ein neues Leben mit ihr zu beginnen, da ein ſolches in ihm rege geworden war. Er wollte ſie zu keinem Wechſel ihrer Ueberzeugung drängen, aber er wähnte ſie allmählich für denſelben gewinnen zu können, und er geſtand ihr, als ſie ſich einſt in guter Stunde aufgeſchloſſen und heiter zeigte, daß er entſchieden ſei, mehr und feſter entſchieden als in den Tagen ſeiner Jugend, eine Eroberung an ihr zu machen. Er ſprach ihr aus, wie weh es ihm thue, in ſeinem Hauſe der Liebe, in ſeinem Weibe verſtändnißvoller Theilnahme zu entbehren. Er gab ihr zu bedenken, welchen Einfluß ſie ſtets auf ihn gehabt habe, er forderte bittend, ſie möge ſich nicht verſchließen gegen ſeine Anſichten, er wolle auch die ihrigen reſpectiren. Mit aller Anmuth ſeiner Beredſamkeit ſchilderte er ihr, welche günſtige Wirkung das öffentliche Leben gerade auf die Stellung der Frauen habe. Er zeigte ihr, wie ihre Herrſchaft im Hauſe dadurch wachſe, wie des Mannes Sehnſucht nach dem eigenen Heerde, nach der Familie durch die zeitweilige Trennung von demſelben nur um ſo ſtärker werde. Er geſtand ihr, daß er noch mit

vielen Fäden an ſeine alten Freunde ſich gekettet fühle, er verſprach ihr Duldung, Schonung für Alles, was ihr werth ſei, aber er verlangte ſie auch für ſich. Er wollte das Unvereinbare verſöhnen.

Sidonie war gerührt, indeß Rührung ſchloß bei ihr die Beobachtung nicht aus, nicht die Reflexion. Mit der trockenen Beharrlichkeit eines beſchränkten, nach einer Seite ausſchließlich entwickelten Sinnes, fühlte ſie mitten in den Thränen, die ſie am Herzen ihres Mannes weinte, daß Erich ihr nicht verloren ſei, daß ihre Herrſchaft über ihn unter allen Verhältniſſen eine geſicherte bleiben werde.

Erich, leicht zu täuſchen, weil er liebevoll und offen war, gab ſich mit froher Aufwallung dem Glauben an eine Ruhe hin, die er erſehnte. Sidonie, fortgeriſſen von ſeiner ſanguiniſchen Natur, bewegt durch ſeine leicht erweckte Zärtlichkeit, ließ ſich in den neuen Flitterwochen gehen, wie Erich ſelbſt ihr jetziges Beiſammenſein bezeichnet hatte. Aber mit jener kalten, unermüdlichen Conſequenz, deren warmherzige Menſchen ſelten fähig ſind, ward

ſie nicht müde, ihm von der Bedeutung zu ſprechen, welche gerade in einer Epoche der Entwicklung und Bewegung das Beſtehende, das Naturberechtigte, die Ehe und die Familie hätten, und die Natur ſelbſt kam ihr dabei zu Hülfe, denn Sidonie ward in dieſer Zeit auf's Neue Mutter.

Je weniger beide Gatten ein ſolches Ereigniß noch erwartet hatten, um ſo mächtiger ergriff es Beide. Erich's Seele ging auf in neuer Liebe, Sidonie nahm dieſe Liebe als ſchuldiges Opfer an, und während Erich bereit war, jedem Wunſche ſeiner Frau im Drange ſeines Herzens zu willfahren, während er Alles mied, was ſie betrüben, Alles that, was ſie zufrieden ſtellen konnte, ſagte Sidonie ſich, daß Gott ſelbſt ihr den Weg und das Mittel gewieſen habe, durch welches ſie den Verirrten auf die rechte Bahn zurückzuleiten im Stande ſein würde. Um Sidonie nicht allein zu laſſen auf dem Lande, und ihr die nöthige, weibliche Pflege zu bereiten, hatte Erich ihre Mutter eingeladen. Frau von Werdeck, augenblicks bereit der Tochter beizuſtehen, war aber an die Stadt und an eine ruhige, gleichmäßige Geſelligkeit gewöhnt. Sidonie krän-

kelte viel, Erich konnte von ſeiner Theilnahme an den Tagesereigniſſen nicht laſſen. Er ſtudirte und ſchrieb, er machte gelegentliche Reiſen, und Frau von Werdeck ſchien die Abende des Herbſtes und des Winters, trotz ihrer Liebe für die Tochter, mit Beſorgniß vor ſich zu erblicken. Sie pflegte ſie mit ihrem Bruder und ein Paar Freunden am Whiſttiſch zuzubringen, und Erich ſelber war es, der den Vorſchlag machte, ſeinen Vater und den alten General zu einem Beſuche aufzufordern.

Eine Art von Geſelligkeit, wie Erich ſie nie in ſeinem Hauſe gehabt hatte, ſeit er das Gut beſaß, bildete ſich dadurch in dem Schloſſe. Frau von Werdeck und der General hatten in früheren Zeiten in der Provinz gelebt, das Verlangen, alte Bekannte, alte Freunde wiederzuſehen, war natürlich, und Sidonie fand es eben ſo natürlich, der Mutter und dem Onkel den Aufenthalt in ihrem Hauſe möglichſt angenehm zu machen.

So verſammelte ſich denn nach kurzer Zeit ein Kreis von Männern und Frauen auf dem Schloſſe, die durch ein langes Leben getrennt, durch gleiche

Anſichten verbunden geblieben waren, und jetzt das Schloß als den erwünſchten Mittelpunkt ihrer neuen Vereinigung zu betrachten ſchienen. Gäſte kamen und gingen, die alten Herren und Damen brachten jüngere Verwandte mit, und während Erich in der Correſpondenz mit ſeinen Freunden für die Partei des Volkes thätig war, während er ſelbſt immer lebhafter danach verlangte, einſt als Volksvertreter für eine neue Staatsverfaſſung wirkſam zu werden, lebte in ſeinem Schloſſe die excluſiveſte Geſellſchaft der Provinz, ſprach man in ſeiner nächſten Nähe nur davon, ſich feſt auf einander zu ſtützen, und feſten Widerſtand zu leiſten gegen alle Conceſſionen, zu denen man etwa den Herrſcher überreden, zu denen er ſelber ſich geneigt finden laſſen ſollte. Erich, das neue Mitglied einer freiſinnigen Oppoſition, war von deren entſchiedenſten Gegnern und Feinden umgeben, und mußte eine Reactionspartei in ſeinem Hauſe gewähren laſſen, deren Mittelpunkt Sidonie und ſein Vater waren, und der er nicht entgegentreten konnte, ohne die kränkelnde Gattin, ohne den greiſen Vater und das Gaſtrecht zu verletzen.

Sidonie, ſicher gemacht durch ihre Lage und geſtärkt von der Zuſtimmung ihrer ganzen Umgebung, hatte die Duldung bald vergeſſen, die ſie Erich zugeſagt, um ſich nur derjenigen zu erinnern, die er ihr verheißen hatte. Der Rückſichtsloſe, der Selbſtſüchtige iſt in ſolchen Fällen ſtets im Vortheil, denn er hat die ungebrochne Einheit ſeines Handelns vor dem Andern voraus, und bald trat Sidonie ihrem Manne wieder mit der alten, ſtarren Beſtimmtheit gegenüber.

Thränen und Krämpfe waren die Folgen ſeines entſchiedeneren Verhaltens. Sidonie nannte ihn lieblos, Frau von Werdeck ſchalt ihn grauſam, der Baron tadelte es, daß er der Mutter ſeines Kindes zu nahe trete, daß er die Kraft und das Leben deſſelben gefährde, während die Familie nur auf den zwei Augen ſeines Sohnes ſtehe. Der General aber ſprach es gegen ſeine Freunde unumwunden aus, wie ſehr er es bedaure, die Heirath ſeiner Nichte mit Erich zu Stande gebracht zu haben, da er dieſe edelſte der Frauen nicht zu würdigen, ihre ausharrende Geduld nicht zu erkennen vermöge, was denn freilich bei einem Edelmann,

von revolutionären Gesinnungen nicht zu verwundern sei.

Mit jedem Tage fühlte Erich den Aufenthalt in diesem Kreise unaushaltbarer, und doch konnte er die Menschen nicht entfernen, die ihm das eigene Haus zur Hölle machten, doch konnte er sich nicht entschließen, die Heimath zu verlassen, in einer Zeit, in der Sidoniens Leben auf dem Spiele stand.

So ging der Herbst vorüber und auch der Januar war zu Ende, als ein zweiter Knabe ihm geboren wurde. Aber selbst dieses Ereigniß, das sein tiefstes Empfinden rege machte, das ihn mit neuen Banden an Sidonie, an die Heimath ketten mußte, führte nur augenblickliche Versöhnungen, führte nur Tage größerer Ruhe, nicht Glück, nicht Frieden in die Ehe dieser beiden Menschen, in den Schooß dieser Familie zurück.

Trotz der Schonung, mit welcher Erich in seinen Briefen seiner Verhältnisse gedachte, fühlten Friedrich und der Doctor, daß eine Entfernung aus der Heimath, daß eine andere geistige Atmosphäre für Erich nothwendig geworden sei, sollte

er ſich nicht in unfruchtbarem Kampfe zu Grunde richten, ſollten nicht Haß und Bitterkeit ihn überwältigen. Mit unermüdeten Vorſtellungen beſtürmten ihn die Freunde und die Schweſter, eine Reiſe zu machen. Friedrich hatte einſt in ähnlichen Verhältniſſen Flucht als die einzige Rettung und Sänftigung erkannt, und Erich's Geſundheit begann zu leiden unter der nicht endenden, peinlichen Anſpannung ſeines Lebens. Eine fieberhafte Ungeduld, eine ihm fremde Nervenreizbarkeit fingen an, dem alten Barone beunruhigend zu werden, ſo daß dieſer ſelbſt es zu fühlen ſchien, es müſſe Etwas geſchehen, ſollte ſein Sohn, ſollte der Stammhalter ſeines Hauſes nicht ſeine beſte Kraft dieſen traurigen Verhältniſſen zum Opfer bringen, wenn nicht gar ſelbſt ihr Opfer werden.

Gegen des Sohnes Willen befragte er den Arzt um ſeine Meinung. Dieſer, welchem die Veränderung in dem Weſen des jungen Barons ſelbſt auffallend geweſen war, ſtimmte dem Vater bei und ſprach ſich für einen Luftwechſel aus, wobei er Italien in Vorſchlag brachte. Indeß Erich konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Das Kind feſſelte ihn, er

ihn um ſo höher ſchätzte, je weiter er ſich von den Erinnerungen und Traditionen ſeines Standes entfernte. Die Eitelkeit des Jünglings hatte den alten Adel ſeines Hauſes als eine Förderung empfunden, die Eitelkeit des Mannes erblickte in demſelben ein Hinderniß, das eigene Verdienſt in rechtem Maße anerkannt zu ſehen. Und wie die Reihen ſeiner Standesgenoſſen und die Gränzen ſeiner Familie ihm einſt ſeine ganze Welt geweſen waren, ſo machte er jetzt die Anſicht ſeiner Parteigenoſſen zu ſeinem Richter und ihr Urtheil maßgebend für ſich ſelbſt.

Ohne daß er dadurch gleich ein Anderer geworden wäre, erweiterte ſich doch ſein Blick. Sein Verkehr mit Gewerbtreibenden aller Art, die Nothwendigkeit, ſie gegen Sidoniens und des Vaters Vorurtheile zu vertreten, wenn gemeinſame Geſchäfte und Intereſſen ſie zu ihm führten und die Verhältniſſe des Landlebens es natürlich machten, ſie als Gäſte zu empfangen, befeſtigte ihn auf ſeiner neuen Bahn. Je ſchwerer der Widerſtand ihm wurde, den er zu leiſten hatte, um ſo höher ſtieg Erich in ſeiner eigenen Achtung.

Selbſtachtung aber befreit den Menſchen allmählich aus der Abhängigkeit von fremder Meinung und macht es ihm nothwendig, ſich ſelber zu genügen.

Mochte Erich nun auch mit aller Pietät ſeines Herzens dem Vater hingegeben ſein, es konnte dem Barone dennoch nicht entgehen, daß der Sohn endlich frei geworden war von ſeiner Herrſchaft. Unfähig dieſe veränderten Verhältniſſe zu ertragen, unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er ſie nicht mehr zu ändern vermochte, unzufrieden auch mit Sidonie, welche ſich ihrem Gatten entſchieden widerſetzte, hatte der Baron ſeinen Aufenthalt auf dem Gute nicht wie ſonſt bis in den Herbſt verlängert, ſondern war bald nach Erich's Heimkehr, noch vor des Sommers Anfang, in die Stadt zurückgekehrt.

So fanden ſich denn, nachdem auch Weidewut das Schloß verlaſſen hatte, Sidonie und Erich zum erſten Male nach langen Jahren ganz allein beiſammen, und Erich begrüßte dieſe Einſamkeit mit einer Art von Freude. Er fühlte ſich feſter, entſchiedener geworden, er hoffte, Sidonie ſolle aus Nothwendigkeit auf ihn gewieſen, es

ſpäter doch erfolgen mußte, und von der die Freunde auch für Regina eine beruhigende Wirkung erwarteten. Es hatte dieſe ſtets beängſtigt, daß irgend ein ungeſchickter Zufall Erich einſt plötzlich in ihre Nähe führen könne, und vielfach ward jetzt zwiſchen den Frauen die Art und Weiſe überdacht, in der man die Löſung dieſes Verhältniſſes die Enthüllung dieſes Geheimniſſes ſchön und beruhigend geſtalten könne.

Regina, die nach der Trennung von Georg ſich um ſo kräftiger erhoben und ſich mit erneuter Begeiſterung der Kunſt ergeben hatte, konnte den Wunſch nicht unterdrücken, Erich möge ſie zuerſt auf der Bühne ſehen, ehe ſie ihm in der Wirklichkeit begegne. Es war ein unbewußter Schutz, eine unbewußte Verſtärkung ihrer eigenen Kraft, welche ſie auf dieſem Wege ſuchte, und auch Cornelie wendete ſich dieſem Plane zu, der Regina, abgetrennt von ihrer Vergangenheit, in der Verherrlichung der Kunſt vor Erich erſcheinen laſſen ſollte.

Aber während die beiden Freundinnen ſich ſolchen Entwürfen überließen, hatten die Verhältniſſe um ſie

her ſich weſentlich verändert, und die politiſche Lage Frankreichs war ſo bedrohlich geworden, daß man der eigenen Angelegenheiten mehr und mehr zu vergeſſen gezwungen wurde.

Schon ſeit der Aufforderung zu den Reformbanketts hatten Alle es empfunden, daß der Boden ſchwankte, auf dem man ſtand. Niemand indeſſen hatte vorausgeſehen, wie ſchnell ein Umſturz herannahen, wie bald der Krater der Revolution ſich wieder öffnen werde. Niemand hatte vorausgeſehen, daß der herrſchſüchtigſte der Fürſten ſeinen Eigenſinn bis zur Vernichtung ſeiner Herrſchaft treiben werde. Selbſt Männer, welche, wie der Doctor und Friedrich, jedem Pulsſchlage der Bewegung folgten, waren überraſcht, als man es wagte, das Recht der freien Volksverſammlungen zu kränken, und als in Folge dieſes Verfahrens am Morgen des zweiundzwanzigſten Februar unüberſehbare Menſchenmaſſen die Boulevards hinabzogen, ſich trotz der Verbote auf dem Madelaineplatz zu verſammeln.

Die Gewißheit, daß man am Beginne wichtiger Ereigniſſe ſtehe, bemächtigte ſich aller Gemüther. Die Arbeiter verließen ihre Werkſtatt.

*

Ihre instinctive Unruhe verrieth den nahen Sturm. Banges Erschrecken und Trotz auf der einen, ahnungsvolle Hoffnung auf der andern Seite, folgten der wachsenden Bewegung des Volkes. Aber schon nach wenig Stunden war die Zeit der Erwartung vorüber, die ungewisse, neugierige Spannung zu Ende. Die Volkszüge begannen sich in einzelne Massen zusammenzuziehen, die Truppen wollten sie zerstreuen, es kam zu heftigen Aufläufen, zu kleinen Gefechten und schon am Nachmittage hatten sich die Barrikaden, die Festungswälle der Revolution, dicht unter den Augen des Königs erhoben, der sie selbst hervorgerufen hatte. Vierundzwanzig Stunden später tobten die Schrecken des Bürgerkampfes in allen Theilen von Paris.

Abgespannt und müde von der inneren Erregung gingen Cornelie und Regina unruhig in ihrer Wohnung umher, die Männer zu erwarten, die schon vor vielen Stunden in die Straßen hinabgegangen waren. Bald eilten sie an's Fenster, nach den Entfernten auszusehen, bald blickten sie nach der Uhr, die Zeit der Abwesenheit zu messen. Je länger es dauerte, je mehr rötheten sich Cor-

neliens Wangen, je heller und größer leuchtete ihr Blick. Ihre ganze Seele war aufgegangen in dem einen Gedanken der Angſt um ihren Gatten, und doch fühlte ſie unwiderleglich, daß er an ſeinem Platze ſei, doch wußte ſie, daß er den Freunden nicht fehlen werde, die in dieſem Augenblicke aus der zuſammenſtürzenden Monarchie die Republik hervorzuheben verſuchten.

Das Toben des Straßenkampfes, das bald näher, bald ferner in das Zimmer drang, machte ſie erbeben, aber kein Wort kam über ihre Lippen, die Angſt preßte ihr das Herz bis zur Sprachloſigkeit zuſammen. Nur bisweilen, wenn ihr Töchterchen ſich furchtſam zu ihr flüchtete, hob ſie es in ihre Arme und verſuchte, es mit ſchmeichelndem Troſte zu beſänftigen, oder ſie trat ſchnell und flüchtig an Regina heran, ihr mit feſtem Druck die Hand zu geben.

Je mehr der Abend ſank, je unruhiger es in den Straßen wurde, um ſo höher ſtieg Corneliens Qual. Larſſen, der ein paar Mal ausgegangen war, Nachrichten einzuziehen, war auf der Redaction des Journals, an dem er arbeitete, feſtge-

halten, nicht mehr zurückgekehrt. Das Kind, ermüdet eingeſchlafen, hatte man zur Ruhe niedergelegt, die Nacht brach an. Die Lampen, welche man auf Verlangen des Volkes an die Fenſter geſtellt, warfen, vom Regen halb verlöſcht, vom Winde bewegt, unruhige Lichter in das Zimmer. Es war todtenſtill in dem Gemach.

Plötzlich ſchallte ein wildes Getöſe von der Straße empor. Greller Fackelſchein zuckte durch die Scheiben, gellendes Rachegeſchrei tönte durch die Nacht. Die Frauen ſtürzten an das Fenſter. Ein entſetzensvoller Anblick bot ſich ihnen dar. Auf tiefem, vierräderigem Karren fuhr man eine Menge Leichen vorüber. Eine rothe Laterne, auf hoher Stange aufgeſteckt, und vier Männer mit brennenden Fackeln, auf den Ecken des Karrens ſtehend, beleuchteten die Todeswunden der Gefallenen, und immer lauter ſchallte der Racheruf aus der Tiefe empor.

Cornelie ertrug es nicht länger. Sie ſchlug beide Hände gegen das Geſicht und eilte in die Nebenſtube. Am Bett des Kindes kniete ſie nieder, küßte es mit leidenſchaftlicher Inbrunſt, und

ſchon im nächſten Augenblicke hatte ſie Hut und Shawl angethan und die Thüre erreicht.

Regina ſah es mit ſtarrem Schrecken. „Wohin, Cornelie?“ fragte ſie und ergriff die Hand der Freundin. Sie war eiſig kalt.

„Zu ihm!“

„Um Gotteswillen bleibe! Jetzt, in der Nacht, allein, in dieſem Aufruhr!“ rief Regina und verſuchte ſie zurückzuhalten. „Es iſt unmöglich, ihn zu finden!“

„Unmöglich?“ wiederholte Cornelie und preßte ihre Hände gegen ihr Herz, als müſſe ihr dieſes den Weg zu dem Geliebten weiſen, und ehe die Andere noch ein Wort zu ſprechen vermochte, hatte ſie das Zimmer verlaſſen.

Mit der inſtinctiven Haſt der Angſt eilte Cornelie die Straße hinab. Sie kannte den Ort, an dem die Freunde ihres Mannes ſich zu verſammeln pflegten, dort hoffte ſie Nachricht von ihm zu erhalten, dort mußte man wiſſen, wo die Männer der Partei ſich hingewendet hätten. Mitten durch die Unruhe, mitten durch den Lärm fand ſie ihre Bahn. Sie ſah, ſie hörte Nichts von Allem,

was um ſie her geſchah, aber plötzlich verengte das Gedränge ihr den Weg, der Schrei der Kämpfenden, das Knattern des Gewehrfeuers ſchreckte ſie empor, ſie ſtand vor einer Barrikade.

„Zurück, zurück, Madame!“ rief einer der Kämpfenden ihr zu, „das iſt kein Ort für Frauen!“

„Helft mir hinüber, ich muß hinüber,“ beſchwor Cornelie den pulvergeſchwärzten, aus einer Streifwunde blutenden Kämpfer, während derſelbe ſeine abgeſchoſſene Büchſe auf's Neue lud, „helft mir hinüber, ich muß zu meinem Manne!“

Und ſchnell gerührt von ihrer Angſt, lehnte der junge Blouſenträger ſeine Waffe zur Seite, ihr beizuſtehen. Mit ſtarkem Arme hob er ſie auf die unterſten Balken empor, da krachten Schüſſe, Cornelie wendete ſich voll Grauſen ab, ihre Sinne, ſolcher Scenen ungewohnt, drohten zu ſchwinden.

„Der iſt hin!“ rief der Arbeiter, als dicht vor der Barrikade ein vorübergehender Mann in Reiſekleidung, der offenbar an dem Kampfe keinen Theil genommen hatte, von einer Kugel getroffen zu taumeln begann und lautlos zuſammenſank.

In dieſem Augenblicke fielen Corneliens Augen

auf den Verwundeten. Sie glaubte vom Wahnsinn befangen zu sein. Mit rascher Bewegung ließ sie die Hand des Mannes los, der ihr zu Hülfe gekommen war. Er wähnte, der Muth habe sie verlassen.

„Das ist doch stärker als Sie, Madame!“ rief er und dachte ihrer dann nicht mehr, während Cornelie, am Boden knieend, das Haupt des Verwundeten an ihren Busen preßte, und flehend um Beistand rief, ihn fortzubringen.

Jahre und Jahre waren vergangen, seit sie ihn gesehen, und so mußte sie ihn wiederfinden!

Liebe und Angst liehen der Muthigen ihre Kräfte. Es gelang ihr, ihn bis zur nächsten Thüre fortzuziehen. Das Mitleid der Bewohner schloß sie auf, und jetzt erst, jetzt erst, da sie ihn wenigstens der drohendsten Gefahr entzogen sah, flossen ihre Thränen nieder auf das Haupt des geliebten Bruders, auf Erich's bleiches Antlitz.

Erst nach zwei Stunden, erst nachdem der Kampf in dieser Gegend sich zu beruhigen begann, konnte man daran denken, den Verwundeten in

Begleitung des herbeigeholten Arztes nach Corneliens Wohnung hinzutragen.

Der Doctor und Friedrich waren noch nicht heimgekehrt, Regina ſaß einſam in dem Zimmer, in dem das Kind ſchlummerte, als Cornelie bleich und haſtig bei ihr eintrat.

„Regina!“ ſprach ſie, „nimm Deine Kraft zuſammen. Erich iſt hier!“

„Erich?“ rief Regina im Tone des Schreckens und der Ueberraſchung.

„Er iſt hier und verwundet!“ fuhr Cornelie haſtig fort, während die Thüre ſich öffnete und vom Arzte angeleitet, Erich in das Zimmer getragen wurde.

Regina war wie gelähmt. Sie verſtand die Worte der Freundin, aber ſie begriff das Ereigniß nicht. Sie war unfähig, zu denken, unfähig, ſich von der Stelle zu bewegen. Das Haupt an den Thürpfoſten gelehnt, blieb ſie auf der Schwelle des Zimmers ſtehen. Mit ſtarrem Auge ſah ſie, wie man den Regungsloſen von der Bahre hob, wie Cornelie dabei behülflich war, wie man ihn auf das Bett des Doctors legte.

Plötzlich athmete ſie tief auf, preßte die Hände gegen ihr Herz und ging mit feſtem Schritte an ſein Lager. Dort blieb ſie lautlos ſtehen. Es lag etwas Furchtbares in dieſem Schweigen, aber Niemand beachtete es. Alle waren mit dem Verwundeten beſchäftigt, der regungslos in tiefer Erſchöpfung einem Todten glich, obſchon der Arzt die Wunde nicht für tödtlich erklärt und Herſtellung verheißen hatte, ſobald der ſtarke Blutverluſt erſetzt ſein würde.

Regina ſah unverwandt zu dem Ohnmächtigen hernieder, ohne ſich ihm zu nahen. Sie bot keine Hülfeleiſtung an, ſie mußte den Fremden unempfindlich ſcheinen, und als ſie dann zuſammenſchreckte, um mit angſtvoller Haſt ſich aus dem Krankenzimmer zu entfernen, ſah ſelbſt der um den Verwundeten beſchäftigte Arzt ihr betroffen nach.

Es war lange nach Mitternacht, als der Doctor und Friedrich wiederkehrten. Ihr Erſtaunen, ihr Erſchrecken, Corneliens Freude, den Gatten, den Freund nach dem Kampfe wiederzuſehen, gingen unter in der ſorgenden Theilnahme um den Kranken, aber beide Männer hatten ſich kaum von der

erſten Beſtürzung erholt, als ſie nach Regina fragten. Cornelie hatte ihrer immerfort gedacht, indeß ſie hatte den Bruder nicht verlaſſen mögen und Regina's Entfernung natürlich gefunden, weil ein Erwachen Erich's möglich war. Jetzt, da ſie Friedrich an des Kranken Seite wußte, eilte ſie zu Regina, die nicht in ihre Wohnung hinabgegangen war, ſondern ſich in des Doctors Arbeitsſtube niedergelaſſen hatte.

Die Lampe war erloſchen, ein mattes, graues Tagesdämmern fiel durch die Fenſter. Es war kalt in dem Gemach. Regina ſaß aufgeſtützten Hauptes in der Fenſterbrüſtung. Als die Freundin eintrat, ſtand ſie auf und gab ihr die Hand. Cornelie hatte erwartet, Regina leidenſchaftlich erregt zu ſehen, dieſe Ruhe war ihr unheimlich. Sie zog ſie an ihre Bruſt und küßte ſie. Regina ſchauerte zuſammen.

„Laß mich!“ ſagte ſie tonlos, und es waren die erſten Worte, die ſie ſprach, „laß mich, ich bin mir ſelbſt entſetzlich!“

„Regina!“ rief Cornelie erſchrocken, „was ſoll das bedeuten?“

„Sieh!“ antwortete Regina, und deutete in die Straße hinaus, „ſieh, wie der Tag aufdämmert! So grau, ſo kalt, ſo todt iſt es in mir! So eiſig kalt und todt! Keine Thräne, keine Thräne! — Grauenvolle Erſtarrung!“

„Der Schmerz ſchnürt Dir die Bruſt zuſammen,“ tröſtete die Freundin, „er hat Dich verwirrend überwältigt!“

Regina ſchüttelte verneinend das Haupt. „Nein, nein!“ rief ſie, „die Klarheit grade iſt's, die furchtbare Klarheit, die mir Entſetzen einflößt!“

Da Cornelie ſie nicht zu verſtehen ſchien, ſagte Regina: „Du wirſt's unmöglich nennen, und doch iſt es ſo! Als ich da ſtand an ſeinem Lager, als ich ihn wiederſah, an dem einſt meine ganze Seele gehangen, ihn, meinen Gatten, da fuhr es wie ein brennender Stahl durch mein Hirn, durch meine Bruſt, und dann ward es ſo kalt und ſtill, ſo furchtbar ſtill!“

Sie ließ ſich nieder und barg ihr Geſicht in den Händen. Cornelie ſchwieg, um Regina nicht zu ſtören. Auch richtete dieſe ſich bald empor, und als ſetze ſie die frühere Gedankenreihe fort,

ſagte ſie: „Wie iſt es möglich, daß ich ihn nicht liebe? daß ich ihn nicht mehr liebe, ſelbſt in dieſer Stunde nicht? Daß nur ſeine Schuld und die meine, nur ſein Unglück und das meine in mir lebendig ſind, und keine Liebe, keine Liebe mehr für ihn! — Und wie habe ich ihn geliebt!“ rief ſie nach einer Pauſe, in heiße Thränen ausbrechend.

Cornelie weinte mit ihr, das befreite Regina, aber ihr Empfinden blieb daſſelbe, daſſelbe Erſchrecken vor der Endlichkeit der Liebe, vor der Wandelbarkeit des eigenen Herzens.

Während Cornelie den Bruder pflegte, und die Männer Alle durch die fortſchreitenden Ereigniſſe der Revolution in Anſpruch genommen waren, blieb Regina ſich ſelber überlaſſen. Noch am Abende von Erich's Verwundung war man darüber zu Rathe gegangen, in welcher Weiſe man ihn auf Regina's Anweſenheit vorzubereiten, wie man ihr Wiederſehen einzurichten habe, um dem Kranken kein Erſchrecken, dem Geneſenden keine bedenkliche Aufregung zu verurſachen. Der Vorſchlag Cornelien's, Regina während ſeines lothar-

giſchen Zuſtandes in ſeiner Nähe zu laſſen, in dem ſie ihm wie ein Gebilde ſeiner Träume erſcheinen mußte, und dann an dieſes Traumbild allmälig die Wirklichkeit anzureihen, hatte Regina auf das Beſtimmteſte verworfen.

„Was ſoll die verwirrende Phantaſtik,“ rief ſie aus, „wo Klarheit allein Noth thut? Was ſoll die bindende, romantiſche Erinnerung ihm und mir, die ein ganzes Leben mit ſeiner unerbittlichen Wirklichkeit von einander getrennt hat? Sagt ihm, daß ich lebe, daß ich ihm nicht zürne, und dann wollen wir uns wiederſehen, wenn er die Kraft gewonnen haben wird, den Schmerz über die Vergänglichkeit des Höchſten, über die Vergänglichkeit der Liebe zu ertragen.“

Dieſer Ausſpruch gewann die Andern für ſich, und vor Allen Friedrich, der es wußte, wie ſehr ſein Freund noch immer, trotz aller ſeiner Erfahrungen, geneigt war, ſich ſeinem Herzen und ſeiner Phantaſie zu überlaſſen. Und da Friedrich der Einzige war, mit welchem Erich über Regina geſprochen hatte, ſo übernahm er es, ihn auf ihre Anweſenheit vorzubereiten, ſobald der Kranke die Umgebung

der Schweſter und der Freunde erkannt haben, und ſie gewohnt ſein würde.

Schneller als man es nach der Erſchöpfung der erſten Stunden erwarten durfte, kehrte das Bewußtſein Erich's wieder. Da er ſich auf dem Wege zu Cornelien und mit ihr beſchäftigt befunden hatte, als die Kugel ihn traf, ſchien er kaum überraſcht zu ſein, als er ſie bei ſeinem Erwachen an ſeinem Lager ſah und ſein erſter Augenaufſchlag ihrem liebevollen Blicke begegnete. Eine milde Freude, ein Ausdruck ſicherer Ruhe glitten über ſeine Züge. Er faßte nach ihrer Hand und ließ matt ſein müdes Haupt zu neuem Schlummer in ihrer Obhut niederſinken.

Corneliens warme Thränen floſſen auf ihn nieder. Aller Kummer, den Erich's frühere Unentſchiedenheit ihr bereitet, die lange Zeit ihrer Trennung und Entfremdung waren aus ihrem Gedächtniß entſchwunden. Die alte, die angeborene Liebe, die Erinnerung an Eltern und an Heimath, die Erinnerungen ihrer gemeinſamen Jugend waren allein mächtig in ihr. Es that ihr wohl, ihn mit der weichſten Liebe zu umgeben.

Sie wußte, wie ſehr er empfänglich dafür war, wie wenig Sidonie grade dieſer Seite ſeines Weſens zu entſprechen vermochte, und der Schweſter Pflege machte ihm das Gefühl der Geneſung noch beglückender.

Schon nach wenig Tagen konnte er die Freunde ſehen und ihnen erklären, wie die wachſende Volksbewegung in Paris ihn bewogen habe, die Reiſe nach Italien aufzugeben, wie er plötzlich ſich von Genf nach Straßburg hin gewendet und, eine Ueberraſchung für Cornelie beabſichtigend, ſeine bevorſtehende Ankunft nicht gemeldet habe. Er fing an nach den Vorgängen des politiſchen Lebens zu fragen. Die Flucht des Königs, der Sturz des Königthums, die Erklärung der Republik, das erſte Auftreten der proviſoriſchen Regierung, unter deren Mitgliedern ſich ein Arbeiter befand — alle dieſe Dinge mußten den monarchiſch geſinnten Erich auf das Mächtigſte ergreifen, und er ſprach es gegen Friedrich aus, daß er Mühe habe, ſich in das Plötzliche, Unerwartete der Ereigniſſe zu finden.

Den Augenblick benutzte Friedrich. „Dennoch,“ ſagte er, „findet der Menſch ſich leichter in die-

jenigen Ereigniſſe, welche Millionen mit ihm theilen, als in ſolche, welche ihn allein betreffen. Dir aber, mein Freund, ſteht eine perſönliche Nachricht bevor, die Dich eben ſo ſehr überraſchen, als Dir wohlthun wird. Regina hat mir Kunde von ſich gegeben, und auch nach Dir gefragt."

„Regina?" rief Erich, während eine ſchnelle Röthe ſein blaſſes Antlitz färbte. „Wo iſt ſie? was weißt Du von ihr?"

„Sie iſt Sängerin geworden, lebt in den glänzendſten Verhältniſſen und —"

„Und iſt ſie verheirathet?" fiel ihm der Andere in's Wort.

„Nein!" antwortete Friedrich.

Der Baron ſchwieg einen kurzen Augenblick. Friedrich, ſo genau er ihn kannte, wußte nicht zu ſagen, welchen Eindruck die letzte Nachricht auf ihn gemacht habe.

„Und wo lebt ſie?" fragte Erich geſpannt.

„Sie kommt hieher! in wenig Tagen wird ſie hier ſein!"

Erich ward nachdenkend. „Merkwürdig!" ſagte er, „daß ich in den Tagen meiner Ermattung ſie

immer vor mir ſah. Ich hatte ein dumpfes Erinnern, als hätte ich ſie von einer Kinderſtimme rufen hören. Meine Phantaſie war ausſchließlich mit ihr beſchäftigt. Und grade jetzt erfahre ich, daß ſie lebt!"

Corneliens Eintritt unterbrach das Geſpräch, aber Erich war ſichtlich zerſtreut, und als Friedrich ſich danach entfernte, verlangte der Kranke, daß er wiederkommen ſolle, weil er ihn nothwendig noch heute ſehen müſſe.

Je unverkennbarer die Aufregung den Freunden war, in welche Friedrich's Mittheilung den Kranken verſetzt hatte, um ſo mehr zögerten ſie, ihn Regina wiederſehen zu laſſen. Der Doctor hatte vorgeſchlagen, daß Regina in einem fingirten Briefe an Friedrich ihre äußeren Schickſale andeutend erzählen ſolle, damit man ihn Erich leſen laſſen könne, und Cornelie übernahm es, ihn zur Mittheilung desjenigen zu veranlaſſen, was ihn bewegte, und was er außer Friedrich allen Uebrigen verborgen wähnte.

Hingebend von Natur, machte Erich der Schweſter das Erreichen dieſer Abſicht leicht. Schon im

Laufe der zweiten Woche durfte ſie es wagen, ihm zu geſtehen, daß ſie ſeit lange um ſein Geheimniß wiſſe, daß ſie Regina kenne.

Sie war allein mit ihm in ſeinem Zimmer. Ein warmer Sonnenſchein fiel in das Gemach, mit belebendem Strome zog die Frühlingsluft durch die geöffneten Fenſter und trug den Duft der Blumen mit ſich, die auf Blumentiſchen ſich dem Lichte öffneten. Ein wonniges Empfinden belebte den Geneſenden, und wie der Frühling ihn erquickte, ſo erquickte ihn die Erinnerung an die Tage ſeiner Jugendliebe.

„Du kennſt ſie? Du kennſt Regina?“ rief er.

„Und ich liebe, ich verehre ſie! Sie iſt ſo edel im Leben, als groß in ihrer Kunſt!“ entgegnete die Schweſter.

„Groß in ihrer Kunſt!“ wiederholte Erich zweifelnd, „ich hörte ihren Namen nie!“

„Doch, Erich! Du haſt ihn ſchon gehört, von mir gehört, und heute ſelbſt!“ ſagte Cornelie, während ihre Stimme bebte und ihre Augen mit Beſorgniß auf dem Bruder weilten.

„Heute?“ fragte Erich.

„Regina iſt die Toſta!“

„Die Toſta?“ rief er im Ausdruck des höchſten Erſtaunens, „alſo hier! hier bei Dir! O! ich ahnte es, daß ſie in meiner Nähe war! Ich muß ſie ſehen, Cornelie! gleich jetzt, gleich jetzt!“

Und ehe er noch die letzten Worte beendet hatte, war die Schweſter aufgeſtanden, ſie zu holen. Seine Blicke hingen an der Thüre, ſein Herz klopfte, als er im Nebenzimmer leiſe Tritte hörte. Cornelie ſchlug die Portiere zurück, und Regina ſtand vor ihm.

Seine ganze Seele wallte ihr entgegen in heller Freude. „Regina! theure Regina!“ rief er, und eilte auf ſie zu; aber der Ausdruck tiefer Trauer, der auf ihrem Antlitz lag, hielt ihn plötzlich gebannt.

Die langſame, faſt feierliche Art, in der ſie ihm entgegentrat, die ſchmerzliche Ruhe, mit der ſie ihm die Hand reichte, beängſtigten ihn. Sie war blaß wie eine Todte. So ſtanden ſie ſich einen Augenblick ſprachlos im ſtummen Schmerze gegenüber, bis Erich mit flehendem Tone in die Worte ausbrach: „Sprich zu mir! ſprich zu mir,

Regina! wenn ich nicht untergehen ſoll. Sprich zu mir! ſei nicht grauſamer als meine Träume, ſage mir, daß Du mich nicht vergeſſen, daß Du vergeben haſt, Geliebte, Du" — er hielt inne und rief dann wie fortgeriſſen von ſeinem Herzen: „Du meines Lebens einzige Liebe!"

Seine Augen füllten ſich mit Thränen, er breitete ſeine Arme nach ihr aus, Regina aber trat mit kaum merklicher Bewegung von ihm zurück, bot ihm auf's Neue die Hand und ſagte mit erzwungener Faſſung: „Wir haben Frieden nöthig, und Frieden zu machen mit der Vergangenheit, kam ich hieher. Laß das Vergangene zwiſchen uns begraben ſein!"

„Gott im Himmel! ſie liebt mich nicht!" rief Erich in Verzweiflung und barg ſein Geſicht in ſeinen Händen, während er von der Erſchütterung überwältigt zuſammenbrach.

Cornelis hatte das Zimmer verlaſſen, Regina war nahe an Erich herangetreten, als wolle ſie ihn tröſten. Da richtete er ſich empor, und mit einer Leidenſchaft, vor der ſie erzitterte, ſagte er: „Du ſollſt es wiſſen, Du allein, Dir ſchulde ich

zu bekennen, was keine Macht der Erde mir ſonſt entriſſen haben würde — das Geſtändniß meines Elends!“

„Erich! ich beſchwöre Dich!“ flehte Regina.

Aber er ließ ſie nicht enden. „Still! ſtill!“ rief er, „Du biſt gerächt, ſchwerer gerächt, als Du es wünſchen kannſt, denn einſt, einſt haſt Du mich ja geliebt! — Wenn Du ſie ahnteſt die Oede meines Hauſes, wenn Du ihn hörteſt den Ton der kalten Ueberlegenheit, der mich beſtraft für meine blinde Hingebung, wenn Du ihn kennteſt den Hochmuth ihrer Makelloſigkeit, der mich verzweifeln macht!“ — Er brach plötzlich ab und ſagte dann mit dem ganzen Zauber ſeiner herzgewinnenden Stimme: „Du würdeſt mir ihn gönnen den Troſt, mich noch von Dir geliebt zu glauben!“

Regina blutete das Herz, ihre Thränen floſſen unaufhaltſam. Er hatte ſie umfaßt und weinte an ihrer Schulter. So ſaßen ſie ſprachlos bei einander. Erich war es, der zuerſt wieder das Schweigen unterbrach.

„Du biſt die Glücklichere, Du biſt frei,“ mur-

melte er düſter vor ſich hin, „aber ich! Für mich iſt keine Erlöſung, ich habe mich ihr vermählt mit meinem Eide, den muß ich halten! Die Wahl war mein, ich muß ſie vertreten, und büßen was ich ſelbſt verſchuldet!“

Dies Ausſprechen des lang verſchloſſenen Schmerzes hatte ihn erſchöpft. Er ſank in die Kiſſen des Sophas zurück, Regina rief Cornelie herbei, und von dieſem Augenblicke theilte ſie mit der Schweſter Erich's Pflege.

Aber hatte bei dem erſten Begegnen Erich in Regina nur die Geliebte ſeiner Jugend geſehen, ſo lernte er ſie bald bewundern und verehren, begreifen, was er in ihr beſeſſen haben würde. Die huldigende Liebe, von der er ſie umgeben ſah, that ihm wohl und traf ihn dennoch wie ein Vorwurf. Aus ihrem eigenen Munde erfuhr er ihr Geſchick, ſie ſelber ſprach ihm von ihrer Liebe für Georg, von der Unmöglichkeit, dieſer Liebe nachzugeben. Erich verſtummte vor dem Schickſal. Er, deſſen Herz voll Liebe war für ſeinen Bruder, er, der Regina's Glück wie ein eigenes empfunden hätte, er trennte ſie von demſelben, ſeine Schuld hatte

ihr Leben, des Bruders Zukunft und das eigene Daſein zerſtört.

Während ſein Körper genas, trug er die Qualen einer Reue, welche Regina's milde Ruhe nicht zu beſchwichtigen vermochte, ſie ſelber jedoch erſtarkte in dem Beſtreben, ihn emporzurichten. Sie verbarg ihm keinen der Schmerzen, die ſie getragen, aber ſie zeigte ſie ihm in der Verklärung des errungenen Sieges. Sie ſchilderte ihm die Erhebung, die ſie empfinde in der Ausübung der Kunſt, ſie rühmte ſich des Beſitzes ihrer Freunde, und wie man lehrend lernt, ſo klärte ſie ihr Inneres erklärend auf, bis es ſtill in ihrem Herzen ward, bis Erich ſich zu beruhigen begann an ihrer Ruhe, bis er auf Glück verzichten lernte an Regina's eigener Entſagung.

Regina hatte gefordert, auch Georg möge nach Paris kommen, als wolle ſie nun Alles überwinden, Alles ausgleichend verſöhnen.

Mitten in dem wilden Kampfe der Parteien, der Paris durchtobte, mitten in der Aufregung der Welt, ſahen Erich und Georg ſich wieder, und der Liebe eines reinen Frauenherzens, Regina's

Einheit gelang es, Frieden zu bringen in der Brüder Herzen. Ihre Milde, ihre ernste Entsagung besänftigte die Leidenschaft der Männer, ihre Festigkeit vereinte, was Alle mit banger Sorge als unvereinbar angesehen hatten. Wie Regina einst Friedrich und Erich einander wiedergegeben, so führte sie jetzt Erich und Georg zusammen, in gemeinsamer Liebe, in gemeinsamer Entsagung, weil die eigene Ueberzeugung ihr die Kraft der Ueberzeugung gab.

Die Einsicht in des Bruders Reue, in das Unglück seiner Ehe, machten Georg das eigene Schicksal nicht so schwer erscheinen; Schmerz und Bedauern um das Glück, das er Georg geraubt, ließen Erich streben in seiner Hingebung, dem Bruder Ersatz zu bieten, und in wehmüthiger Ruhe verlebten beide Brüder in Regina's Nähe die Tage, welche dieselbe noch im Kreise ihrer Freunde zuzubringen hatte.

Endlich kam der Augenblick ihrer Abreise nach Italien heran. Larssen hatte sich in der letzten Zeit nur wenig sehen lassen. Er war schon lange von seltsamer Unruhe ergriffen gewesen, hatte von

dem Ordnen ſeiner Papiere, von Aenderung ſeiner Verhältniſſe geſprochen, und war doch allen Fragen, die man an ihn gerichtet hatte, ausgewichen. Den Abend vor der Abreiſe hatte man ihn vergebens erwartet, auch am Morgen blieb er aus. Beſorgt um ihn, fuhr Regina in der Frühe bei ihm vor. Man ſagte ihr, er habe ſich bereits zur Eiſenbahn begeben, und von Friedrich, von Cornelie und ihren Brüdern begleitet, begab Regina ſich dorthin.

Ihr erſter Blick traf Larſſen. In vollſtändiger Reiſekleidung trat er ihr entgegen. Seine Hand zitterte, als er ſie aus dem Wagen hob. Niemand begriff, was ihn bewegte. Auf die Frage, was ſein Reiſeanzug zu bedeuten habe, gab er keine Antwort, kaum aber hatten die Freunde den Perron überſchritten, als Larſſen ſie nöthigte, in ein beſonderes, kleines Zimmer einzutreten, das er ſich hatte öffnen laſſen.

Es lag etwas Feierliches in ſeinem Weſen, und mit ſchlecht verhehlter Rührung ſagte er zu den Brüdern gewendet: „Euer Vater hat mich einmal auf Reiſen geſchickt, zu büßen, was Georg

verbrochen hatte. Die Buße iſt mein Glück geworden. Heute werde ich aus freiem Antrieb gehen, Eure Schuld zu zahlen, — und bei Gott zu meinem größten Heil!“

„Larſſen!“ riefen Alle mit dem Tone der Ueberraſchung und der Freude, und mit tiefer Bewegung fragte Regina: „Verſtehe ich Sie Larſſen, Sie wollten mit mir gehen?“

„Ja!“ rief er, „ja! bis an mein Lebensende. Was bin ich nütze in Paris? Es kann ja Jeder leiſten, was ich dort geleiſtet habe, aber um Regina ſorgen, ſie behüten, über ihr wachen, für ſie leben — das kann Niemand, Niemand auf der Welt, als ich ganz allein!“

Regina keines Wortes mächtig, reichte ihm die beiden Hände hin.

„Das iſt auch eine Verlobung!“ ſagte Larſſen, indem er ihre dargebotenen Hände ergriff und herzlich küßte, „und Ihr Alle ſollt mir Zeugen ſein. Jetzt weiß ich doch, wozu ich da bin, jetzt hat der alte Larſſen Pflichten, jetzt hat er eine Tochter gefunden, und wie einen Augapfel werde ich unſer Kleinod hüten!“

Sein ganzes Geſicht leuchtete vor Freude, die Brüder waren bis in das Innerſte erſchüttert. Beiden war eine ſchwere Sorge, eine Angſt damit von der Seele genommen. Larſſen aber wollte von keinem Danke wiſſen.

„Es iſt Egoismus, purer Egoismus!“ rief er aus. „Ihr neidet mir's ja im Grunde alle Beide! Und ich brauche ja nicht hier zu bleiben. Tinte und Feder und ein Paar alte Bücher, die finde ich überall, arbeiten kann ich an jedem Orte. So gönnt mir denn mein Loos und ſeid ganz unbeſorgt. Es ſoll kein Ungemach ihr nahen, das ich hindern kann, ſo lange ſie mich als Courier in ihrer Nähe duldet!“

Damit nahm er dem Kammermädchen Regina's die Chatoulle ihrer Herrin ab, hing ſich ihren Shawl und Mantel über den Arm, und noch während er nach dem Wagen ging, den Platz für Regina zu wählen, ſagte er: „Nun weiß ich doch, wofür ich lebe!“

Die Anderen geleiteten Regina ihm nach. Als das gellende Signal erſchallte, das ſo oft ſchon Liebe von einander riß, drückte Regina wortlos die

Hand Georg's. Das ganze Vertrauen auf ſeine Kraft lag in dieſem Händedrucke. Dann küßte ſie Erich auf die Stirn, und ſeine Hand in Friedrich's Rechte legend, ſagte ſie: „Verlaß ihn nicht, Friedrich! ſein Loos iſt ſchwer, hilf es ihm tragen! und Gott ſei mit Euch Allen!“

Sie bog ſich zurück, Larſſen ſchloß die Thüre, noch ein geller Pfiff, der Wagen rollte davon, und die beiden Brüder fielen ſich ſprachlos in die Arme.

Vierzehntes Kapitel.

In Paris hatte man bald angefangen, ſich an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen. Das öffentliche und das häusliche Leben waren zu einer Art von Ruhe zurückgekehrt, ehe die Nachricht von der franzöſiſchen Revolution an dem Aufenthaltsorte des Grafen St. Brezan eintreffen konnte.

Es war früh vier Uhr, als der Courier in der Geſandtſchaft anlangte. Der Graf war erſt vor einer Stunde von der Tänzerin zurückgekehrt, bei der er ſeine Abende verlebte. Man hatte hoch geſpielt wie immer, und wie immer hatte der Graf verloren, wie immer hatte die Dame des

Hauſes ihn damit getröſtet, daß Unglück im Spiele Glück in der Liebe bedeute. Aber der Troſt hatte diesmal nicht mehr fruchten wollen, das ruhige Lächeln des Grafen war ihm nicht mehr von Herzen gekommen.

Mit ſchweren, müden Schritten ging er in ſeinem Gemache umher. Bald trat er zum Schreibtiſch und blickte in ein Notizbuch, das er aufgeſchlagen hatte, bald muſterte er andere Papiere. Sein Antlitz verdüſterte ſich bei der Beſchäftigung mehr und mehr, und eben hatte er ſich am Schreibtiſch niedergelaſſen, als das Klopfen an der Palaſtpforte ihn erſchreckte. Gleich darauf trat ein Diener ein, ihm die Ankunft des Couriers zu melden. Mit eiliger Hand raffte der Graf die Papiere zuſammen, legte ſie in ein verborgenes Fach, das er vorſichtig in ſeine Fugen zurückſchob, und befahl, den Ueberbringer der Depeſchen einzulaſſen.

Der Inhalt derſelben traf ihn wie ein Todesſtreich. Der Anzeige von der Revolution, die ſtattgefunden hatte, war ein zweites Document beigefügt. Es enthielt ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte der Republik, und die Mittheilung, daß

ſein Nachfolger bereits ernannt ſei und in wenig Tagen eintreffen werde. Mit der äußern Ruhe, die ihn faſt nie verließ, erkundigte er ſich ausführlich nach den Vorgängen, auf welche man in den Depeſchen nicht näher eingegangen war. Dann entließ er den Courier.

Eine Weile blieb er regungslos auf ſeinem Platze. Sein Auge ſtarrte blicklos zu Boden, ſeine Hände ruhten matt auf den Lehnen des Seſſels. Zweimal ſchon war der alte treue Kammerdiener eingetreten, den Grafen zu erinnern, daß er ſich zur Ruhe begeben möge, aber ſein Kommen, ſeine leiſe Anſprache waren nicht bemerkt worden. Jetzt war es heller Tag geworden. Der Graf gewahrte es plötzlich. Er ſchauerte zuſammen, als ob das Licht ihn ſchrecke.

Ohne die fragenden Blicke des Dieners zu beachten, ließ der Graf ſich trotz der frühen Stunden auf's Neue ankleiden. Dann befahl er ihm ſein Dejeuner zu bringen, und gegen ſeine gewohnte ſtrenge Mäßigkeit, genoß er gleich nach demſelben, ehe er an ſeine Arbeit ging, einige Gläſer feurigen Weines.

Die Nachricht von der Revolution hatte ſich während deſſen durch den Courier im Geſandtſchafts-hotel verbreitet. Der Gedanke an die Entlaſſung ihres Herrn lag der Dienerſchaft nahe. Der unſelbſtſtändige, der ungebildete Menſch bedarf aber des Glaubens an die Dauer der Zuſtände, in denen er ſich bewegt, um ſeine Schuldigkeit zu thun. Sieht er ein Wanken in ſeiner Umgebung, ſo hört die Regelmäßigkeit ſeiner Thätigkeit auf. Verwirrt und unruhig blieb man ſtehen, wo zwei zuſammentrafen. Man flüſterte, was es zu bedeuten haben müſſe, daß der Graf ſich nicht zur Ruhe gelegt habe, man erzählte ſich, daß er arbeite, daß er ſtärkenden Wein genoſſen habe, und kaum hatte die Gräfin am Morgen die Augen geöffnet, als ſie von ihrer Kammerfrau die Vorgänge der Nacht erfuhr.

Schnell angekleidet begab ſie ſich zu ihrem Manne. Der Graf ging ihr entgegen, als ſie eintrat.

„Du kommſt ſo früh," ſagte er, „daß ich Dich von der Depeſche unterrichtet glauben darf, die eingegangen iſt. Frankreich ſteht am Rande ſeines

Unterganges. Träumeriſche Poeten und hirnverbrannte Socialiſten werden es bald genug hinabſtoßen in den Abgrund, der ſich aufgethan hat. Die Republik iſt proclamirt und Herr von Lamartine, ein Edelmann, pflanzt in Gemeinſchaft mit einem Arbeiter die Friedensfahne dieſer Welterlöſung auf. Es wäre lächerlich, wenn es nicht furchtbar wäre! Es würde komiſch ſein, wäre das Schauſpiel nicht widerwärtig!"

„Und Du, Hippolyt? was wird aus Dir in dieſer Kriſe?" fragte Helene.

Der Graf wich der Frage aus. Sein gekränkter Stolz ſträubte ſich dagegen, ihr ſeine Entlaſſung mitzutheilen. „Ich muß Dich bitten, Vorkehrungen zu Deiner Abreiſe zu treffen!" ſagte er kurz, „und kann es ſein, ſo wünſche ich, daß ſie ſchon morgen früh erfolge."

„So willſt Du Deinen Poſten niederlegen?"

„Man kannte mich genug, mir einen Nachfolger zu ernennen," antwortete St. Brezan.

Helene ſchwieg, aber die düſtere Niedergeſchlagenheit in dem Geſichtsausdrucke ihres Mannes, regte ihr Mitleid auf. „Die Nachricht von den

Spät am Abende kam er zu ihr. Er brachte ihr das Geld für ihre Reiſe und ſchien zufrieden, da er die Zurüſtungen für dieſelbe faſt beendet ſah. Zum erſten Male ſeit langer Zeit blieb er bei ihr zum Thee, und als Helene ſich, wie das in Augenblicken des Scheidens zu geſchehen pflegt, der Stunde ihrer Ankunft in dieſer Stadt erinnerte, ging der Graf noch weiter in die Vergangenheit zurück, bis er mit Liebe auf den Tagen ſeiner Jugend weilte. Er ſprach von dem Schloſſe ſeiner Väter, von ſeiner Mutter und von ſeiner Schweſter, von ſeinen erſten Erfolgen in der Welt. Helene hatte ihn nie ſo weich und mittheilſam geſehen. Seine Ausdrucksweiſe war verändert, die künſtliche Haltung, die ein langes Leben ihm zur Natur gemacht, die Kälte, welche er ſtets zur Schau getragen, waren von ihm gewichen. Er hob es hervor, wie die Tage ſeines reinſten Glückes vorüber geweſen wären, noch ehe Helene geboren worden war, er nannte ſich ohne Widerſtreben einen Greis, einen müden Greis, heimgeſucht von ſchwerem Schickſalsſchlage am Abend ſeines Lebens.

Ein tiefes Mitleid, eine Neigung, wie ſie ſie für den Grafen nie gefühlt, belebten Helene bei dieſen Mittheilungen. Die Ahnung, daß dieſe Ereigniſſe, dieſe Amtsentſetzung ſeine Kräfte überſteigen, daß ſie ſeinen Tod herbeiführen könnten, bemächtigte ſich ihrer plötzlich. Mit tiefer Bewegung, mit einer Hingebung, deren Wahrheit der Graf empfand, bat ſie ihn um die Erlaubniß, bei ihm bleiben zu dürfen. Er verweigerte es. Indeß Helene ließ ſich nicht abweiſen.

„Ich habe Dir gehorcht,“ ſagte ſie, „Alles iſt bereit für meine Reiſe, aber fordre ſie nicht von mir. Behalte mich in Deiner Nähe.“ —

„Und wozu?“ fragte der Graf.

Helene ſtockte. Dann ergriff ſie ſeine Hand und ſagte: „Was ich auch gegen Dich verſchuldet, was Du auch gegen mich verſäumt — das Zeugniß wirſt Du mir nicht verſagen, daß ich ſeit Jahren zu vergüten ſtrebte, was ich fehlte. Weiſe mich nicht von Dir jetzt in dieſer Stunde, in der ein ſo hartes Loos Dich trifft. Weiſe mich nicht von Dir, denn ich werde in ſchwerer Angſt um Dich ſein, bin ich von Dir entfernt!“

Spät am Abende kam er zu ihr. Er brachte ihr das Geld für ihre Reiſe und ſchien zufrieden, da er die Zurüſtungen für dieſelbe faſt beendet ſah. Zum erſten Male ſeit langer Zeit blieb er bei ihr zum Thee, und als Helene ſich, wie das in Augenblicken des Scheidens zu geſchehen pflegt, der Stunde ihrer Ankunft in dieſer Stadt erinnerte, ging der Graf noch weiter in die Vergangenheit zurück, bis er mit Liebe auf den Tagen ſeiner Jugend weilte. Er ſprach von dem Schloſſe ſeiner Väter, von ſeiner Mutter und von ſeiner Schweſter, von ſeinen erſten Erfolgen in der Welt. Helene hatte ihn nie ſo weich und mittheilſam geſehen. Seine Ausdrucksweiſe war verändert, die künſtliche Haltung, die ein langes Leben ihm zur Natur gemacht, die Kälte, welche er ſtets zur Schau getragen, waren von ihm gewichen. Er hob es hervor, wie die Tage ſeines reinſten Glückes vorüber geweſen wären, noch ehe Helene geboren worden war, er nannte ſich ohne Widerſtreben einen Greis, einen müden Greis, heimgeſucht von ſchwerem Schickſalsſchlage am Abend ſeines Lebens.

Ein tiefes Mitleid, eine Neigung, wie ſie ſie für den Grafen nie gefühlt, belebten Helene bei dieſen Mittheilungen. Die Ahnung, daß dieſe Ereigniſſe, dieſe Amtsentſetzung ſeine Kräfte überſteigen, daß ſie ſeinen Tod herbeiführen könnten, bemächtigte ſich ihrer plötzlich. Mit tiefer Bewegung, mit einer Hingebung, deren Wahrheit der Graf empfand, bat ſie ihn um die Erlaubniß, bei ihm bleiben zu dürfen. Er verweigerte es. Indeß Helene ließ ſich nicht abweiſen.

„Ich habe Dir gehorcht," ſagte ſie, „Alles iſt bereit für meine Reiſe, aber fordre ſie nicht von mir. Behalte mich in Deiner Nähe." —

„Und wozu?" fragte der Graf.

Helene ſtockte. Dann ergriff ſie ſeine Hand und ſagte: „Was ich auch gegen Dich verſchuldet, was Du auch gegen mich verſäumt — das Zeugniß wirſt Du mir nicht verſagen, daß ich ſeit Jahren zu vergüten ſtrebte, was ich fehlte. Weiſe mich nicht von Dir jetzt in dieſer Stunde, in der ein ſo hartes Loos Dich trifft. Weiſe mich nicht von Dir, denn ich werde in ſchwerer Angſt um Dich ſein, bin ich von Dir entfernt!"

Eine ſchnelle Bewegung flog durch des Grafen Züge. Er drückte Helenens Hand und wendete ſich ab. Es ſchien ihr, als habe er Thränen im Auge, doch faßte er ſich ſchnell. „Nein!“ ſprach er, „ich habe Alles wohl erwogen. Du kannſt nicht bleiben. Um meinetwillen wünſche ich, daß Du gehſt. Das Nothwendige wird mir leichter werden, bin ich erſt allein. Doch danke ich Dir von Herzen!“

Er hatte ſeinen Secretair beſtellt, noch eine Stunde mit ihm zu arbeiten, und als er das Zimmer ſeiner Gemahlin verließ, war die letzte Spur der Rührung aus ſeinen Zügen verſchwunden. Er war wieder der Geſchäftsmann, der Weltmann, den kein Wechſelfall des Lebens zu erſchüttern ſchien.

Die Nacht verging der Gräfin ſchlaflos. Mehrmals glaubte ſie im Zimmer ihres Mannes Schritte zu hören, dann wieder war es ihr, als öffne ſich die Thüre ihres Vorſaals, aber Alles blieb ſtill, und die Traurigkeit, welche ſie ſchon am Abende empfunden, ſenkte ſich immer tiefer auf ihre Seele hernieder.

Wie oft hatte ſie ſich geſehnt, den Ort zu verlaſſen, wie oft hatte ſie gewünſcht, die Ihrigen wiederzuſehen, wie hatte ſie danach verlangt, den Grafen entfernt zu wiſſen von dem Einfluſſe jener Marietta, der ihm ſo verderblich geworden war. Nun ſtand ſie vor der Erfüllung aller dieſer Wünſche, aber ſie waren von neidiſchen Göttern erhört.

Der Graf hatte verabredet, daß ſie zuſammen frühſtücken wollten. Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien er bei ſeiner Gemahlin. Helene fand ihn zu ihrer Beruhigung gefaßt, und wohler ausſehend als am vergangenen Tage. Er ſprach über die politiſchen Zuſtände Frankreichs, über allgemeine Gegenſtände mit ruhiger Klarheit; nur als die Poſtpferde in den Hof geführt wurden, wechſelte der Ausdruck ſeiner Züge ſchnell, und er brach die Unterhaltung plötzlich ab.

Einige Augenblicke ſpäter meldete man, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Helene erhob ſich, der Graf geleitete ſie. Beide ſprachen nicht. Als ſie die Treppe hinabſtiegen, überfiel Helene plötzlich wieder die Angſt, die ſie am Tage vorher

Eine ſchnelle Bewegung flog durch des Grafen Züge. Er drückte Helenens Hand und wendete ſich ab. Es ſchien ihr, als habe er Thränen im Auge, doch faßte er ſich ſchnell. „Nein!“ ſprach er, „ich habe Alles wohl erwogen. Du kannſt nicht bleiben. Um meinetwillen wünſche ich, daß Du gehſt. Das Nothwendige wird mir leichter werden, bin ich erſt allein. Doch danke ich Dir von Herzen!“

Er hatte ſeinen Secretair beſtellt, noch eine Stunde mit ihm zu arbeiten, und als er das Zimmer ſeiner Gemahlin verließ, war die letzte Spur der Rührung aus ſeinen Zügen verſchwunden. Er war wieder der Geſchäftsmann, der Weltmann, den kein Wechſelfall des Lebens zu erſchüttern ſchien.

Die Nacht verging der Gräfin ſchlaflos. Mehrmals glaubte ſie im Zimmer ihres Mannes Schritte zu hören, dann wieder war es ihr, als öffne ſich die Thüre ihres Vorſaals, aber Alles blieb ſtill, und die Traurigkeit, welche ſie ſchon am Abende empfunden, ſenkte ſich immer tiefer auf ihre Seele hernieder.

Wie oft hatte ſie ſich geſehnt, den Ort zu verlaſſen, wie oft hatte ſie gewünſcht, die Ihrigen wiederzuſehen, wie hatte ſie danach verlangt, den Grafen entfernt zu wiſſen von dem Einfluſſe jener Marietta, der ihm ſo verderblich geworden war. Nun ſtand ſie vor der Erfüllung aller dieſer Wünſche, aber ſie waren von neidiſchen Göttern erhört.

Der Graf hatte verabredet, daß ſie zuſammen frühſtücken wollten. Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien er bei ſeiner Gemahlin. Helene fand ihn zu ihrer Beruhigung gefaßt, und wohler ausſehend als am vergangenen Tage. Er ſprach über die politiſchen Zuſtände Frankreichs, über allgemeine Gegenſtände mit ruhiger Klarheit; nur als die Poſtpferde in den Hof geführt wurden, wechſelte der Ausdruck ſeiner Züge ſchnell, und er brach die Unterhaltung plötzlich ab.

Einige Augenblicke ſpäter meldete man, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Helene erhob ſich, der Graf geleitete ſie. Beide ſprachen nicht. Als ſie die Treppe hinabſtiegen, überfiel Helene plötzlich wieder die Angſt, die ſie am Tage vorher

nach ſeinen Bedürfniſſen zu fragen. Aber ſo oft er heute kam, fand er ihn ſchlafend, und gönnte ihm die Ruhe nach den Anſtrengungen der letzten Zeit.

Auch in der Frühe, da der Diener ihn wecken wollte, war er noch nicht erwacht. Er nannte ſeinem Herrn laut die Stunde. Der Graf lag mit abgewendetem Geſicht und hörte es nicht. Eine furchtbare Ahnung ergriff den Diener. Er trat an das Lager ſeines Herrn, er blickte ihn an, die Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Der Graf lebte nicht mehr.

Das ganze Hotel gerieth in Aufruhr, man holte Aerzte herbei, ſie erklärten, der Graf müſſe ſchon im Beginne der Nacht geſtorben ſein. Der Körper war bereits kalt und ſtarr, der Ausdruck des Geſichtes verrieth keine Spur von Schmerz, die Züge trugen das feſte Gepräge der Ruhe, die den Grafen im Leben ausgezeichnet hatte. Um den Mund, der ganz geſchloſſen war, ſchien noch das alte, ſtolze, ſelbſtbewußte Lächeln zu ſchweben.

Die Aerzte beriethen leiſe mit einander, ehe ſie den Kammerdiener in das Nebenzimmer kommen

hießen. Was ſie von ihm zu wiſſen begehrten, ſagte er Niemand. Als ſie mit ihm zurückkamen, ſprachen ſie aus, der Graf ſei an einem Nervenſchlage geſtorben, den ihm die über ſeine Kräfte gehenden Anſtrengungen der letzten Zeit zu Wege gebracht hätten. Ein kleines Fläſchchen von Bergkryſtall, das der Kammerdiener in der erſtarrten Rechten ſeines Herrn gefunden, und an deſſen Geruch die Aerzte den früheren Inhalt deſſelben erkannt hatten, ward von ihnen entfernt. Der anweſende Leibarzt des Herrſcherhauſes übernahm es, dies zu vertreten, und die Gräfin von dem plötzlichen Hingange ihres Gemahls ſchonend in Kenntniß zu ſetzen.

Fünfzehntes Kapitel.

Helenens Rückkehr in ihr Vaterhaus war traurig. Da ſie die Nächte geraſtet, hatte man die Nachricht von ihrem Kommen früh genug erhalten, ſie zu erwarten; aber wie anders ward ſie jetzt empfangen, als bei ihrer letzten überraſchenden Ankunft auf dem Schloſſe ihrer Väter.

Der Baron lebte in der Stadt, einſam in dem großen Hauſe, in welchem ſeit dem Tode ſeiner Gattin nichts verändert worden war. Anfangs war es Pietät geweſen, die ihn gehindert, Neuerungen vorzunehmen. Seit Corneliens Entfernung hatte Niemand an deren Nothwendigkeit gedacht, und Auguſte hatte während ihres letzten

kurzen Aufenthaltes in dem Hauſe ihres Onkels nicht gewagt, dergleichen vorzuſchlagen.

Die großen Empfangsräume, das Ankleidezimmer und Schlafgemach der Baronin waren ſeit Jahren nur noch geöffnet worden, ſie zu lüften. Die Vorhänge und Möbel ſahen trotz ihrer Schonung verblichen aus. Ihre altmodiſche, gradlinige Steifheit, ihre Unbequemlichkeit hatten etwas Augenfälliges, und jener Hauch des Verfalles, der in ſeiner melancholiſchen Wirkung eben ſo unverkennbar als unbeſchreiblich iſt, war über die ganze Wohnung ausgebreitet. Das helle Frühlingswetter, der Sonnenſchein, der nur ſpärlich durch die geſchloſſenen Fenſter einzudringen vermochte, erhöhten die Traurigkeit der Räume nur noch mehr.

Verändert in einer Weiſe, die ſie erſchreckte, trat der Baron der Tochter entgegen. Die franzöſiſche Revolution, des Grafen Amtsentſetzung hatten ihn nicht ſchwer berührt. Er hatte den Sturz des illegitimen Bürgerkönigs mit Genugthuung, den Sturz des Grafen als verdiente Folge ſeines Handelns angeſehen. Zu großmüthig, St. Brezan gegen Helene zu tadeln,

die ſein Loos zu theilen hatte, konnte er ſich's dennoch nicht verſagen, es gegen die Tochter auszuſprechen, wie ernſtlich er ihren Gatten einſt gewarnt, die ſichere Ruhe auf ſeinen Gütern dem Leben in Verhältniſſen vorzuziehen, deren bedenkliche Seite ihm wohl bekannt geweſen war; wie dringend er ihm gerathen, ſich nicht einer ungerechten Sache anzuſchließen.

Tiefer, als dieſe Vorgänge, hatten ihn des Sohnes Reiſe nach Paris, ſeine Verwundung, ſein Aufenthalt im Hauſe der Schweſter, und ſeine warme Fürſprache für dieſelbe in ſeinem Innern angegriffen. Er konnte es nicht ertragen, Erich von dem Eheglück Corneliens, von ihrem Kinde ſprechen zu hören. Es erſchien ihm wie ein abſichtlicher Trotz, wie ein Hohn, mit dem man ihn und ſeine Ehre antaſte, mit dem ſein eigener Sohn ihn zu verletzen wagte. Aber ſelbſt dieſen Empfindungen nachzuhängen war ihm nicht vergönnt, denn täglich drängten neue, ſchmerzliche Ereigniſſe auf ihn ein.

Die Volksbewegungen in Deutſchland, die Revolution in Wien, die vorbeugenden Schritte,

zu welchen man ſich in Preußen genöthigt ſah, hatten ihn ſchnell nach einander erreicht und erſchüttert, als die Botſchaft von dem Tode ſeines Schwiegerſohnes eintraf.

So behutſam der Arzt die Thatſache anzudeuten vermieden hatte, daß des Grafen Ende ein freiwilliges geweſen ſei, ſo konnte den Seinigen doch bald kein Zweifel darüber bleiben, und jetzt ward Helenen plötzlich das Verhalten ihres Gatten in den letzten Tagen und Stunden ihres Beiſammenſeins verſtändlich. Ein dumpfer, betäubender Schmerz, wie ſolch jähes Ende ihn den Ueberlebenden erzeugt, bemächtigte ſich ihrer Seele. Ihre unglückliche Ehe war in dieſem Augenblicke wie ausgelöſcht aus ihrem Bewußtſein, und an die Zukunft vermochte ſie nicht zu denken unter der Laſt des gegenwärtigen Eindrucks. Ihre ganze geiſtige Kraft richtete ſich auf die letzten Erlebniſſe. Dieſe wollte ſie ſich zurückrufen, dieſe ſich lebendig erhalten in der Erinnerung. Was ſie und der Graf einander vorzuwerfen hatten war gebüßt, aber die Energie, mit welcher er ſie zu entfernen geſtrebt, die Güte, mit der er ſie zuletzt entlaſſen, die Rührung, in welcher er ihr den

Ring ſeiner Mutter als Talisman für ihre Zukunft mitgegeben, das Alles ſtand allein lebendig vor ihrem Geiſte und machte ſie traurig und verſöhnlich.

Erſt nachdem der Nachfolger des Grafen, der neue Geſandte, der Gräfin das Teſtament ihres Gemahls überſendet, fing ſie an, ihrer veränderten Lebenslage zu gedenken.

St. Brezan's finanzielle Verhältniſſe waren ſchon lange zerſtört geweſen. Prachtliebend hatte er, als der Letzte ſeines Stammes, eine glänzende Erinnerung zurückzulaſſen gewünſcht. Jedes Jahr hatte mehr als die Einnahme des Jahres verzehrt und, Zins auf Zins erheiſchend, ihn in tiefere Verlegenheit hinabgezogen, bis die Verſchwendung für die Tänzerin und ihre immer wachſenden Anſprüche ihn vollends ruinirten. So lange er in ſeinem Amte blieb, war die üble Lage, in welcher er ſich befand, zu verbergen geweſen. Seine Entlaſſung aber machte dies fortan unmöglich, und noch in derſelben Nacht, in welcher er den Sturz der Dynaſtie und ſeinen eigenen erfahren hatte,

mußte der Entſchluß des Selbſtmordes ihm gekommen ſein.

Mit der umſichtigſten Klarheit hatte er von der Stunde ab alle Maßregeln getroffen, ſo weit als thunlich durch eine Verſteigerung ſeiner ſchwer verſchuldeten Güter ſeinen Gläubigern gerecht zu werden. Unter dem Vorwande ſeiner Abreiſe hatte er ſelbſt den Verkauf ſeiner Equipagen, ſeiner Pferde und ſeines ganzen Privateigenthumes eingeleitet, und einem Geſchäftsmanne, deſſen er ſich oft bedient, die letzte Ordnung dieſer Verhältniſſe übertragen. Helenens Ausſtattung ward ihr übermacht. Eine mäßige Summe, die er beim Beginne ihrer Ehe für ſie in Fonds in der engliſchen Bank niedergelegt, bildete ihr ganzes Erbe. Es war neben dem kleinen Vermögen, das ſie von ihrer Mutter erhalten, ihr einziger Beſitz.

Niemand außer der Gräfin und ihrem Vater hatte den Brief des Arztes geleſen, und der Baron erwähnte ſelbſt gegen Helene den Selbſtmord des Grafen nicht. Die Zeitungen berichteten ſeinen plötzlichen Tod nach mehrjährigen aſthmatiſchen Leiden, die conſervativen Blätter ſetzten ihn auf

die Rechnung des Schmerzes über die hereinbrechenden anarchiſchen Zuſtände. Nur in den engeren Kreiſen ſeiner Bekanntſchaft ſprach man von den derangirten Verhältniſſen, in denen er ſich befunden haben ſollte. Aber die allgemeine Theilnahme war durch die europäiſchen Zuſtände in Anſpruch genommen. Niemand hatte Zeit, ſich um die Angelegenheiten eines Hingegangenen weſentlich zu kümmern, und der Graf bewahrte über das Grab hinaus den Namen eines vollſtändigen Cavaliers, der ſeinen Stolz im Leben gemacht hatte.

Der Gräfin aber genügte dieſe äußere Ehre nicht. Auferzogen in der ſtrengen Rechtlichkeit ihres Vaterhauſes, konnte ſie den Gedanken nicht ertragen, Menſchen in der Welt zu wiſſen, die ihrem Gatten Verſchwendung und Unredlichkeit zum Vorwurf machen konnten. Ohne zu zögern, überwies ſie den Gläubigern St. Brezan's das in England befindliche Capital. Sie verkaufte ihren Schmuck, und mit dem Gefühle einer Pflichterfüllung wendete ſie ſich an Feldheim, um durch ihn den Verkauf aller von ihr gemalten Bilder

zu bewirken. Wie ſie einſt mit Schamgefühl den Ertrag ihrer liebevollen Arbeit den Launen eines unwürdigen Geliebten geopfert, ſo gab ſie jetzt mit freudiger Erhebung den Preis ihrer Werke hin, dem Andenken ihres Gatten gerecht zu werden.

Der Baron leiſtete ihr bei allen dieſen Unternehmungen ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand. Helene ſchien nicht Ruhe finden zu können, ehe dieſe Angelegenheit geordnet war. Erſt als ſie ihren Schmuck dem Curator ihres Mannes überſandt, die Vollmacht zum Verkaufe ihrer Bilder ausgefertigt hatte, erſt dann ſchien ſie an ſich ſelbſt zu denken. Und nicht Helene war es, ſondern Auguſte, welche die erſte Frage nach der Gräfin eigener Zukunft aufwarf.

Das Wiederſehen der beiden Frauen war ein ruhiges geweſen; die Erfahrung, daß das Leben in ſeinen Combinationen alle Vorausſicht, alle Wahrſcheinlichkeit zu nichte macht, hatte ſich auch hier beſtätigt. Oft genug hatten Beide ſich es ausgemalt, wie peinlich eine erſte Begegnung ihnen nach Auguſtens Scheidung ſein müſſe. Beide hatten dabei den Maßſtab ihres früheren Empfindens

angelegt, ohne zu bedenken, daß unſere Gefühle mit den äußeren Bedingungen unſeres Lebens wechſeln.

Glücklich an der Seite ihres zweiten Gatten, wohlhabend geworden durch den Tod ſeines Onkels, in den geachteten Verhältniſſen, geehrt in der Geſellſchaft als die Frau des ausgezeichneteſten Kanzelredners der Stadt, fühlte Auguſte ſich ſchon lange ſo befriedigt durch ihr gegenwärtiges Loos, daß ſie an die Zerwürfniſſe ihres früheren Lebens nur noch wie an bange Träume zurück zu denken vermochte. Je aufrichtiger ihre Neigung für ihren Gatten war, um ſo unbegreiflicher dünkte es ihr, daß ſie einſt Georg geliebt, daß ſie einſt Friedrich's Weib geweſen. In der Ausſchließlichkeit, mit der die Liebe den Augenblick für ſich verlangt, mit der ſie zum Vergeſſen drängt, liegt ihre regenerirende Kraft, denn jede rechte Liebe tilgt die Vergangenheit im Herzen aus.

Daß Friedrich und Helene ſich geliebt, daß dieſe Liebe ſtörend in Auguſtens Daſein eingegriffen hatte, war von ihr verſchmerzt, ſeit ſie gelernt, ihre Scheidung von Friedrich für ihr größtes Glück zu achten. Die Eiferſucht, welche

ſie ſonſt gegen die Vorzüge ihrer Couſine gehegt, verſtummte jetzt, da ſie keine Nahrung fand. Was hatte das geliebte Weib eines allgemein verehrten Mannes der gräflichen Wittwe zu beneiden, die ſich ihres Beſitzes entäußerte, um die Schulden ihres Gatten zu tilgen? Die ſo lebensmüde war, daß ſie der eigenen Bedeutung, der eigenen Schönheit nicht mehr dachte, ſo herzgewinnend ſie auch in der Beſcheidenheit der tiefen Trauertracht erſchien?

Helene war der Couſine mit jener Demuth entgegengetreten, die man empfindet, wo man Schmerz bereitet hat. Auguſtens Empfang, die Theilnahme, welche ſie ihr bewies, gewannen die Gräfin ſchnell, und ohne ſich zu ſagen, welchen Antheil die veränderten Verhältniſſe Auguſtens an ihrem veränderten Betragen hätten, fühlte Helene ſich zu einer Dankbarkeit, zu einer Anerkennung geneigt, die bei der Wärme ihres ganzen Weſens auf Auguſte und auf deren Gatten die wohlthuendſte Rückwirkung erzeugten.

Auguſte konnte nicht müde werden, es auszuſprechen, wie ſehr Helene ſich gebeſſert habe, nicht müde werden, zu verſichern, daß ſie ihr Unrecht gethan in ihrem Innern. Hülfreich von

Natur, fand ſie eine Befriedigung darin, der gebeugten Frau thätig und tröſtend zur Seite zu ſtehen, ohne daß ſie ſich es zu bekennen wagte, wie wohl ihr ſelber der Beiſtand that, den ſie der Gräfin leiſtete, wie wohl es ihr that, aus einer Empfangenden der Couſine gegenüber eine Gewährende zu werden.

Sie half Helenen ſich häuslich bei dem Vater einzurichten, bei dem zu bleiben die Tochter jetzt als ihre Pflicht anſah. Sie ſprach davon, daß Helene neue Arbeit, neue Zwecke für ſich finden müſſe, nur von Friedrich ſprachen Beide nicht, und das Herz der Gräfin war zu ſchwer bedrückt, war zu lange an die Laſt der lähmenden Entſagung gewöhnt geweſen, um ſich in dieſen Augenblicken irgend einer Lebenshoffnung zu erſchließen. Hoffnung iſt eine Kraft, die dem Müden fehlt. Sie verſagt ſich dem Menſchen, wenn er ihrer am Nöthigſten bedarf.

Die einzige freudige Erwartung, der ſie Raum gab, galt der Rückkehr Erich's, den Georg begleiten wollte. Jeder neue Tag ſchien dieſe Rückkehr dringender zu fordern, denn auch über Preußen

zog ſich das Ungewitter der Revolution immer unverkennbarer zuſammen. Eine dumpfe Schwüle lag über Allen. Der Leichtſinnigſte mußte ſie empfinden. Einzelne Zeichen waren vorausgegangen wie die Wirbelwinde, die den Ausbruch des Orkans verkünden.

Der Baron, der ſein Haus faſt gar nicht mehr verließ, als um Mittags im Wagen eine Spazierfahrt um die Stadt zu machen, ſprach ſeine Befürchtungen nicht aus, vermied es, mit Anderen zuſammenzukommen, und äußerte nur gegen Auguſtens Gatten, daß es an der Zeit ſei, zuſammenzuhalten im ſtarken Glauben an das gute, alte Recht. Der Superintendent aber, der einen lebhaften Briefwechſel mit ſeinen Freunden in der Reſidenz unterhielt, und auch mit ſeiner Fürſtin in unausgeſetztem Zuſammenhange ſtand, empfing täglich Berichte aus der Hauptſtadt. Sie wurden dem Barone mitgetheilt, Sidonien und ihrem Umgangskreiſe zugeſendet, und Helene ſah es mit Schrecken voraus, wie fremd ſich ihre Brüder in dem Kreiſe fühlen mußten, in den ſie wiederkehren wollten, wie ſchroff ihre und des

Vaters Auffaſſung der Dinge ſich entgegenſtehen würden.

Erich und Georg hatten ihre Abreiſe von Paris gemeldet und hinzugefügt, daß auch Friedrich an die Rückkehr denke, daß ſelbſt der Doctor ſich rüſte, nach Deutſchland aufzubrechen, als plötzlich die Nachricht ausblieb, die Erich von Berlin über den Tag ſeiner Ankunft zu geben verſprochen hatte. Der Gedanke, daß die Reiſe ihm nachtheilig geworden, daß ein Rückfall ihm zugeſtoßen ſei, fing an, ſich Helenen Beſorgniß erregend aufzudrängen, als ein unbeſtimmtes Gerücht von einer Revolution in Berlin ſich in der Stadt zu verbreiten begann.

Die Poſten, die am Nachmittag kommen ſollten, waren nicht eingetroffen. Die Unruhe wuchs, die Gerüchte ſteigerten ſich maßlos. Der Baron hatte mehrmals zu dem Superintendenten geſchickt, um zu erfahren, ob er keine Nachrichten erhalten habe, aber der alte Diener war immer ohne Auskunft heimgekehrt.

Mit einer Raſtloſigkeit, die Niemand je an dem Greiſe geſehen hatte, trieb ihn die Sorge im

Hauſe umher. Bald ging er durch die lange Zimmerreihe, bald ſtieg er in den Garten hinab, um eben ſo ſchnell in die Gemächer des Hauſes zurückzukommen und, das Fenſter öffnend, die Straße hinunter zu ſchauen, als erwarte er irgend eine Botſchaft. Sein Antlitz war von der Aufregung geröthet, ſeine Hände ſtarr und kalt. Helene, welche den quälenden Zuſtand ihres Vaters den ganzen Tag beobachtet hatte, ohne ihn im Geringſten von den Gedanken abziehen zu können, die ihn ausſchließlich beſchäftigten, war froh, als gegen Abend Auguſte eintrat, den Reſt des Tages mit ihnen zuzubringen.

Kaum aber hatte der alte Baron ſie erblickt, als er ihr entgegenrief: „Hat Dein Mann Nachrichten erhalten?“

„Nein! lieber Onkel! es verlautet jedoch, es ſei ein Courier nach Petersburg hier durchgegangen, den habe man aufgehalten, ihm ſeine Depeſchen abgenommen, und mein Mann iſt ſelbſt nach der Poſt geeilt, zu hören, was geſchehen, was man wiſſe, und ob für ihn Nichts angekommen ſei?“

In dem Augenblick öffnete der Superintendent die Thüre. Seine Bläſſe, die ungewohnte Haſt ſeiner Bewegungen ließen ein unheilvolles Ereigniß errathen. Er war athemlos vom raſchen Gehen.

„Ein Aufſtand in Berlin!“ ſagte er mit der Schnelligkeit des Entſetzens, „ein furchtbarer Kampf in der Stadt, eine Revolution, die — —“

„Nein!“ rief der Baron, während ſeine Augen weit aus ihren Höhlen hervorſtarrten, als ſähe er ein Ungeheuer ſich ihm nahen. „Nein! Nein!“ wiederholte er mit einer Macht der Stimme, vor der die Seinigen erſchraken, weil ſie weit über die Kraft des Greiſes hinauszugehen ſchien.

„Der Prinz,“ fuhr der Superintendent fort, „und die Truppen haben die Stadt verlaſſen, der König hat Frieden gemacht mit der Revolution. Leſen Sie! — den Brief erhalte ich aus des Monarchen nächſter Nähe!“

Der Baron nahm das Blatt, aber er mußte ſich niederſetzen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Mit lauter deutlicher Stimme wiederholte er das ſchon Geleſene.

„Der Prinz und die Truppen haben die Stadt

verlaſſen, der König hat Frieden gemacht mit der Revolution," ſprach er gemeſſen und tonlos, als könne er's nicht faſſen. Das Blatt entfiel ſeiner Hand. Er verſank in Schweigen. Niemand wagte zu ſprechen, Alle ſahen, wie der Schmerz in ihm kämpfte. Plötzlich erhob er ſich, fuhr mit den Händen gegen ſeine Stirne und brach lautlos zuſammen.

Die Anweſenden ſprangen herzu, der Baron hatte ſeinen letzten Athem ausgehaucht. Mit der alten Zeit hatte er geendet.

Sechzehntes Kapitel.

Die Ueberreſte des Barons waren bereits mit allen Ehren in der Familiengruft zur Ruhe beſtattet worden, als die Söhne in dem Vaterhauſe anlangten, in deſſen verödeten Räumen die tief gebeugte Helene ſie empfing. Acht Tage ſpäter trafen der Doctor und Cornelie ein, und zum erſten Male nach ſo langen Jahren fanden die vier Geſchwiſter ſich wieder hier zuſammen. Ihr ernſtes Wiederſehen, ihr gerührtes Erinnern feierte und ehrte die geſchiedenen Eltern, ihre gegenſeitige Liebe verband ſie, und doch fühlten faſt Alle ſich unruhig und gedrückt in dieſem Hauſe, das ihnen einſt eine ſo werthe und ſichere Heimath geweſen war.

Cornelie konnte des Schmerzes nicht Herr werden, der ſie beim Eintritt in daſſelbe umfangen hatte. Sie konnte das Gefühl der Pein nicht bemeiſtern, mit dem ſie ſich, ihren Mann und ihr Kind in den Zimmern ihres Vaters erblickte, die wiederzuſehen er ihr nie verſtattet hatte, und dies Empfinden ſteigerte ſich, als die Eröffnung des letzten Willens ihr bewies, daß der Vater unverſöhnt mit ihr geſtorben ſei. Noch wenige Tage vor ſeinem Ende hatte er über ihr Erbtheil, das er dem zweiten Sohne Erich's zuerkannt, in anderer Weiſe verfügt, um Helenen den Nießbrauch deſſelben zu übermachen, nach deren Tode es ſeinem zweiten Enkel anheimfallen ſollte. Cornelien war nur ihr Pflichttheil zugewieſen, das ihr zu entziehen, nicht in ſeiner Macht geſtanden hatte.

Konnte ſie nun bei des Doctors eigenem Vermögen und bei ihrer Thätigkeit dieſes Erbes wohl entrathen, ſo blieb das Gefühl, gegen des Vaters Willen in ſeinem Hauſe zu ſein, ihr doch folternd. Da der Doctor, mit freudiger Anerkennung in ſeinem alten Wirkungskreiſe aufgenommen, künftig in ſeiner Vaterſtadt zu leben beſchloſſen hatte,

ging ſie augenblicklich daran, für ſich und die Ihren eine neue, feſte Stätte zu begründen, um am eigenen Herde, in der eigenen Familie das Recht ihrer Selbſtändigkeit, und das Glück zu empfinden, das ihr in Mann und Kind, das ihr in der eigenen Familie geworden war. Mit unermüdlichem Eifer betrieb ſie ihre Einrichtung. Sie ſehnte ſich, die Räume zu verlaſſen, die ſie jetzt bewohnte. Je länger ſie darin verweilte, deſto unheimlicher trat ihr die Zeit ihrer Verirrungen, ihrer inneren Kämpfe entgegen. Die Bilder der Gräfin, des Predigers und Pleſſens, zu denen ſie träumend in ihrer damaligen Herzensnoth ſo oft emporgeſehen, ſchauten ſie ſpukhaft an. Sie fühlte ſich in ihrem Denken, in ihrem ganzen Sein gehemmt, denn dem geſunden Geiſte widerſtrebt die Rückerinnerung an ſeine Irrthümer und Leiden.

So war ſie faſt Tag über außerhalb des Hauſes beſchäftigt, und auch die Männer fanden ſich mannigfach in Anſpruch genommen. Erich ſchien die Anweſenheit ſeiner Frau und ſeines Kindes erwartet zu haben, indeß Sidonie behauptete, durch ein Unwohlſein ihrer Mutter auf dem

Schloſſe feſtgehalten zu werden. Auch hatte ihr Gemahl kaum den Muth, ſie herbeizuwünſchen. Ihm bangte vor ihrer Unduldſamkeit, vor der Härte, mit welcher ſie ſeinen Schweſtern ſtets entgegengetreten war. Der Abſcheu, mit dem ſie ſich brieflich über die Revolution ausſprach, ließ ihn außerdem empfinden, wie unmöglich es in dieſem Augenblicke ſein würde, Sidoniens Geſinnungen mit den ſeinigen und mit den Anſichten ſeiner Geſchwiſter zu vereinen.

Dennoch ſah er ſelber ſich genöthigt, auf das Gut hinauszueilen. Der Zuſammentritt des Landtages in Berlin forderte ſeine baldige Entfernung von der Heimath, und er mochte nicht gehen, ohne Weib und Kind, ohne das Gut und die Menſchen ſeines Kreiſes wiedergeſehen zu haben, die er auf dem Landtage vertrat. So übernahm es Georg, die letztwilligen Beſtimmungen des Vaters auszuführen, und wie dieſe Pflichterfüllung ihm zu thun gab, war der Doctor ſeiner Seits bald eben ſo ſehr mit ſeiner ärztlichen Praxis, als mit Vorbereitungen für die Wahlen beſchäftigt, welche nach ſeiner Ueber-

zeugung der beſchwichtigenden Berufung des ſtändiſchen Landtages folgen mußten.

In ſolcher Weiſe fanden Alle ſich in Thätigkeit geſetzt, Alle hatten einen Zweck, ein beſtimmtes Ziel im Auge, eine Nothwendigkeit, die ſie zum Handeln antrieb, nur Helene nicht. Da Georg, vermögend wie er war, zu Gunſten ſeiner beiden Schweſtern auf ſein Erbe verzichtete, ſah die Gräfin ſich der Sorge um ihre äußere Lage enthoben, aber grade dieſe Sorgenfreiheit erhöhte in ihr das Gefühl der Abſpannung, das ſich ihrer bemächtigt hatte. Jenes Bangen, das uns an der Stätte überfällt, an der wir das Hingehen einer Generation erlebten, jenes Erſchrecken, mit dem wir gewahren, daß wir diejenigen ſind, deren Untergang bevorſteht nach dem unerbittlichen Geſetze der Natur, jene Wehmuth über unſere Vergänglichkeit, wurden Helenen zu einer dauernden Stimmung, zu einem ſchmerzlichen Genuß.

Mit einer Art von melancholiſcher Freude fand ſie ſich mehr und mehr allein, als Erich die Stadt verlaſſen, und Cornelie ihre neue Wohnung bezogen hatte. Sie freute ſich an der Zufriedenheit

der Schweſter, ſie hörte Georg theilnehmend von ſeinen Planen für die Coloniſation der Armen ſprechen, die ihn ausſchließlich beſchäftigten, ſeit er auf eigenes Glück verzichtet hatte, und die er mit dem Vortheil ſeines Handlungshauſes vereinen zu können meinte; aber ſie fragte ſich nicht, was aus ihr ſelber werden, was ſie ſelbſt beginnen würde.

Gleich nach dem Tode ihres Mannes und ihres Vaters hatte Friedrich ihr geſchrieben. Indeß ſein Brief hatte, ſich in enge Schranken bannend, Nichts von ſeiner Erſchütterung verrathen, Nichts von den Hoffnungen, welche für ihn aus den Gräbern erblühten. Alle die Ihrigen hatten Helenens Zuſtand genugſam begriffen, ihr nicht von neuem Leben zu ſprechen, in einem Augenblicke, in dem ſie noch wie betäubt vor dem plötzlichen Zuſammenbrechen ihrer Vergangenheit da ſtand, und ſo oft Cornelie auch daran gedacht, die Schweſter mit dem Hinweis auf Friedrich's Liebe aufzurichten, immer hatte der Doctor ihr gewehrt, und Ruhe für Helene als Bedingung ihrer inneren Geneſung gefordert.

So war der März zu Ende gegangen, der

Anfang des Aprils verſtrichen, und Helene ſaß einſam in dem Zimmer, welches ſie als Mädchen bewohnt. Die Frühlingsſonne hatte das junge Grün ungewöhnlich zeitig hervorgelockt, der Duft der Veilchenbeete unter ihrem Fenſter ſtieg in die Luft. Langſam bewegten ſich die rothſeidenen, verblichenen Gardinen unter dem Hauch des Abendwindes, und unabläſſig ſich wiegend, ſchaukelte ſich in ſeinem Ringe der graue Papagei, den Helene einſt an ihrem zehnten Geburtstage von der Mutter zum Geſchenk erhalten, und der gar bald gelernt hatte, den Liebling der ganzen Familie mit Liebeswort zu rufen. Es war der Vorabend ihres Geburtstages. Eine lange Reihe von Jahren zog an ihrem Geiſte vorüber. Die ſchuldloſe Freude, mit der ſie der Wiederkehr dieſes Tages in ihrer Kindheit und Jugend entgegengeſehen, die bangen Zweifel, mit denen ſie ihn erwartet in der Zeit ihrer erſten Liebe, das Entzücken bei den kleinen Verſen, welche Friedrich ihr damals gegeben, die glänzenden Feſte, mit denen ſie ſpäter oft herzzerriſſen dieſen Tag hatte feiern laſſen müſſen, waren ihr in ihrer Vergänglichkeit mit wunderſamer

Klarheit gegenwärtig. Das Alles war gewesen, war vergangen. Die Kindheit und die Elternliebe, die Jugend und die Liebeshoffnung, die Lebensluſt und das Unglück ihrer Ehe, und immer noch ſtanden die alten Bäume vor dem Fenſter, immer noch hingen dieſe Vorhänge, dieſe Bilder an der alten Stelle, immer noch wiegte der Vogel ſich in ſeinem Ringe und rief ſein ſchnarrendes „Glück auf, Helene!“ durch das ſtille Gemach.

„Glück auf!“ hatte er gerufen, als die Mutter vor langen Jahren dem jubelnden Kinde die Thüre des Zimmers öffnete, in dem die Geburtstagsbeſcheerung ſeiner wartete. „Glück auf, Helene!“ hatte er gerufen, als ſie, das Vaterhaus verlaſſend, Abſchied genommen von dem Lieblingsvogel. Jahre lang hatte die Hand des alten Hauswarts ihn gepflegt, und mitten in ihrer Trauer rief der Vogel auch jetzt noch ſein „Glück auf!“ mit demſelben Tone, mit derſelben Unermüdlichkeit.

Es klang ihr wie ein Spott in dieſem Hauſe und in dieſer Stunde. Die Thränen traten ihr in die Augen. Sie blickte in den Garten hinab. Die Sonne vergoldete ihn mit dem Roth des

Sechzehntes Kapitel.

Die Ueberreste des Barons waren bereits mit allen Ehren in der Familiengruft zur Ruhe bestattet worden, als die Söhne in dem Vaterhause anlangten, in dessen verödeten Räumen die tief gebeugte Helene sie empfing. Acht Tage später trafen der Doctor und Cornelie ein, und zum ersten Male nach so langen Jahren fanden die vier Geschwister sich wieder hier zusammen. Ihr ernstes Wiedersehen, ihr gerührtes Erinnern feierte und ehrte die geschiedenen Eltern, ihre gegenseitige Liebe verband sie, und doch fühlten fast Alle sich unruhig und gedrückt in diesem Hause, das ihnen einst eine so werthe und sichere Heimath gewesen war.

Cornelie konnte des Schmerzes nicht Herr werden, der ſie beim Eintritt in daſſelbe umfangen hatte. Sie konnte das Gefühl der Pein nicht bemeiſtern, mit dem ſie ſich, ihren Mann und ihr Kind in den Zimmern ihres Vaters erblickte, die wiederzuſehen er ihr nie verſtattet hatte, und dies Empfinden ſteigerte ſich, als die Eröffnung des letzten Willens ihr bewies, daß der Vater unverſöhnt mit ihr geſtorben ſei. Noch wenige Tage vor ſeinem Ende hatte er über ihr Erbtheil, das er dem zweiten Sohne Erich's zuerkannt, in anderer Weiſe verfügt, um Helenen den Nießbrauch deſſelben zu übermachen, nach deren Tode es ſeinem zweiten Enkel anheimfallen ſollte. Cornelien war nur ihr Pflichttheil zugewieſen, das ihr zu entziehen, nicht in ſeiner Macht geſtanden hatte.

Konnte ſie nun bei des Doctors eigenem Vermögen und bei ihrer Thätigkeit dieſes Erbes wohl entrathen, ſo blieb das Gefühl, gegen des Vaters Willen in ſeinem Hauſe zu ſein, ihr doch folternd. Da der Doctor, mit freudiger Anerkennung in ſeinem alten Wirkungskreiſe aufgenommen, künftig in ſeiner Vaterſtadt zu leben beſchloſſen hatte,

Schritte führt, die es auf dem Wege des neugewonnenen Lebens gehen ſoll.

Die Geſchwiſter und der Doctor ſtanden ihm zur Seite. Sie hatten um ſeine Ankunft gewußt, aber ſie war der Gräfin verſchwiegen worden, weil man ihr die Ueberraſchung heilſam geglaubt hatte. Niemand ſprach mit ihr von ihrem Verhältniſſe zu dem Geliebten ihrer Jugend, Alle nahmen ihre künftige Ehe mit Friedrich als ein feſtſtehendes Ereigniß an, und dieſer ſelbſt behandelte die Gräfin mit der Sicherheit des Anrechtes, das er an ſie fühlte. Wie zu ihrem Erretter blickte ſie zu ihm empor. Die Mutter hatte ſie zu ſeinem Ideale weihen wollen, Friedrich und die einfache Reinheit ſeiner Natur waren das Ideal geworden, das Helene vor dem Untergange bewahrt, an das ſie ſich angeklammert hatte, ſich zu erheben von ihrem Falle.

Die ernſte, beſchützende Treue, mit der er ihr begegnete, die Wärme, mit der er die Sache der Freiheit vertrat, die feſte Ueberzeugung, welche aus jedem ſeiner Worte ſprach, ſteigerten die Liebe, die ſie einſt für ihn gehegt, zu jener Verehrung,

in der allein das höchſte Glück des Weibes ruht. Hatte ſie ſonſt verlangt, ausſchließlich zu beſitzen, was ſie liebte, hatte ſie Eiferſucht gefühlt gegen Alles, was den Geliebten von ihr abzog, ſo ängſtigte es ſie jetzt, wenn ſie ihn ſeinen Arbeiten, ſeinen Beſtrebungen zu entziehen glaubte. Sie hatte einſehen gelernt, daß die Liebe allein des Mannes Weſen nicht erfüllen kann, aber ſie pries das Loos des Weibes, das ihm vergönnt, ſich ganz dem Leben und Bedürfen eines geliebten Mannes hinzugeben, ſie genoß mit tiefer Dankbarkeit des Friedens, der Liebe, die ſie umgaben, ſie lebte neu auf in der Einfachheit der Empfindungen, in der Wahrheit der Verhältniſſe, in denen ſie ſich bewegte.

Erich's Rückkehr von der Hauptſtadt und vom Landtage unterbrach die gleichförmige Ruhe, deren man ſich erfreute. Der Landtag war geſchloſſen, die Wahlen für die Nationalverſammlung in Berlin, für die Reichsverſammlung in Frankfurt, ſtanden nahe bevor. Erich ging ſchon nach wenig Tagen auf das Gut hinaus in ſeinen Wahlbezirk, der alte Schöne und

der Schullehrer waren ſelber in die Stadt gekommen, Friedrich zu ſehen, und ihm zu ſagen, daß man ihn wählen wolle, wenn er geneigt ſei, die Wahl anzunehmen. Er hatte dieſen Beweis des Zutrauens erwartet, und in Begleitung der beiden Männer folgte er dem Freunde auf das Gut.

Man empfing ihn mit Achtung und Liebe. Selbſt diejenigen Gemeindeglieder, welche einſt ſeine Gegner geweſen waren, erkannten den Nutzen, den ſeine praktiſche Thätigkeit dem Dorfe geſtiftet, und die Erregung, die der Revolution gefolgt war, der Aufſchwung, den die Geiſter genommen, hatte in dieſem Augenblicke die Parteien duldſam gemacht, da jede Partei die Ausſicht hatte, ihre Meinungen vertreten zu können.

Nur die Baronin beharrte in ihrer Abgeſchloſſenheit. Sie und Erich gingen ohne innere Gemeinſchaft nebeneinander her. Eine Thätigkeit, deren Bedeutung Friedrich Anfangs nicht zu enträthſeln vermochte, nahm den größten Theil von Sidoniens Tagen hin. Sie ſchrieb und empfing Briefe aus den entfernteſten Gegenden der Monarchie, und als Friedrich den Freund um das Treiben ſeiner Frau

befragte, ſagte dieſer: „Es iſt eine phantaſtiſche Grille, die ſich ihrer bemächtigt hat. Bei der eiſernen Unbeweglichkeit ihrer Natur beängſtigt die Revolution ſie in demſelben Grade, in dem ſie ihr verhaßt iſt. Sie verlangt nach Beſtehendem, ſie möchte es ſchaffen, und ſo iſt ſie auf den Einfall gekommen, ihre Freundinnen und Freunde zum Feſthalten an dem Alten, zum Feſthalten an alter Zucht und Sitte, an altem Glauben und an altem Rechte zu ermahnen.“

„Welch wunderſames Thun!“ meinte Friedrich mißbilligend.

„Es iſt nicht ſo wunderſam,“ bedeutete Erich, „wenn Du bedenkſt, daß ihre Eltern dem Tugendbunde angehörten, und daß die Bedeutung, welche Frau von Werdek in ihrem Kreiſe genießt, aus jener Zeit datirt. Das hat Sidonie offenbar verlockt. Sie möchte auch Etwas ſchaffen, etwas Selbſtändiges darſtellen, die Stifterin von etwas Dauerndem, Bleibendem werden!“

„Aber der Bund, den ſie begründen will, ſteht Deinen Anſichten entgegen!“ wendete Friedrich ein.

„Nicht ſo ganz!“ antwortete der Baron. „Du

weißt es ſelbſt, daß das gänzliche Brechen mit der Vergangenheit gegen meine Natur, wie gegen meine Ueberzeugung iſt. Erhält man uns im Volke, im Adel ein feſtes Fundament, auf dem wir fortbauend die Entwicklung fördern können, ſo iſt das wohl zu achten und zu nutzen. Und dann," ſagte er nach kurzer Pauſe, „ich ſelbſt fühle, wie ſehr ich meiner Thätigkeit, meiner Intereſſen für das Allgemeine nöthig habe, mich über die Einſamkeit in meinem Hauſe zu tröſten." Er unterbrach ſich wieder und fügte dann bewegt hinzu: „Auch Sidoniens Leben iſt auf Entſagung angewieſen. Sie iſt nicht glücklicher als ich. Mir fehlt der Muth, mir fehlt die Härte, ihr den Rettungsanker zu rauben, an den ſie ſich klammert."

Friedrich hatte ihm ruhig zugehört, und ſchwieg, als jener geendet hatte. Der Freund verſtand dies Schweigen und die Mißbilligung, die es enthielt. „Ueberzeugung gegen Ueberzeugung!" ſagte er, „und zuletzt folgen wir ja Alle den Bedingungen unſerer Natur. Ihr Alle, Du, der Doctor, meine Geſchwiſter, Ihr ſeid mehr oder weniger zur Gewaltthat, zum Extrem, zur ſcharfen Entſcheidung

geneigt. Mir widerſtrebt ſie. Ich haſſe die Gewalt, wo ich Vermittlung möglich glaube; ich ſcheue mich, vorſchnell einzugreifen, wo ausharren und ſich in verſtändiger Geduld beſcheiden, irgend noch Erfolg verſpricht. Vermittelung wird uns Noth thun in jeder Art und Weiſe! Ihr müßt Eure Straße gehen, ich die meine. Der Punkt iſt vielleicht nicht fern, wo unſere Wege aufeinanderſtoßen, wo Ihr froh ſein werdet, mir zu begegnen und ich Euch!"

Friedrich war betroffen. Er fühlte den Einfluß, den Sidonie bereits wieder über ihren Gemahl gewonnen hatte, aber er verſuchte nicht, ihn zu brechen, denn er ſelbſt war nur zu ſehr durchdrungen von des Freundes Ueberzeugung, daß Jeder den Bedingungen ſeiner Natur zu folgen habe, daß jedes Ueberſpringen der ihm naturgemäßen Grenzen ſich an dem Menſchen rächt, der es zu leiſten unternimmt.

Sidonie empfing ihn höflich aber kalt. So oft Erich mit dem Freunde über ſeine künftige Ehe mit Helenen ſprach, und Friedrich Plane machte, in der Heimath irgend einen kleinen Landbeſitz zu erwerben, um neben ſeinen dichteriſchen Arbeiten

eine praktiſche Thätigkeit, neben geiſtigem Schaffen den friſchen, anregenden Zuſammenhang mit der Natur und mit den Menſchen nicht zu entbehren, wendete Sidonie ſich von der Unterhaltung ab. Nur einmal ſprach ſie es gegen Friedrich aus, ſie halte es für unmöglich, daß die Gräfin ſich in ländlicher Zurückgezogenheit behagen könne, und als Erich ihr den Vorſchlag machte, ihn, nachdem die Wahlen beendet waren, in die Stadt zu begleiten, lehnte ſie es ab.

So kehrten die Männer denn allein zurück. Erich war für Berlin, der Doctor und Friedrich für Frankfurt gewählt worden, ihre Abreiſe ſtand nahe bevor. Auch Georg hatte die Geſchäfte für die Seinigen abgeſchloſſen und rüſtete ſich, nach England zurückzugehen.

Cornelie hatte erſt daran gedacht, ihren Gatten zu begleiten, aber die Rückſicht auf Helene hielt ſie zurück, und man beſchloß, daß die beiden Frauen erſt im Laufe des Sommers nach Frankfurt gehen, und der Doctor dort die Vorbereitungen für ihre Ankunft treffen ſollte.

Helene hatte ſich augenſcheinlich erholt. Die

Entfernung von Friedrich hatte ihr Zeit gegeben, ſich an das Licht zu gewöhnen, das nach langer Dunkelheit ihr aus der Zukunft entgegenſtrahlte. Alle erſehnten es für ſie, ſelbſt Auguſte ſprach es aus, daß ihr Mann und ſie Nichts aufrichtiger verlangten, als dies Verhältniß, das ſo vielen Kummer verurſacht, ſo vielen Anſtoß gegeben habe, nun endlich zu einem verſöhnenden Abſchluſſe kommen zu ſehen.

Auguſte bewegte ſich, nachdem die erſte Erſchütterung vorüber war, in welche das Wiederſehen Friedrich's ſie verſetzt hatte, mit unerwarteter Unbefangenheit ihm gegenüber, und daß ſie einſt ſich von Georg gekränkt gefühlt, ſchien ſie ſelbſt nicht mehr zu wiſſen. Die Neigung und das Anſehen ihres Mannes, deſſen gute Umgangsformen und deſſen Bildung ihn den Anderen ſelbſt bei der Verſchiedenheit ihrer Meinungen nie ſtörend werden ließen, gaben Auguſten eine feſte, ruhige Haltung, und als man am Abende vor der Abreiſe der Männer in des Doctors Hauſe noch einmal zuſammen kam, die letzten Stunden gemeinſchaftlich zu verleben, konnte Auguſte den Scheidenden mit

Zuverſicht verſprechen, daß ſie und ihr Mann Cornelien und Helenen nicht fehlen würden, ſollten ſie ihrer in irgend einer Art bedürfen.

Als der Superintendent und ſeine Frau ſich dann entfernt hatten, blieben die Freunde noch zurück, und die Ausſicht auf ihren neuen Wirkungskreis beſchäftigte Erich's, des Doctors und Friedrich's Seelen lebhaft. Freudige Hoffnung belebte ſie Alle, dem muthigen Blicke in die Zukunft einte ſich ernſte Rückerinnerung, und wie gemeinſames Streben ſie fortan vereinen ſollte, ſo hatte ein langes, vergangenes Leben ſie durch wechſelnde Verhältniſſe unauflöslich verbunden.

„Denkt Ihr noch des Tages," ſagte der Doctor, „es werden bald achtzehn Jahre ſein, an dem wir die erſten Nachrichten von der franzöſiſchen Revolution erhielten? Damals glaubten wir Alle, Jeder mehr oder minder fertig, mehr oder minder gefeſtet in ſeinen Anſichten zu ſein, und Keiner von uns Allen iſt geblieben, was er war. Die Zeit hat Jeden von uns umgewandelt, was ſich ſchroff entgegenſtand in unſeren Anſichten, hat ſich ausgeglichen — —"

„Ausgeglichen?“ fragte Erich zweifelnd.

„Wer kann denn an eine vollständige Ausgleichung denken? Sie wäre ja der Tod der Fortentwicklung!“ rief Georg.

„Gewiß!“ entgegnete Friedrich, „aber was wir durch die Wandlungen gewonnen haben, die wir erlitten, das iſt eben die Einſicht von der nothwendigen Verſchiedenheit der Menſchen, die Duldſamkeit gegen jede Individualität und ihre ehrliche Ueberzeugung, und —“

„Den Glauben an die rechte, wahre Liebe!“ ſagte Cornelie, indem ſie den Nacken ihres Mannes umſchlang und ſeine Stirne küßte.

„Ja! Du treues Weib!“ rief der Doctor. „So laßt uns denn auch muthig vorwärts gehen, Jeder auf ſeine Weiſe ſeinen rechten Weg zu ſuchen, und nicht verzagen, wenn der Wechſel der Stunde uns Böſes und Gutes, wenn er uns neue Wandlungen bringt!“

Ende.

8540 - 11
am

3 2044 051 1

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER

WIDENER
BOOK DUE
OCT 24 1983
CANCELLED

WIDENER
BOOK DUE 1983
NOV 28 1983
CANCELLED

WIDENER
NOV 29 1999
MAY 2000
BOOK DUE
CANCELLED